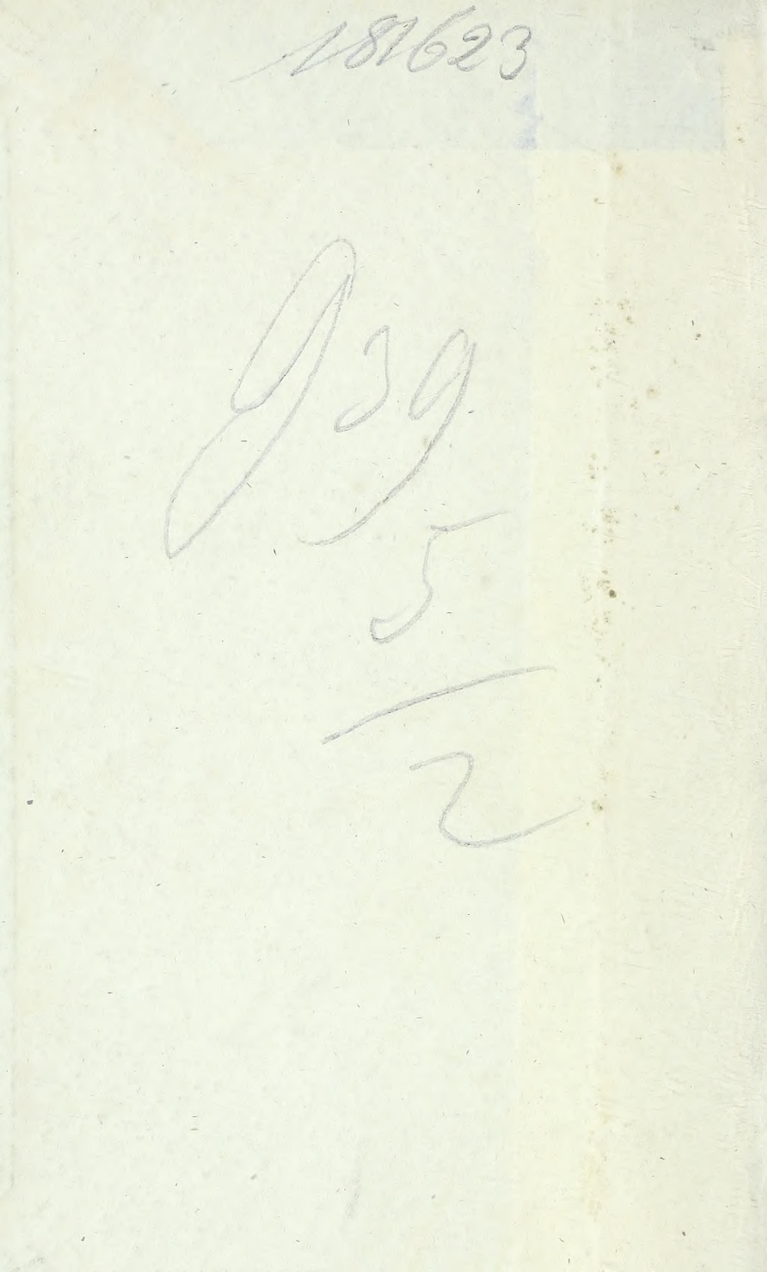
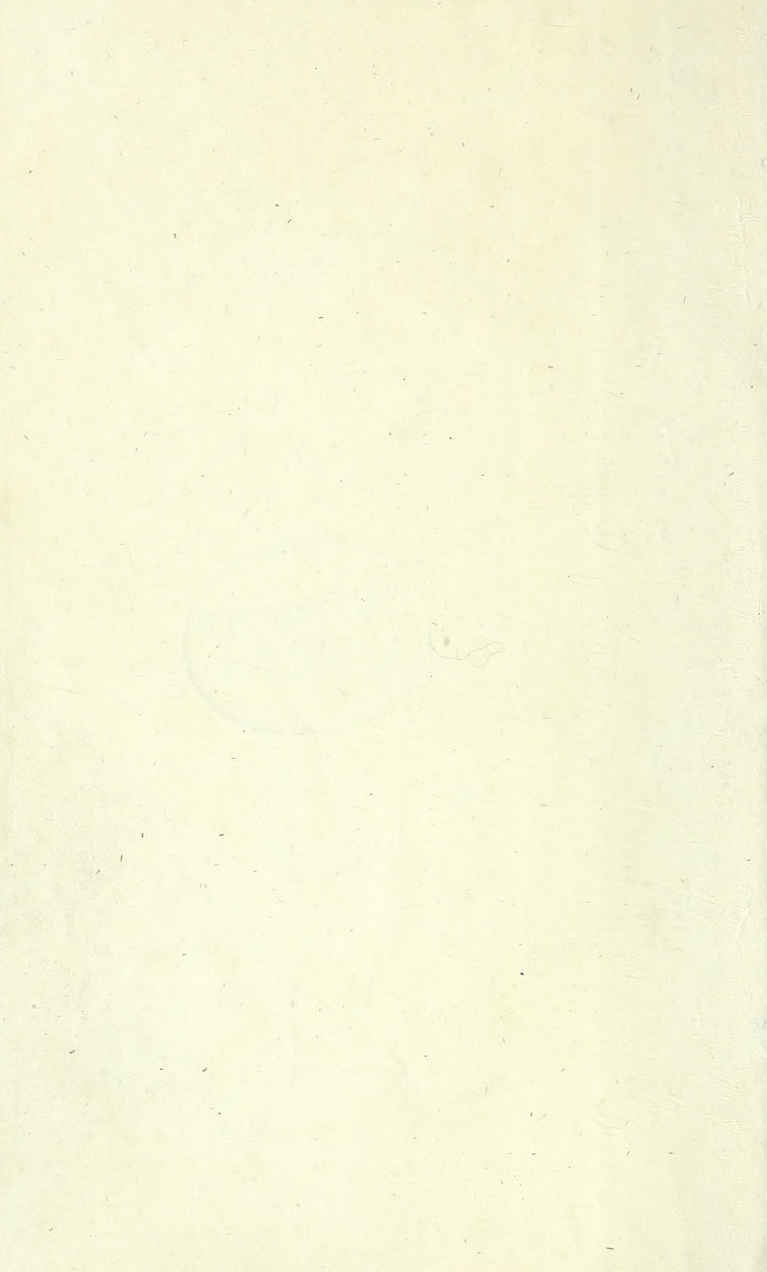





RASTATTER
MUSEUM



Freiheit und Sclaverei

unter dem Sternenbanner

oder

Land und Leute in Amerika

von

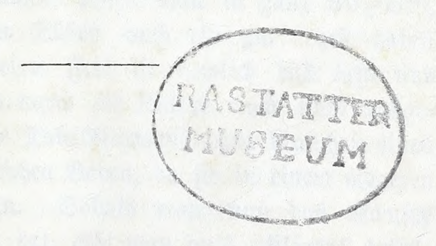
Theodor Griesinger.

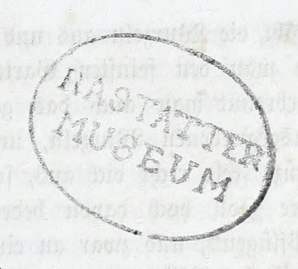
Zweiter Theil.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1862.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite





16.

Wie pflanzt man in Virginien den Tabak und wie in Georgien die Baumwolle?

Eine Tabakspflanzung nimmt meistentheils einen Raum von fünfhundert bis zu zweitausend Acker Landes ein, und die Zahl der Neger, welche man darauf zu halten hat, variirt zwischen fünfzig und hundert und fünfzig. Mag nun aber eine solche Plantage groß oder klein sein, so ist die Art und Weise, wie sie betrieben wird, doch immer die ganz gleiche.

Das erste Geschäft im Frühling, d. h. im Februar, besteht darin, daß man ein sogenanntes „Beet“ für die Saamenpflanzen in der Größe von vier bis fünf Morgen herrichtet, und hiezu paßt am Besten ein Stück unkultivirten Feldes oder Waldes, dessen man in ganz Virginien, sowie überhaupt im Süden noch ein gut Theil haben kann. Das uncultivirte Feld ist nemlich das beste und fruchtbarste, weil es durch die Kultur noch nicht ausgesogen wurde, und die Tabakssamenpflanzen brauchen einen recht fetten, humusreichen Boden, da sie in einem mageren gar nicht fortkommen. Sobald man nun das bewußte Stück Feld erworben hat, geht man an's „Klären“ desselben, d. h. man haut die Bäume und das Gesträuch um,

gräbt die Wurzeln aus und richtet das Ganze so her, als ob man den feinsten Garten anlegen wollte. Deßwegen verbrennt man auch das gehauene Holz mit sammt den ausgegrabenen Wurzeln, und streut die Asche über das ganze Feld recht dick aus, so daß dieses gleichförmig mehrere Zoll hoch davon bedeckt wird. Nun geht es an's „Pflügen", und zwar an ein gedoppeltes, wenn nicht gar dreifaches Pflügen, denn es darf keine große Scholle, kein harter Knollen und nicht einmal eine Unebenheit zurückbleiben; zum Schlusse aber, d. h. zu Anfang März, säet man die vier oder fünf Morgen recht dicht mit Tabakssamen ein. Nach drei bis vier Wochen, also Ende März oder längstens Anfangs April, keimen die Pflänzchen, und dann bedeckt man dieselben, um sie vor einem etwaigen Frost zu schützen, mit einer dicken Lage von Cedern- oder Fichten-Reisach. Mitte April übrigens pflegt es in Virginien, sowie in den übrigen Haupttabaks-Staaten, also in Maryland, Kentucky u. s. w. u. s. w. schon so warm zu sein, daß man die Reisachdecke wenigstens den Tag über entfernen darf, und diese Zeit benützt man, um alles Gras und Unkraut sorgfältig auszujäten. Nachts jedoch breitet man die schützende Decke immer wieder über die junge Pflanzung aus, da dieselbe außerordentlich empfindlich ist. Sie gedeiht übrigens fast sichtlich und Ende April oder Anfangs Mai haben die Schößlinge beinahe immer die Stärke erreicht, welche nöthig ist, um sie in das sogenannte „Tabaksfeld" versetzen zu können.

Zum Tabaksfeld verwendet man gewöhnlich vierhundert bis tausend Acker Landes (etwa drei Viertheile der ganzen Pflanzung, während das letzte Viertel für den Anbau von Mais, Kartoffeln und anderen Früchten reservirt

bleibt), und zwar in einer einzigen ununterbrochenen Fläche. Gepflügt wird diese Fläche zum erstenmale im März und dann wieder im April; denn der Boden soll so locker als möglich sein. Ende April theilt man denn das ganze ungeheure Stück Feld in kleine würfelförmige Quadrate ein, die etwa vier Fuß von einander entfernt liegen, und zieht um jedes Viereck eine tiefe Furche, in welche alle Feuchtigkeit abfließt. Um diese Zeit treten gewöhnlich warme Regen ein, und sowie dies geschieht, so wird Alles, was Hände hat, d. h. die alten Sclaven wie die jungen und die männlichen wie die weiblichen, aufgeboten, um Pflanzen aus dem Tabaksbeete zu holen und in's Tabaksfeld zu versetzen. Natürlich geschieht dieß aber nicht in einem verwirrten Durcheinander, sondern in einer fest bestimmten Ordnung, indem der Overseer die sämmtlichen Sclaven in Rotten eintheilt und jeder Rotte ein bestimmtes Quantum von Quadraten zum Anpflanzen anweist. So lange der Regen dauert, wird auf's Eifrigste gearbeitet, denn die Pflänzchen gedeihen am Besten, wenn sie bei ihrer Versetzung „beregnet" werden. Ebendeßwegen muß man aber auch alsobald mit dem Versetzen nachlassen, wenn der Himmel wieder hell wird, indem die bei trockener Witterung gepflanzten Tabakskräuter alsobald absterben. Am allerschädlichsten wirkt ein jäher Sonnenschein auf die frischen Setzlinge ein, und man darf darauf zählen, in diesem Falle eine Menge derselben nachsetzen zu müssen. Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß fast der ganze Monat Mai mit dem Versetzen der Tabakspflänzchen hingebracht wird, denn wenn man auch an den Regentagen, ohne irgend Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Sclaven zu nehmen, vom frühesten Sonnenaufgange an bis in die

sinkende Nacht hinein arbeitet, so kosten doch sechs- oder achthundert Morgen Landes gar viel Mühe und Zeit, und überdieß kommen eben auch Tage, an denen es nicht regnet!

Endlich jedoch ist das ganze Feld bestellt und sogar die ausgegangenen Pflänzchen hat man sämmtlich nachgesetzt. Frisch und fröhlich gedeiht der Tabak, und man glaubt es ordentlich zu sehen, wie er in die Höhe schießt und wie seine Blätter sich mehr und mehr ausdehnen. Allein jetzt erst beginnt das Hauptgeschäft, denn nunmehr handelt es sich darum, den Boden von Unkraut rein zu erhalten. Tagtäglich also rückt der Overseer mit allen Händen in's Feld und theilt jeder Rotte eine bestimmte Portion Landes zu, aus welcher sie bis zum Sonnenuntergang die wuchernden Gräser und Schlingpflanzen zu entfernen hat. Dieß geschieht gewöhnlich mit der Hacke, nicht selten aber muß man auch die Finger anwenden, indem gar viel daran liegt, auch die letzte Spur des Unkrautes, das der Tabakspflanze die nöthige Nahrung, das nöthige Licht und die nöthige Wärme entzieht, zu vertilgen. Allein nicht bloß gegen das Unkraut muß man zu Felde ziehen, sondern die Tabakspflanzen haben einen noch viel mächtigeren Feind, welchem man, wenn nicht alle Hoffnung auf eine gute Ernte verloren werden soll, mit Aufwendung aller Kräfte entgegentreten muß. Dieser neue und größte Feind des Tabaks ist der sogenannte „Tabakswurm“, ein grundekelhaftes Geschöpf, das eine hellgrüne Farbe hat und durch eine lange Reihe von dunkeln Ringen um den Leib, ein fast schlangenhaftes Ansehen gewinnt. Wenn ausgewachsen, erlangt das Thierchen die Größe und Dicke eines Mannsdaumens; allein trotz dieses geringen Umfanges ist seine Gefräßigkeit so groß, daß eine Heuschrecke nicht mit ihm

verglichen werden darf. Ueberdieß pflanzt es sich in solch ungeheuerlicher Schnelligkeit und Progression fort, daß es, wenn einmal in einem Tabaksfelde einheimisch, eine ganze Pflanzung in wenigen Wochen vernichten würde, sobald man es ruhig gewähren ließe. Kein Wunder also, wenn alle Mittel zu seiner Vertilgung aufgeboten werden, denn die Gefahr ist wirklich außerordentlich! Kein Wunder, wenn man, sobald man sich von der Gewißheit seines Vorhandenseins (man findet den Wurm hie und da schon im Tabaksbeete, meistens aber tritt er erst verheerend auf, wenn die Pflanzen zu voller Ueppigkeit erstarkt und dem Blühen nahe sind) überzeugt hat, alle nur irgend verfügbare Nigger in's Feld schickt, um ihn mit dem Messer oder der Hand zu tödten! Aber ein mühseliges Geschäft ist's und ein gränzenlos ekelhaftes dazu, denn man muß jede einzelne Pflanze auf's Genaueste untersuchen und das widrige Geschöpf, wo es sich auch unter einem Blatte eingenistet haben mag, mit den Händen herausgrübeln, um es sofort zu erdrücken. Allein — so unappetitlich diese Arbeit auch, selbst für einen Nigger, erscheint — was sein muß, muß sein, denn es handelt sich um den Ertrag eines ganzen Jahres!

Doch was hülfe aller Fleiß der Neger und was alle ihre Behendigkeit, wenn der Feind einmal wirklich überhand genommen hat? Wahrhaftig es wäre ihnen unmöglich, Herr über ihn zu werden, gäbe es nicht ein Paar „Verbündete“, welche besser im Felde und tapferer in der Vertilgung sind, als sämmtliche Niggerhände! Wer sind nun aber diese Verbündeten? Einfach — Enten und Truthühner! Ja in der That Enten, und zwar wirkliche, veritable Enten, wie wir sie auch in Europa haben. Diese

sind nemlich von Natur geschworene Feinde oder vielmehr Liebhaber des Tabakswurms, wie sie denn bekanntlich überhaupt Würmer und ähnliche Gethiere jeder andern Speise vorziehen. Hält man also auf einer Pflanzung eine gehörige Anzahl dieser Thiere und treibt sie sodann auf das Tabaksfeld hinaus, so werden sie sich sogleich über die Würmer wie über einen Leckerbissen hermachen; allein leider kann man nur da Enten halten, wo man einen Fluß oder einen See in nächster Nähe hat, denn bekanntlich gehören jene Thiere zu den Schwimmvögeln, welche mehr im Wasser zu leben gewohnt sind, als auf dem Lande, und da nun nicht jede Pflanzung sich rühmen darf, einen See oder einen Fluß zu besitzen, so kann man auch nicht überall Enten halten. Ueberdieß verspeisen die besagten Schwimmvögel die Würmer nur „con amore", wie der Italiener sagt, und lassen sich durchaus nicht überreden, ein größeres Quantum zu sich zu nehmen, als ihr Appetit verlangt. Ja sie sind sogar so hartnäckig, daß man sie kaum eine Stunde im Tabaksfelde aufhalten kann, indem sie nach Verfluß dieser Zeit, ohne sich irgend aufhalten zu lassen, regelmäßig dem Wasser zueilen. Was können also Enten viel gegen den Tabakswurm nützen, auch wenn man deren eine ganze Legion hielte?

Etwas ganz anderes ist es mit den „Turkeys", oder Truthühnern (bei uns heißt man sie auch welsche Hühner), denn von diesen vertilgt ein einziges Exemplar, wenn es einmal an's Fressen kommt, innerhalb sechs Stunden wenigstens so viel, wenn nicht mehr, Tabakswürmer, als fünf Männer in einem ganzen Tage mit allem Fleiße vernichten können. Nur leider lieben die Truthühner die besagte Speise nicht, sondern haben sogar eine Art

Horror oder Aversion vor dem ekelhaften Gethier. Dessen ungeachtet müssen die armen Turkeys daran glauben, denn man hat ein Mittel, sie zum speisen zu nöthigen. Dieses Mittel basirt sich auf ihre Gefräßigkeit, und wenn man die Sache recht angreift, so geht man fast nie fehl. Man errichtet also auf jeder größeren Tabaksplantage einen hohen, luftigen und geräumigen Hühnerstall, in welchem zweihundert oder mehr Turkeys mit Bequemlichkeit Platz finden und versieht ihn mit langen Querstangen, damit die Thiere, was man sagt, aufsitzen können. Geschieht dieß nicht, so ruhen dieselben nicht gehörig aus, und sind dann den andern Tag zu aller Arbeit unfähig. Abends nun sperrt man sie in den Stall, gibt ihnen aber, Wasser ausgenommen, lediglich gar nichts, so daß sie Morgens einen recht nüchternen Magen haben. In aller Frühe öffnet man den Stall, und „Hunger-entbrannt" stürzen sich die Turkeys heraus, um instinktiv dem nächsten Walde oder noch lieber dem Maisfelde der Pflanzung zuzueilen. Dieß aber muß um jeden Preis verhindert werden, und deßwegen stellt man ganze Reihen von Negern auf, welche mit Stäben bewaffnet sind und die Thiere dem Tabaksfelde zutreiben. Anfangs wollen dieselben nicht, allein da sie zum Glück nicht zu fliegen im Stande sind, weil man ihnen die Flügel vorher beschnitten hat, so können sie, wenn man sie ordentlich bewacht, unmöglich ausbrechen, und somit gelingt es fast regelmäßig, dieselben in das Tabaksfeld hineinzutreiben. Kaum ist dieß geschehen, so beginnt auch die Jagd auf das Gewürm, und nunmehr hat man wahrhaftig gar keinen Begriff, welche Verwüstung diese Thiere unter denselben anrichten. Hätte man die Turkeys zuvor auch nur ein einziges Körnchen Mais oder Waldsamen verzehren

lassen, so würden sie um keinen Preis angebissen haben, aber jetzt treibt sie der Heißhunger zum fressen, und sie fressen nun so lange, bis sie nicht mehr können. Ja bis oben hinauf füllt sich ihr Schlund mit Würmern an und man staunt, welch Ungeheures eine Heerde von zweihundert Hühnern in wenigen Stunden ausrichten kann! Sind aber dieselben einmal voll, so darf man sie nicht länger im Tabaksfelde lassen, weil sie sonst einen Ekel bekämen; sondern man muß sie eilends auf den freien Platz vor das Hühnerhaus zurücktreiben und ihnen hier Wasser und Mais zur Genüge vorsetzen. Wäre man mit letzterem geizig, so würden die Vögel bald matt und elend, denn die Tabakswürmer sind an sich nicht nahrhaft, sondern schwächen im Gegentheil den Körper, weil sie abführend wirken, und somit müßte nothwendiger Weise die ganze Heerde von Turkeys schon nach wenigen Tagen in einen Zustand schwindsüchtiger Kränklichkeit verfallen, wenn man ihnen nicht ein stärkendes Gegenmittel reichte. Dieses Gegenmittel aber ist eben der Mais, der ihnen, mit Wasser genossen, den Magen wieder einrichtet, und den sie, weil er ihre Lieblingsspeise ist, Nachmittags in kaum geringerer Quantität verzehren, als Morgens die Tabakswürmer. Auf diese Art gelingt es, die Turkeys im Stande zu erhalten, und wenn sie die Nacht durch gut geschlafen haben und der Hunger von Neuem erwacht ist, so gehen sie den andern Tag mit neugestählter Kraft wieder an die Arbeit, so daß man fast immer darauf rechnen kann, in einem Zeitraume von vierzehn Tagen alle Würmer, selbst wenn es deren Millionen waren, vollständig vertilgt zu sehen. Ist es also bei so bewandten Umständen ein Wunder, wenn man keine einzige Tabaksplantage antrifft, auf welcher nicht

zwei-, drei- oder vierhundert Truthühner gehalten würden. Freilich das „ganze“ Geschäft versehen diese Vögel nicht, sondern man muß vielmehr, weil sie in ihrer Gefräßigkeit zu schnelle vorwärts eilen, eine sogenannte „Nachlese“ halten, d. h. die Nigger müssen hinter ihren zweibeinigten Verbündeten hergehen, um diejenigen Würmer, welche von denselben in ihrer Hast übergangen wurden, nachträglich zu vertilgen.

Das Unkrautausjäten und das Tabakswurmzerstören dauert gewöhnlich bis Ende Juli oder Anfangs August; von dieser Zeit an aber sind die Tabakspflanzen meist so weit erstarkt, daß sie alle anderen Gewächse von selbst abtreiben. Die Tabaksblätter nemlich breiten sich so sehr aus, daß sie keiner andern Pflanze mehr Licht und Wärme zukommen lassen, und somit stirbt alles Gras und alles Schlingkraut rings herum ab, ohne daß Menschenhände etwas dazu thun dürften. Allein nunmehr beginnt ein neues Geschäft für die Nigger, denn die Zeit der Ernte, die wichtigste auf einer jeden Pflanzung, naht heran. Vor Allem müssen den sämmtlichen Tabakspflanzen die Spitzen abgebrochen werden, damit sich keine Samen-Kapseln bilden, sondern alle Kraft in die Blätter gehe, und gleich darauf hat man mit dem Abschneiden derjenigen dieser Blätter, die inzwischen gezeitigt haben, zu beginnen. Mitte August nemlich fängt der Tabak zu reifen an, aber natürlich ganz ungleich; denn wenn verschiedene Blätter an einer Staude schon Anfangs August zu gebrauchen sind, so erreichen dagegen die meisten übrigen erst Mitte September ihre vollständige Zeitigung. Je nachdem nun die Letztere vor sich geht, schneidet man die Blätter ab, läßt sie aber dann einige Tage lang am Boden liegen, bis sie gehörig

dürr sind. Nun nimmt man jedes einzelne Blatt, schlitzt die Stängel auf, um das Trocknen noch mehr zu erleichtern, bringt den Tabak sofort in's Trockenhaus, und hängt ihn daselbst in gehörigen Zwischenräumen auf, damit auch der letzte Rest von Flüssigkeit entfliehe. Die letzten Blätter werden längstens Ende Oktober oder Anfangs November eingeheimst, weil man die kalten Nachtthaue oder gar vollends die Frühfröste, welche dem Tabak ungemein schaden, nicht abwarten darf, und darauf geht es an den Schluß der Arbeit, nemlich an das Zusammenbinden der trockenen Blätter in große Ballen, in welcher Gestalt sie zum Verkaufe kommen. Dieser Verkauf findet im Dezember, längstens im Januar statt, und wenn die Nigger den letzten Tabaksballen aufgeladen haben, so ist man mit der Arbeit eines Jahres fertig geworden.

Aus dem bisher Gesagten ersieht man zur Genüge, daß die Arbeit auf einer Tabakspflanzung keineswegs sehr hart sein kann. Allerdings gibt es in den Sommermonaten, d. h. vom Anfang Mai bis zum Ende des Septembers nicht wenig zu thun, denn außer dem Tabaksfelde ist auch noch das Maisfeld, sowie der für die Kartoffeln und den Waizen bestimmte Theil der Plantage zu kultiviren; allein der Mais, die Kartoffeln und der Waizen machen im Ganzen nur wenig Mühe, und wenn einmal der Tabak eingeheimst ist, so tritt eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe ein, welche den armen Leibeigenen zu gute kommt. Im „eigentlichen" Winter besteht die ganze Arbeit im Fällen des nöthigen Brennholzes (in dem zur Pflanzung gehörigen Wald), in der Verbesserung der sogenannten „Fenzen" oder Zauneinfriedigungen, welche um die ganze Plantage herumgehen, im Klären des Landes, welches zum Tabaks-

beet hergerichtet werden muß, sowie im Umpflügen des Tabaksfeldes selbst. Diese sämmtlichen Geschäfte aber sind nicht besonders anstrengend und überdieß geschieht alles mit Muse und Bequemlichkeit, so daß Niemand „überangestrengt“ wird. Somit sind die Nigger auf den Tabakspflanzungen verhältnißmäßig sehr gut daran, besonders auch weil sie des vielen Maises und der Kartoffeln wegen, die man pflanzt, im Vollauf zu essen haben. Weit schlimmer dagegen ergeht es nicht selten dem Pflanzer, d. i. dem Inhaber der Plantage und des Herrenhauses, und zwar einfach deßwegen, weil seine Pflanzung mit jedem Jahr weniger produzirt und somit sein Einkommen ein verhältnißmäßig immer geringeres werden muß. Woher kommt nun aber dieß? Um es kurz zu sagen daher, daß der Tabaksbau den Boden ungemein ausmergelt! Dieser letztere besteht in Virginien, wie auch in den meisten übrigen südlichen Tabaksstaaten, aus einem röthlichen mit Sand vermischten Lehm, welcher sich vorzüglich zum Anbau des Tabaks eignet und auch zu der Zeit, als man diese Länder zu kultiviren begann, äußerst fruchtbar war. Allein seit fast mehr als einem Jahrhundert wurden ihm Jahraus Jahrein dieselben Lasten zugemuthet, denn man pflanzte diese ganze Zeit über nur Tabak und nichts als Tabak, ohne daß je auch nur eine einzige Fuhre Dünger auf ihn geworfen worden wäre; ja ohne daß man ihm auch nur ein einziges Jahr Ruhe gegönnt hätte! So kam es denn ganz natürlich, daß in manchen Gegenden die Ertragsfähigkeit des Landes sich mit jedem Jahr mehr abschwächte und am Ende ganz aufhörte. Das Riedgras, welches sich auf jedem erschöpften Boden in Masse einstellt, war bald nicht mehr zu bewältigen, und das Ende vom Liede war,

daß man die Pflanzung verlassen mußte, weil der Anbau derselben nichts mehr eintrug. Kaum jedoch hatte man den Boden sich selbst überlassen, so bedeckte er sich in einer unglaublich kurzen Zeit mit einem ungeheuren Dickicht von jungen Rothcedern, welche ihn bald in eine totale Oede verwandelten, und daher kommt es denn auch, daß man oft und viel in Virginien auf förmliche Wildnisse stößt, die sich auf fünf, sechs oder sieben Meilen weit erstrecken. Inmitten derselben liegen die Ruinen der verlassenen Herrenhäuser, aber ringsherum ist auch nicht die geringste Spur von Kultur mehr zu finden, und die fenster- und thürlosen, halb zerfallenen Wohnungen erinnern nur noch durch ihre Schornsteine an das Leben, welches einstens hier geherrscht. Freilich wären die Eigenthümer dieser Distrikte „Bauern" statt „Plantagenbesitzer" gewesen, hätten sie das Land in kleinere Parzellen abgetheilt gehabt, welches sie mit einigen Knechten selbst zu kultiviren im Stande gewesen wären, würden sie mit den Gewächsen abgewechselt haben, statt immer bloß Tabak zu bauen, und hätten sie nebenbei noch die zu einer ordentlichen Düngung nothwendige Viehzucht getrieben, — dann wäre sicherlich der Boden selbst jetzt noch eben so ertragsfähig, wie vor hundert oder hundert und fünfzig Jahren. So aber — nun das Unrecht straft sich immer selbst, gerade wie auch der Unverstand!

Allein mit den bereits eingegangenen Tabakspflanzungen hat das Plantagenelend in Virginien noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht, denn es giebt daselbst noch immer eine Menge von Besitzungen, die zwar für jetzt noch nicht aufgehört haben zu existiren, die aber früher oder später ebenfalls dem Untergang geweiht sind. Das

einzige Gegenmittel wäre, „das Land zu parzelliren und die ganze Niggerplantagen=Wirthschaft über den Haufen zu werfen", aber hiezu sind die Eigenthümer der Herrenhäuser viel zu stolz und aristokratisch. So haben's ihre Groß=eltern getrieben und so wollen's auch sie treiben! Darum haben auch Viele von ihnen mit ihren zerfallenden Herren=häusern und mit ihren nackten, ausgehungerten schwarzen Leibeigenen (denn auf einer ausgemergelten Tabaksplan=tage müssen die Nigger natürlich ebenso sehr, wenn nicht mehr, Noth leiden, als die Herren selbst) eine so gar große Aehnlichkeit mit jenen Edelherren Deutschlands, welche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, trotz der verän=derten Zeitumstände, fortfuhren, Nachteulen gleich, auf ihren geborstenen Burgen fortzuhausen, und dazu einen äußeren Glanz erheuchelten, der über ein Bettlergewand geworfen war. Andere aber und zwar die Meisten, sind, durch die Noth getrieben, auf ein noch weit schlimmeres Mittel gefallen, der Nichtertragsfähigkeit ihrer Pflanzung unter die Arme zu greifen, nemlich „auf die Nigger=Züch=terei", welche man wohl als die gemeinste und niederträch=tigste Art, Nutzen aus einer Sclavenplantage zu ziehen, bezeichnen darf. *)

So steht es um einen großen Theil sowohl Virginiens, als auch Maryland's, Kentucky's und Missouri's. Den=noch aber gibt es noch gar viele Tabaksplantagen, die, weil sie einen besonders guten Boden besitzen, noch im alten Flore stehen, und diesen hat unsere obige Schilderung vom Bau der Tabakspflanze gegolten. Sehen wir nun aber

---

*) Das Nähere hierüber findet der Leser in dem Kapitel: „Sclavenhandel in Amerika."

auch, wie es mit der Kultur der Baumwolle gehalten wird, denn es muß uns doch daran gelegen sein, den Gegensatz zwischen einer Baumwollenplantage und einer Tabakspflanzung richtig ermessen zu können.

Vor allem fällt uns auf, daß eine Baumwollenplantage gewöhnlich einen weit größeren Umfang hat, als eine Tabakspflanzung; denn wenn die größte der letzteren vielleicht nicht mehr als zweitausend Acker umfaßt, so giebt es unter den ersteren gar manche von fünf, sechs, oder gar zehntausend Morgen. Im selben Verhältnisse steht auch die Anzahl der Sclaven, welche gehalten werden, und zwar besitzt ihrer mancher Baumwollenbaron von Tausend bis zu Zweitausend. Hieraus schon kann man sehen, wie viel reicher der Baumwollenplantagenbesitzer sein muß, da ja jeder Sclave im Durchschnitt einen Werth von mindestens fünfhundert Dollars hat!

Eine ebenso große Verschiedenheit herrscht in Beziehung auf die Arbeit. Auf einer Baumwollenplantage nemlich giebt's das ganze Jahr hindurch, selbst im Winter, keinen eigentlichen Stillstand, im Frühling, Sommer und Herbst aber müssen die Nigger eine Behendigkeit und Ausdauer entwickeln, von welcher man auf einer Tabakspflanzung lediglich nichts weiß. Die ruhigste Zeit sind allerdings auch hier die Monate Dezember, Januar und Februar; allein das Feldeinzäunen (das „Fenzenmachen"), das Gräbenziehen, das Holzfällen und was dergleichen mehr ist, nimmt die Schwarzen meistentheils so sehr in Anspruch, daß von vielen Feiertagen keine Rede sein kann. Ueberdem beginnt um diese Zeit auch schon die „Hauptarbeit", denn im Januar müssen auf jeder Pflanzung fünfzig oder sechszig Acker Landes neu geklärt werden, und im Februar

hat man mit dem Umpflügen des gesammten Baumwollenfeldes den Anfang zu machen. Dieses Pflügen, vermittelst welches man die alten Baumwollenstauden unter die Erde schafft, damit sie als Dünger dienen, geschieht meist mit Maulthieren, deren man in sehr hartem Boden zwei, in leichterem aber eins vorspannt. Man hält deßwegen auf einer Baumwollenplantage von tausend Ackern nie unter fünfzig, auf einer von zehntausend Morgen aber bis zu fünfhundert solcher Thiere, und außerdem stehen auch die Pferdestallungen nicht leer, obwohl die Rosse, weil sie keinen so steten Zug haben, als weniger tauchlich erachtet werden. Ochsen jedoch findet man, trotz ihrer Nützlichkeit, nur selten, denn wenn man sie vorspannt, so geht's mit der Arbeit zu langsam vorwärts.

Gleich nach dem Pflügen kommt die Einsaat und vom März bis zur Mitte April müssen auch auf der größten Plantage alle Baumwollenfelder bestellt sein. Allein das Einsäen nimmt doch so viel Zeit weg, daß auf den zuerst vorgenommenen Aeckern die Baumwollenstauden schon fast einen Schuh hoch stehen, bis in den letzten Aeckern der Saamen unter den Boden gebracht ist. Ist's mit dem Säen vorbei, so geht's an's Furchenziehen, d. h. es werden je in einer Entfernung von fünf Fuß durch die ganze Länge des Baumwollenfeldes mit einem besondern Pfluge tiefe Rinnen gezogen, zwischen welchen die Fruchtfelder gleichsam als schmale Hügel hinlaufen, und zwar geschieht dieß deßwegen, damit, weil die Baumwollenstaude keine allzugroße Nässe erträgt, alle Feuchtigkeit in die Rinnen ablaufe. Welch' ungeheuer lange Linien aber diese Rinnen bilden, kann man sich denken, wenn man erfährt, daß das ganze Baumwollenfeld, selbst auf der größten Plan=

tage, nur aus höchstens drei abgesonderten Stücken besteht!

Im Mai und Juni beginnt die Blüthe der Baumwolle und nun gewährt die Plantage einen gar wundersam herrlichen Anblick. Die Stauden sind dann bereits über drei Fuß hoch und haben eine solch' zahlreiche Menge von Zweigen getrieben, daß sie den ganzen Boden bedecken. Sogar die tiefen Furchen sieht man nun nicht mehr, sondern vielmehr nur endlose Reihen von Baumwollenstauden, und man meint nicht anders, als ein großes wogendes Blüthenmeer vor sich zu haben, besonders wenn ein gelinder Wind über die Pflanzung hinfährt. Allein es kostete auch Mühe genug, bis die Plantage so weit gebracht war, weit mehr Mühe, als man sich bei uns zu Lande nur denken kann. Sobald nemlich die Stängel aufschießen, müssen sie sorgfältig von allem Unkraute gereinigt werden, und überdieß hat der Boden eine oftmalige Lockerung nöthig, damit er nicht, was bei der ungeheuren Hitze nur zu leicht geschieht, allzusehr erhärte und dadurch die Pflanzen am Wachsen hindere. Diese Lockerung aber, sowie das Ausjäten des Unkrauts, kann nur von Menschenhänden vermittelst der Hacke geschehen, und man sieht daher vom April an ganze Heerden von Negern, welche reihenweise in den tiefen Furchen vorwärts schreiten, um rechts und links die Hacke zu handhaben. Je sorgfältiger man hierin ist, um so fröhlicher gedeihen die Stauden, um so mehr setzen sich Zweige an, und um so zahlreicher werden die Blüthenknospen. Ebendeßwegen darf die Arbeit des Jätens und Lockern den ganzen Sommer hindurch nie aufhören, und erst wenn die Pflanzen eine Höhe von zwei und mehr Schuhe erlangt haben, bedürfen sie der Hacke nicht mehr.

Dann endlich sind sie so erstarkt, daß sie alles wuchernde Unkraut von selbst abtödten; allein es kostete gar manchen Schweißtropfen, bis man so weit kam! Man bedenke nur, wie furchtbar heiß die Sonne in den Baumwollen-Gegenden brennt; man bedenke ferner, wie emsig und behende der Nigger bei seiner Arbeit sein muß, und man bedenke endlich, daß wenn ein Theil der Pflanzung so weit ist, um der Hacke nicht mehr zu bedürfen, die andern Theile noch zwei Monate lang oder länger eine unausgesetzte Nachhilfe nöthig haben!

So außerordentlich ermüdend nun aber auch diese Art von Arbeit ist, so wird doch erst die Zeit „der Lese“ oder Ernte als die allerhärteste auf einer Baumwollenplantage bezeichnet werden müssen. Allerdings nicht deßwegen, weil eine besondere Kraftanstrengung oder auch nur eine ungewöhnliche Stärke des Körpers erforderlich wäre, sondern vielmehr deßwegen, weil sowohl Finger als Arme in steter Bewegung sein müssen, und also eine Behendigkeit fast sondergleichen gefordert wird. Ja, man darf es für eine eigentliche „Kunst“ ausgeben, wenn Einer „schnell und sorgfältig zugleich“ zu lesen versteht, wie denn auch derjenige, welcher diese Art von Arbeit erst im späteren Alter ergreift, dieselbe nie mehr recht lernt. Im Gegentheil, ein recht tüchtiger Baumwollen-Leser muß schon von Jugend auf dazu angehalten werden, und man könnte sogar sagen, es gehöre, wie beim Klavierspielen, eine besondere Gestaltung der Hände dazu, um es zu einer wirklichen Virtuosität zu bringen! In der Regel beginnt das „Lesen“ mit dem Anfang des Septembers oder auch in einem besonders günstigen Sommer mit dem Ende des Augusts und dauert fort bis in den ersten Monat des

nächsten Jahres hinein. Natürlich reifen diejenigen Baumwollenfelder, auf denen die Aussaat im Februar gemacht wurde, zu allererst, und die vom April aber zu allerletzt; allein es giebt deßwegen doch kein einziges Feld, auf welchem die „sämmtlichen" Baumwollenstauden „zu gleicher Zeit" reif geworden wären, sondern es hat vielmehr jede einzelne Staude an den untern Zweigen bereits reife Samenkapseln, während an den obersten Spitzen der Staude sich noch Blüthen befinden. Diese Ungleichheit in der Reifung macht, daß man gezwungen ist, an einer und derselben Staude sechs- oder siebenmal zu lesen, denn wenn die einen Kapseln längst eingeheimst sind, fangen die andern erst an zu vergilben, und es giebt sogar im Januar noch hie und da ganz grüne Knospen, welche natürlich nicht mehr zur Reife gelangen, sondern regelmäßig durch die Winterfröste zerstört werden. Die Art und Weise, wie „gelesen" wird, ist äußerst einfach. Jeder Sclave, der weibliche wie der männliche, der junge wie der alte, hat einen Leinwandsack umgehängt, so ungefähr wie unsere Weingärtner, wenn sie Obst brechen, oder auch wie die Bauern, wenn sie Waizen säen, und dieser Sack, der etwa ein amerikanisches Reeshel, das ist nach unsrem Maaße ein und ein halb Simri, fassen mag, ist dazu da, die abgebrochenen oder abgelesenen Saamenkapseln aufzunehmen. So ausgerüstet stellen sich die Nigger in langer Reihe, je fünf Schuhe von einander entfernt auf, und jedem wird eine der tiefen Furchen, von denen wir oben gesprochen, als Operationsbasis, in welcher er langsam vorwärts zu schreiten hat, angewiesen. Seine Aufgabe ist, von den links und rechts stehenden Baumwollenstauden, während des Vorwärtsgehens, alle reifen Kapseln abzulesen, und es gehört natürlich ein äußerst gutes Auge,

sowie eine überaus schnelle Hand dazu, um keine der abzupflückenden Kapseln zu übergehen. In der nächsten Furche, also in einer Entfernung von fünf Schuhen, steht ein zweiter Leser, der ganz dasselbe zu thun hat, was dem ersten obliegt, und ebenso verhält es sich auch mit der dritten, vierten, fünften bis zur vier- oder fünfhundertsten Furche. Es ist ein ganzes Heer von arbeitenden Negern und Jeder hat nichts zu thun, als die Hälfte des Baumwollenhügels zu seiner Rechten und die Hälfte des Hügels zu seiner Linken abzulesen, während er die beiden andern Hälften seinen beiden Nachbarn links und rechts überläßt! Hat nun ein Nigger seinen Sack gefüllt, so tritt er aus der Reihe aus und leert denselben an einem ihm angewiesenen Platze, um dann schnellstens wieder zu seiner Furche zurückzueilen. Abends aber, nach beendigtem Tagewerk, füllt er seinen ganzen Vorrath in einen größeren Sack, den er sofort, gleich seinen fünfhundert oder tausend Kameraden und Kamerädinnen, auf die Schulter nimmt und in's Baumwollenhaus trägt, damit ihn der Overseer daselbst abwäge. Nun zeigt es sich, wer viel oder wenig, wer schnell oder langsam zu arbeiten verstand; denn natürlich hat nicht jeder abgelieferte Sack das gleiche Gewicht, sondern der Unterschied ist vielmehr meistentheils ein sehr bedeutender. Gewöhnlich nemlich nimmt man an, daß ein gewandter und guter Leser, wenn das Baumwollenfeld recht schön steht, seine sechszig Pfund abliefern kann, und demgemäß fordert auch der Oberaufseher, daß ihm die besseren Sclaven allabendlich ihre sechszig Pfund nach Hause bringen. Ist jedoch das Baumwollenfeld noch nicht ganz reif, oder hat es auf sonstige Weise nothgelitten, so nimmt der Overseer auch mit fünfzig und nicht selten sogar mit vierzig Pfunden

vorlieb. Alte und schwächliche Nigger, sowie jüngere Buben und Mädchen, erhalten natürlich ein noch geringeres Pensum vorgeschrieben, und im Allgemeinen darf man annehmen, daß die tägliche Aufgabe, welche jedem Einzelnen zu lösen gegeben wird, keine allzubeschwerliche ist. Im Gegentheil leisten sehr Viele unter den Sclaven mit Leichtigkeit mehr, als ihnen vorgeschrieben wurde, und diese erhalten dann bei der wöchentlichen Abrechnung jedes Pfund, welches sie über ihr Pensum ablieferten, mit einem Cent, das ist mit ein und einem halben Kreuzer (so wird es wenigstens auf allen wohlgeordneten Plantagen, auf welchen man die Nigger zu recht schneller Arbeit erfreuen will, gehalten), bezahlt. Umgekehrt aber erweisen sich auch nicht Wenige träg und widerwillig zur Arbeit, so daß sie jede Woche einen bedeutenden Ausfall haben, und diese bekommen dann regelmäßig, so wie ohne Gnade, die Peitsche zu kosten.

Das Baumwollenhaus, in das die abgelesenen Samenkapseln allabendlich eingeliefert werden, ist ein großes zweistockiges Gebäude, welches meistens in der nächsten Nähe des Herrenhauses, d. h. zwischen diesem und der Wohnung des Overseers, steht. Sein Parterre — den Raum zu ebner Erde, benützt man dazu, um daselbst die rohe Baumwolle aufzuschütten; im zweiten Stock aber wird die gereinigte Baumwolle aufbewahrt. Die Samenkapseln nemlich enthalten, wie sich's von selbst versteht, nicht blos Baumwolle, sondern auch noch verschiedene andere Bestandtheile, worunter insbesondere den Samen selbst, und es handelt sich also natürlich (sobald die sämmtliche Ernte eingebracht ist) vor Allem darum, die rohe Baumwolle zu „reinigen". Früher geschah dieß mit den Händen; allein

das Abreißen der reinen Wolle von den Kapseln und das Ausscheiden von den Samen war nicht bloß äußerst mühsam, sondern auch sehr zeitraubend und die armen Neger wußten damals nicht wo hinaus mit dem vielen Geschäft. Jetzt, seit Whitney die sogenannte Cotton-Gin *), d. h. die Baumwollenreinigungsmaschine, erfand, ist die Sache anders geworden, denn diese Maschine versieht nun das ganze Geschäft und leistet für sich allein mehr, als zweihundert Hände leisten könnten. Man hat nunmehr bloß noch die Baumwollenkapseln in den Bauch der Cotton-Gin zu werfen und diese mittelst zweier Pferde in Bewegung zu setzen, so fällt alsbald der Samen durch, die Fasern lösen sich ab, und die Wolle kommt äußerst sorgfältig gelesen zum Vorschein. Für gewöhnlich kann man auf diese Art in einem Tage viertausend Pfund Roh-Baumwolle reinigen, allein wenn man einen Theil der Nacht hinzunimmt, so bringt man es auch leicht auf fünf- bis sechstausend Pfund, und somit wird man selbst auf der größten Plantage in wenigen Monaten (gewöhnlich schon im April) mit der ganzen Reinigung fertig, während früher fünf- bis sechshundert Neger in fünf bis sechs Monaten nicht damit zu Ende kamen. Welche Ersparniß hiedurch erzielt wird (man kann, seit diese Maschine erfunden wurde, mit vierhundert Sclaven so viel leisten, als früher mit sechs- oder siebenhundert) und welche Erleichterung es zugleich für die armen Nigger ist, daß nunmehr die Cotton-Gin für sie arbeitet,

---

*) Der Leser erinnere sich gefälligst an das, was in dem Aufsatze: „Die Freiheit in Amerika oder warum giebt's daselbst Sclavenstaaten und Freistaaten“ über diese Erfindung bereits gesagt worden ist.

kann man sich denken und ebendeßwegen besitzt auch jede größere Plantage ihre eigene Maschine, welche im Parterre des Baumwollenhauses aufgestellt wird. Freilich wohlfeil ist das Instrument nicht, und deßwegen bringen es auch oft die Besitzer „kleinerer“ Pflanzungen, besonders aber die „herabgekommenen“ Baumwollenbarone, sowie die „Pächter“ von Plantagen (bei Todesfällen, wenn der Erbe noch minderjährig ist, kommen nemlich manchmal Pachtungen vor) nicht dazu, sich dasselbe anzuschaffen, allein deßwegen fällt es ihnen doch nicht ein, die Reinigung ihrer Ernte durch die Hände ihrer Sclaven besorgen zu lassen, sondern sie laden vielmehr ihre gesammte Rohbaumwolle auf Wägen und bringen sie zu einem Nachbar, welcher so gefällig ist, ihnen seine „Gin“, sobald er selbst ihrer nicht mehr bedarf, gegen Geld und gute Worte auf einen oder zwei Monate zur Benützung zu überlassen. Ist nun die Baumwolle sämmtlich gereinigt, so packt man sie in Ballen und bringt sie auf den oberen Raum des Baumwollenhauses, wo sie liegen bleibt, bis die Händler kommen und sie dem Plantagenbesitzer feil machen. Dieß geschieht gewöhnlich im September, also zu der Zeit, wo man bereits mit dem Lesen der neuen Ernte beschäftigt ist, denn man muß doch wissen, ob diese neue Ernte schlecht oder gut ausfällt, um den Preis der zu verkaufenden Baumwolle darnach bestimmen zu können. Nun erst hat man das Geschäft einer Baumwollenpflanzung vollständig zu Ende gebracht, allein nun, da ihm das Geld in der Tasche klingt, ist auch der Jubel des Plantagenbesitzers groß und er giebt seinen Niggern einen Festtag.

Hiezu hat er übrigens vollkommen Ursache, denn das Einkommen, welches ihm der Bau der Baumwolle gewährt,

geht wirklich in's Fabelhafte. Man rechnet nemlich, gestützt auf langjährige Erfahrung, daß vier Pfund roher Samenbaumwolle ein Pfund reiner Wolle geben. Man rechnet ferner, daß ein Acker Landes (etwa ein und ein viertel Morgen unsres Maaßes), im Durchschnitt zweitausend Pfund Roh-Baumwolle, also fünfhundert Pfund reine oder Markt-Baumwolle liefern. Man rechnet weiter, daß ein geschickter und fleißiger Neger zum mindesten fünf mit Baumwolle besäte Acker vollständig besorgen kann und daß also zu einer Plantage von tausend Ackern zweihundert, so wie zu einer von zehntausend Ackern zweitausend Sclaven gehören. Man rechnet endlich, daß ein Neger durchschnittlich (also Jung und Alt, sowie männlich und weiblich unter einander gerechnet) einen Capital-Werth von fünfhundert Dollars, also (wenn man, wie im Süden üblich, einen Zinsfuß von zehn Prozent annimmt) eine jährliche Zins-Summe von fünfzig Dollars repräsentirt, sowie daß sein Unterhalt auf höchstens hundert Dollars kommen kann. Wie viel trägt nun, wenn diese Rechnung richtig ist, eine Baumwollenplantage von tausend, zweitausend, fünftausend oder zehntausend Acker Landes ein? Der Leser kann es leicht selbst berechnen, wenn er den Preis der Baumwolle, welcher gewöhnlich zwischen zwölf und fünfzehn Cents variirt, kennt, und es wird z. B. eine Plantage von zehntausend Ackern, wenn das Pfund Baumwolle zwölf Cents oder achtzehn Kreuzer kostet, nach Abzug aller Nigger-Unkosten nicht weniger eintragen, als die ungeheuere Summe von siebenmalhundert und fünfundzwanzigtausend Gulden! Freilich sind hiebei die Zinsen des Werths der Plantage, sowie des Capitals, welches in den Gebäulichkeiten u. s. w. steckt, nicht mitgerechnet; allein man schlage dieß

alles auch noch so hoch an, so müssen doch die Revenüen der Herren Baumwollenbarone (selbst derer, welche nur eine Pflanzung von tausend Ackern besitzen) als wahrhaft „fürstlich“ bezeichnet werden. Kein Wunder also, wenn sie auch „leben“ wie die Fürsten, und einen Hof halten, der nicht selten dem eines der kleineren regierenden Herren Europas nichts nachgiebt!

Vielleicht interessirt es den Leser, bei dieser Gelegenheit auch noch etwas über die Anpflanzung von „Reis und Indigo“ (von Zucker wollen wir nicht sprechen, da solcher eigentlich nur in den beiden Staaten Louisiana und Missisippi gepflanzt wird) zu erfahren, und somit erlauben wir uns, das dabei in den südlichen Staaten Nordamerikas beobachtete Verfahren mit wenigen Worten zu schildern. „Eigentliche“ Reis- und Indigo-Pflanzungen, d. h. solche, wo nichts anderes gebaut wird, als Reis und Indigo, oder auch nur, wo man den Bau dieser beiden Pflanzen „zur Hauptsache macht“, giebt es nicht, sondern im Gegentheil treibt man jene Kultur immer nur, was man sagt, „nebenbei“. Ja man findet sogar Plantagen, auf welchen „gar kein“ Reis oder Indigo gepflanzt wird! In der Regel jedoch widmen die Herren Pflanzer, wenn sie tausend oder fünfzehnhundert Acker zum Baumwollenbau bestimmen, dreißig bis fünfzig dem Reis, sowie fünf bis zehn dem Indigo, und zwar kommt dieß zum großen Theil daher, daß weder Reis noch Indigo (wegen der vielen Arbeit, die sie erfordern), so einträglich sind, als die Baumwolle, zum Theil aber auch daher, daß sowohl der Reis als der Indigo einen ganz eigenthümlichen Boden nöthig haben, den man nicht auf jeder Pflanzung vereinigt trifft.

Der Reis nemlich verlangt sowohl fett als naß und

man darf daher zu seiner Kultur kein anderes Land wählen, als eine Fluß-Niederung, welche so liegt, daß man sie tagtäglich auf eine gewisse Zeit lang unter Wasser stellen kann. Thut man dieß, und läßt dann den Boden wieder ein paar Stunden lang von den Strahlen der tropischen Sonne austrocknen, so wird hiedurch eine wahrhaft außerordentliche Triebkraft erzeugt, und zwar eine um so größere, als die besagte Niederung immer schon an sich ungemein fruchtbar ist und so zu sagen aus nichts als aus verwittertem, oft zwanzig bis dreißig Fuß tiefem Guano-Grunde besteht. Kommt dann zu solcher Fertilität noch die Wechselwirkung von Näße und Wärme, so schießen natürlich die Pflanzen so ungeheuer schnell empor, daß man ihr Wachsen so zu sagen mit bloßem Auge sehen kann! Gewöhnlich richtet man das Land, welches zum Reisbau paßt, schon im Herbste oder doch im Spätherbste her, d. h. man pflügt es und durchzieht es mit Gräben. Letztere dienen dazu, um das Wasser aus dem nahen Flüßchen herzuleiten, und haben natürlich kleine Fallen oder Schleußen, gerade wie man es auch bei uns bei der Wiesenbewässerung antrifft. Im Frühjahr wird das Land abermals gepflügt und alles Unkraut sorgfältig ausgejätet. Dann säet man den Reis in Rinnen, ungefähr in derselben Manier, wie am Rhein die Ackerbohnen und in andern Gegenden das Futterwelschkorn; nach dem Säen aber kommt gleich die erste Bewässerung. Natürlich keimen nun die Saamen schon nach vier und zwanzig Stunden und in acht Tagen haben die Schößlinge bereits die Höhe einer Hand erreicht. Allein ebenso schnell keimt auch das Unkraut, und es müssen daher eine Menge Hände in Thätigkeit gesetzt werden, um dasselbe auszujäten und den Reis rein zu erhalten.

Dieß kann nur mit der Hand geschehen, weil die zarten Pflänzchen von der Hacke Noth leiden würden, und erst wenn dieselben eine solche Höhe erreicht haben, daß man sie behäufeln muß, darf man die Hacke in Anwendung bringen. Das Behäufeln geschieht deßwegen, weil die Sonne Georgia's eine gar merkwürdige Austrocknungskraft hat; allein es würde doch Alles nichts helfen, wenn man nicht mit der Bewässerung zu Hülfe käme. Schießt ja doch der Reis auf wie unser Hafer, mit welchem er ohnehin eine große Aehnlichkeit hat, und da somit keine Blätter und Schößlinge (wie beim Tabak und der Baumwollenstaude) vorhanden sind, um das Erdreich vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, so müßte der Boden, falls man ihm nicht täglich unter Wasser setzte, schon nach kurzer Zeit so knochenhart sein, daß keine Haue mehr durchkäme! Allerdings regnet es, besonders im Frühjahre, nicht selten und es sind diese Regen für die Baumwolle hinreichend genug, weil die Nässe unter den breitgewachsenen Stauden mit ihren vielen Schößlingen und Blüthen nicht sogleich wieder verfliegen kann; allein der Reis gedeiht nur, wenn er jeden Tag wie ein Fisch im Wasser schwimmt. So sind denn Nässe und Hitze in einem steten Kampfe mit einander begriffen, und in Folge dessen „dampft und dürstet" ein Reisfeld immer wie ein Kohlenmeiler, allein unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß die Bebauung des Reises keineswegs zu den gesündesten Arbeiten gehört. Im Gegentheil erzeugt die furchtbare Sonnenhitze durch ihre Einwirkung auf den ewig nassen Schlamm, in welchem der Neger bei der Behäuflung des Reises und beim Ausjäten des Unkrautes zu stehen gezwungen ist, eine solche pestartige Gasluft, daß auch der gestählteste Körper

nicht im Stande ist, sie in die Länge einzuathmen. Gewöhnlich stellen sich daher bei den in den Reisfeldern arbeitenden Negern schon nach den ersten acht Tagen Fieber ein, welche nur zu oft zum Tode führen, wenn man nicht eine schnelle Luftveränderung vornimmt. Allerdings giebt es ein specifisches Gegengift gegen derartige Fieber, nemlich Vitriolwasser; allein wenn durch dessen Anwendung auch die erstere Krankheit sich meistens heben läßt, so wird dagegen durch den genossenen Vitriol der ganze Körper vergiftet, und am Ende ist's einerlei, ob Einer am Fieber oder an Vitriol-Gift stirbt. Aus diesem Grunde fürchten sich die Nigger vor der Bebauung eines Reisfeldes fast noch mehr, als vor der Peitsche des Overseers, und es kommt daher nicht selten vor, daß sie sich, selbst auf die Gefahr hin, die Stocks oder gar die Neck-Yockes tragen zu müssen, geradezu widersetzen, wenn man sie in eine Reissumpf-Niederung commandirt. Fast unbegreiflich ist übrigens, warum die Herren Plantagenbesitzer das Reispflanzen nicht schon längst gänzlich über Bord geworfen haben, da es ihnen ja doch natürlich nicht unbekannt bleiben konnte, daß selbst ihre kräftigsten Nigger sich dort fast regelmäßig einen siechen Körper holen, allein zu was sollen sie denn sonst die Sumpfniederung benützen, in welcher, wie sich von selbst versteht, sonst gar keine Pflanzengattung fortkommt? Sollen sie dieselbe „brach“ liegen lassen, während sie doch mit Reis angeblümt einen so großen Ertrag liefert? Sicherlich eine schwere Zumuthung für einen Mann, der blos auf seinen Vortheil sieht!

In längstens fünf Monaten, von der Aussaat an gerechnet, hat der Reis seine vollkommene Reife erreicht und trägt gewöhnlich hundert- wenn nicht gar zweihundert-

fältig. Nunmehr läßt man das bisher naß gehaltene Feld austrocknen, schneidet dann die Frucht, gerade wie man bei uns den Hafer oder den Dinkel schneidet, bindet sie sofort in Garben und führt sie auf die Tenne, um sie zu dreschen. Letzteres geschieht, wie bei uns zu Lande, mit Dreschflegeln und nur wo größere Reisfelder sind, hat man eine Dreschmaschine. An einigen wenigen Orten, besonders da, wo die Pflanzungen in den Händen spanischer Creolen sind, ist es noch im Brauche, den Reis durch Pferde oder Maulthiere austreten zu lassen, allein er bekommt hiedurch ein schlechtes Aussehen und hat bei weitem weniger Werth, als der von Menschenhänden gedroschene.

Etwas ganz anderes als um eine Reispflanzung ist es um eine „Indigopflanzung", denn letztere erfordert, statt einer sumpfigten und nassen Niederung, einen durchaus trockenen, wenn gleich fetten und humusreichen Boden. Eben deßwegen ist auch die Kultur des Indigo durchaus gesund, nur erfordert sie unendlich viele Mühe und Fleiß. Man säet den Indigo gerade wie den Reis, in Furchen oder Reihenweise und auch die Zeit der Aussaat ist die nämliche, wie bei der erstgenannten Pflanze. Kaum aber ist der Indigo aufgegangen, so muß man eine ganze Karawane von Niggern hinaussenden, um ihn vom Unkraut zu reinigen. Jedes Grashälmchen, jedes Schlingpflänzchen, auch das allerkleinste, muß unbedingt ausgerottet werden, wenn die Pflanzung nicht nothleiden soll, und da dieß, so lange der Indigo noch jung ist, mit den Fingerspitzen geschehen muß, so kann man sich wohl denken, wie sehr diese nothleiden müssen. Später wenn die Pflanze größer geworden ist, hat man ihn, um sein Wachsthum zu beför-

dern, fast allwöchentlich zu behäufeln und noch später, wenn er zu blühen anfängt, müssen die Blüthenspitzen auf's sorgfältigste abgeschnitten werden. Letzteres ist aber nicht mit einem Male geschehen, sondern man muß vielmehr, weil sich immer wieder neue Blüthenknospen nachschieben, fast jeden Tag von Neuem an's Abschneiden gehen, und es bedarf also eine Menge von Menschenhänden, um ein auch nur kleines Indigofeld richtig zu bearbeiten. Nach drei Monaten schon, meist im Juli, hat die Pflanze ihre vollkommene Reife erlangt und nun schneidet man sie und heimst sie ein, so ungefähr auf dieselbe Manier wie man auch den Reis einheimst. Damit ist aber die Sache nicht abgethan, sondern nunmehr beginnt erst das Hauptgeschäft, und zwar ein Geschäft, das womöglich noch ekelhafter und ungesunder ist, als das Arbeiten in den fiebererzeugenden Reisniederungen.

Das Verfahren ist übrigens ganz einfach. Sobald nämlich der Indigo eingeheimst und von den Halmen gereinigt ist, wirft man ihn in das sogenannte „Weichfaß", ein Gefäß, welches viele Aehnlichkeit mit einer offenen Weinbütte hat. Nun gießt man die Bütte halb mit Wasser voll und rührt sofort Alles tüchtig unter einander, bis der Indigo förmlich vom Wasser gesättigt ist. Darauf setzt man das Faß mit seinem Inhalte der Sonnenhitze aus und alsobald entsteht eine Faulgährung, welche des ungemein heißen Klima's wegen schon innerhalb vierundzwanzig Stunden ihren vollen Verlauf nimmt. Während dessen richtet man eine andere Bütte, das sogenannte „Stoßfaß", her und stellt dasselbe hart neben das Weichfaß, nur viel niederer, d. h. auf den bloßen Boden, während die Einweichungsbütte viel höher auf hölzernen Pfosten oder

Steinen steht. Hat sodann der Indigo ausgegohren, so sticht man das Weichfaß an und läßt dessen ganzen Inhalt in das Stoßfaß herüberspringen. Es ist dieß eine erschrecklich stinkende Brühe, und man kann es kaum in der Nähe aushalten; allein dessen ungeachtet werden nun zehn oder zwölf Nigger um das Stoßfaß herum aufgestellt, welche die Brühe darin durch Stampfen in ewiger Bewegung zu erhalten haben. Zu diesem Behufe gibt man ihnen den „Stösser", eine Art von hölzernen Eimer mit einem langen Stiele in die Hand, und da dieser Stösser in seinem Boden eine Menge von Löchern hat, durch welche die klebrigte Brühe beim Stampfen hindurchdringen muß, so wird die ganze Masse nach und nach in einen vollkommen feinen Schlamm aufgelöst. Freilich schnell geht es mit dieser Auflösung nicht, sondern es bedarf dieselbe meist einer unausgesetzten äußerst energischen Arbeit von mindestens vier Mal vierundzwanzig Stunden, und dabei ist die Ausdünstung oder vielmehr der Gestank so intensiv, daß es schon Einer, der dem Geschäfte in einer Entfernung von zehn Schritten zusieht, kaum auszuhalten vermag. Allein dessen ungeachtet darf auch nicht eine Minute lang mit der Arbeit ausgesetzt werden, weil sonst die Verstampfung keine vollständige würde, und die Nigger müssen also fortstoßen selbst auf die Gefahr hin, daß ihnen der Athem vor Ekel stockt. Doch nimmt man die Rücksicht, sie alle zwei Stunden abzulösen, und erst nach einer vierstündigen Ruhe wieder an das Stoßfaß zu stellen. Aber trotzdem wandern doch gar Viele, wenn sie abermals zwei Stunden gearbeitet haben, in halb erstick-tem und unmächtigem Zustande in's Krankenhaus und können, wenn sie auch wieder genesen, nie mehr dazu ge-

braucht werden, Indigo zu stoßen. Endlich am Anfang des fünften Tages, also nach einer Arbeit von fast hundert Stunden, fängt die Brühe an, sich zu klären, und nun läßt man die Masse zwölf Stunden lang stehen. Sie hellt sich sofort sichtlich mehr und mehr, und zugleich setzt sich ein wunderfeiner Niederschlag zu Boden, welcher den eigentlichen Indigo bildet. Kaum ist dieß geschehen, so zapft man das Stoßfaß an, läßt das oben schwimmende Wasser ab und sammelt den Bodensatz auf das Sorgfältigste; allein da dieser noch weich und mit einer Menge von Wassertheilen geschwängert ist, so füllt man ihn in Säcke, preßt diese zwischen zwei dicken Brettern und hängt sie sodann frei an querlaufende Seiler (wie bei uns die Wäsche) an die Luft, damit das noch darin enthaltene Wasser vollends abträufle und verdunste. Letzteres ist der großen Hitze wegen schon in wenigen Tagen geschehen und die Masse fühlt sich bald ganz trocken an. Nun preßt man zum Ueberfluß die Säcke noch einmal, nimmt sofort deren Inhalt heraus und formt denselben mittelst eines hölzernen Instrumentes in runde Kuchen, so ungefähr wie die Gerber ihren Lohkäs. Die Kuchen werden dann auf großen Gestellen der Luft ausgesetzt, um vollends ganz trocken zu werden, und zuletzt verpackt man sie in kleine Kistchen zum Verkaufe.

Das ist der berühmte und theure Indigo, dessen wunderbar schöne dunkelblaue, in's purpurne spielende Farbe durch keinen andern Pflanzenstoff erzeugt werden kann. Europa zahlt dafür unendlich hohe Preise, aber die wenigsten Kaufherren, welche denselben beziehen, haben einen Begriff davon, mit welcher unendlichen Qual seine Zubereitung verbunden ist. Schon der Geruch, welchen die

gährenden und faulenden Pflanzentheile im Weich- und Stoßfasse verbreiten, muß, wie bereits erwähnt, als entsetzlich bezeichnet werden; noch entsetzlicher aber ist der Schmutz, mit welchem die Nigger sich beim Stoßen und Stampfen bedecken. Auch versteht es sich von selbst, daß dieses gräßliche Geschäft selbst auf einer Pflanzung, welche nur zehn oder zwölf Acker dem Indigo widmete, viele Wochen und sogar Monate in Anspruch nimmt, denn es kann ja natürlich nur immer ein kleiner Theil des ganzen Ernteertrags in das Weichfaß gebracht werden. Daher kommt es denn auch, daß auf jeder Indigopflanzung das Krankenhaus nie leer wird, und daß jeder Nigger Gott dankt, wenn sein Herr ihn bloß zum Baumwollenbau verwendet, obwohl auch dieses Geschäft, wie wir oben gesehen haben, keineswegs zu den leichtesten gehört.

Zum Glück für die Neger kommen Reis und Indigo nur in den heißesten Ländern des südlichsten Theils von Nordamerika fort, denn beide Pflanzenarten brauchen sogar bei Nacht zum mindestens eine Wärme von achtzig Grad Fahrenheit. Ja, es muß schon so heiß sein, daß es für den Tabak zu heiß ist, und somit taugen nur Georgia, Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana für die besagte Kultur. Den besten Begriff übrigens von der dort herrschenden Temperatur bekommen unsere Leser, wenn sie sich einmal vierundzwanzig Stunden lang unweit des Ofens einer Hütte niedersetzen, in welcher Glas geschmolzen wird.

17.

Washington und der Kongreß.

Die Hauptstadt der Vereinigten Staaten ist bekanntlich die Stadt Washington, welche im Distrikte von Columbia liegt. Man wollte nemlich unter keinen Umständen einem der verschiedenen zu der Union gehörenden Staaten das Vorrecht gönnen, den Sitz der Oberregierung innerhalb seiner Grenzen zu haben, und bewog deshalb die beiden Staaten Virginien und Maryland, einen kleinen Distrikt abzutreten, auf welchem die Bundesstadt errichtet werden könnte. Sie sollte ja vollständig unabhängig sein, diese Bundesstadt, d. h. es sollte kein einziger der Staaten einen besonderen Einfluß auf sie ausüben, und deßwegen sollte sie ihr eigenes kleines Gebiet besitzen, gerade wie ein Monarch ein Schloß hat, in welchem er den Burgfrieden ausübt.

Es lag ferner in der Absicht der Nordamerikaner, aus ihrer Hauptstadt „ein zweites Rom" zu machen, wie sie es denn überhaupt außerordentlich lieben, wenn ihre Republik mit der altrömischen verglichen wird, und deßwegen wählten sie eine große, öde, ausgedehnte Ebene zur Anlage derselben, denn die Bundesstadt sollte fähig sein, bis in's Unendliche vergrößert zu werden! Eben aus

diesem Grunde muß man bei Washington zwischen dem unterscheiden, „was es werden sollte“, und zwischen dem, „was es geworden ist“. Im Plane war nemlich, in der Mitte zwischen den beiden Flüssen Potomak und East-Branch (d. h. „dem östlichen Arme“, denn der East-Branch ist ein Nebenfluß des Potomak) auf einem erhöhten Punkte, von welchem aus man fast den ganzen Distrikt von Columbia zu übersehen vermag, „das Kapitol“ oder „die Burg der Freiheit“ zu errichten, und von diesem Kapitol aus sollten dann große breite Straßen „in Strahlenform“ ausgehen, welche ihrerseits wieder durch eine Menge anderer geringerer Straßen zu durchschneiden gewesen wären, so daß das ganze ungeheure Anwesen einem immensen „Fächer“ geglichen hätte, dessen Sonnen-Mittelpunkt das besagte Kapitol gebildet hätte. Weiter war beschlossen, daß die „von der Sonne in der Mitte“ ausgehenden „strahlenförmigen“ Hauptstraßen nach den verschiedenen Staaten der Union genannt werden sollten, während die Querstraßen die Namen der bedeutendsten Städte Nordamerikas erhalten haben würden, und somit sollte die nach dem Gründer und Haupthelden der Union genannte Stadt ein Riesenanwesen werden, vor welchem die ganze civilisirte Welt in tiefer Bewunderung den Hut abzuziehen gezwungen gewesen wäre. Allein leider wurde aus dem ganzen großartigen Plane so viel wie nichts, und wenn auch das Kapitol selbst gebaut wurde, so blieb doch die ganze übrige Stadt nicht blos gänzlich unvollendet, sondern sieht selbst jetzt noch eher einem großen offenen Dorfe, als einer wirklichen Stadt ähnlich. Ja viele ihrer Straßen existiren nur dem Namen nach, und sind, buchstäblich genommen, mit Gras bewachsen, so daß sie gar leicht mit einem Stück

unangebauten Feldes verwechselt werden könnten! Der Grund übrigens, warum sich die Stadt nur so geringfügig entwickelte, ist nicht weit zu suchen, und liegt einfach darin, daß sie keine Handelslage hat. Andere Städte der Vereinigten Staaten haben sich in den letzten sechszig Jahren beinahe riesenhaft gehoben, so insbesondere Newyork, Boston, Baltimore, Philadelphia, Cincinnati, St. Louis, Chicago, Buffalo, Detroit u. s. w. u. s. w.; aber bei ihnen allen geschah dieß nur deßwegen, weil sie entweder an einem guten Seehafen oder an einem breiten schiffbaren Flusse lagen; der Potomak dagegen, an welchem Washington liegt, ist nur für kleinere Boote schiffbar und die Entfernung bis in die für größere Schiffe befahrbare Chesapeakbay, in welche er sich ergießt, beträgt nicht weniger als achtundzwanzig deutsche Meilen. Der eigentliche Grund des Wachsthums fiel also bei Washington weg und deßwegen blieb die Stadt auch bis in die neueste Zeit nur eine verhältnißmäßig kleinere Ansiedlung, trotzdem sie der Sitz der Oberregierung der Vereinigten Staaten ist. Einem Europäer mag dieß auffallen, denn er ist daran gewöhnt, daß gerade die Sitze der Regierungen, auch wenn sie commerciell ganz schlecht gelegen sind, sich doch immer auffallend vergrößern. Es kommt dieß in der alten Welt daher, daß die Residenz eines regierenden Königs oder Kaisers immer gewisse Anziehungspunkte hat, wodurch die vornehme und reiche, insbesondere aber die hochadelige Bevölkerung des ganzen Landes in ihren Rayon gelockt wird. Derartige Familien wollen sich ja die Genüsse, welche das Residenzleben bietet, nicht versagen und überdieß lieben sie es, sich in den Gnadenblicken des Souverains zu sonnen. In Nordamerika aber gibt es keine Residenzgenüsse und

der Präsident der Vereinigten Staaten ist bei der geringen Besoldung, die man ihm angewiesen hat, nicht im Stande, eine Hofhaltung zu führen. Ueberdieß fehlen die hochadeligen Geschlechter in der neuen Welt gänzlich und eben so wenig ist es möglich, das stagnirende Leben durch eine bedeutende Garnison mit seinem vergnügungssüchtigen und geldverbrauchenden Offizierskorps in Fluß zu bringen, denn es gibt ja gar keine stehende Armee, außer derjenigen, welche in den verschiedenen kleinen Forts an den Gränzen des weiten Gebietes zerstreut liegt. Sieht man nun ein, warum Washington unmöglich gedeihen konnte?

Die einzige unter jenen „strahlenförmigen" Straßen, welche wirklich ins Leben gerufen wurde, ist die sogenannte „Pennsylvania-Avenue", oder die Verbindungsstraße zwischen dem Kapitol und dem Hause des Präsidenten. Sie hat eine Breite von dreihundert Fuß, denn man wollte sie äußerst stattlich erscheinen lassen, allein diesen Zweck erreichte man nicht. Im Gegentheil erscheint sie, trotz der beiden Baumreihen, welche sie beschatten, für eine Straße viel zu breit, und man kann die dreistockigen Häuser zu ihren beiden Seiten nicht mit ihr zusammenreimen. Ja, diese Häuser verschwinden sogar geradezu, wenn man sie von der Perspective aus betrachtet und werden am Ende ganz nußschaalenähnlich! Allein deßwegen hat Washington doch nur allein hier ein großstädtisches Aussehen, und zwar einfach deßwegen, weil fast alle seine Hauptsehenswürdigkeiten an diese Avenue gränzen, und weil in den übrigen Straßen die Häuser ganz isolirt stehen. Betrachten wir uns also die Pennsylvania-Avenue mit ihren Sehenswürdigkeiten etwas näher, oder werfen wir wenigstens einen schnellen Blick auf sie! Eine „weitläufige" Beschreibung

kann ja der Leser schon deßwegen nicht von uns erwarten, weil wir ihm versprochen haben, „Land und Leute", d. h. Sitten, Gebräuche, Eigenheiten und Charaktere zu schildern, nicht aber statistisch-geographische Notizen zu geben.

Da ist zuerst das Kapitol, der Sitz des Kongresses! Der Grundstein dazu ward am 18. September 1793 von General Washington, dem ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, gelegt, und sieben Jahre später, am ersten Montag des Dezembers 1800, trat unter dem Präsidenten John Adams die Landesregierung zum erstenmal in dem neuen Gebäude zusammen. Es steht auf einem achtzig Fuß hohen Berge und nimmt sich bei einer Breite von 750 und einer Höhe von 250 Fuß mit seinen mächtigen Quadermauern und seiner ungeheuern Kuppel, sowie mit seinen vielen Terassen und Balustraden, besonders von der Ferne gesehen, äußerst stattlich aus. Freilich wenn man es einem genaueren Augenschein unterwürfe, würde seine Architektonik einem harten Tadel nicht entgehen können; dagegen aber entwickelt es in seinem Innern eine fast beispiellose Pracht. Wie könnte dieß aber auch anders sein, da die auf dasselbe verwendeten Kosten bis jetzt über fünfundzwanzig Millionen Dollars, das ist mehr als zweiundsechszig Millionen Gulden, betragen? Auf diesen ungeheuren Kostenpunkt verweisen auch die Amerikaner sogleich, wenn sie auf das Kapitol zu sprechen kommen; allein daran denken sie nicht, daß Pracht noch keine Schönheit ist, so wenig als Schmuck und Geschmack gleichbedeutend genannt werden können. Anziehend sind allerdings die terrassenförmigen Gartenanlagen, welche rings um den Koloß von einem Schlosse herumlaufen, und wenn erst einmal vollends die „Maille", sowie der „botanisch-zoologische Garten"

fertig sind, so wollen wir uns noch lobender ausdrücken; denn der letztere Garten soll alle sehenswerthe Pflanzen und Thiere der Welt repräsentiren, die Maille aber wird sich als großartige Parkanlage vom Kapitol bis an die Ufer des Potomak eine ganze deutsche Meile weit erstrecken. Doch dürfte es noch einige Zeit lang dauern, bis diese Pläne ausgeführt sind, und möglicherweise entsprechen sie, wenn vollendet, ihrem Zwecke keineswegs. Sehen wir nun aber von der äußeren Umgebung „der Burg der Freiheit“ ab und begeben wir uns in ihr Inneres, so werden unsere Erwartungen ziemlich unangenehm getäuscht. Ausgedehnte Lokalitäten und sogar großartige Säle treffen wir freilich in nicht geringer Anzahl, wie denn insbesondere der halbkreisförmige Saal des Repräsentantenhauses durch seine Ausdehnung imponirt; allein eben diese außerordentliche Ausdehnung macht, daß er seinem Zwecke nicht entspricht, da ihn kein Redner, auch wenn er eine noch so mächtige Stimme hat, auszufüllen vermag. Weit geeigneter erscheint noch der Saal, in welchem der Senat seine Sitzungen hält, denn er ist viel kleiner, viel heller und viel akustischer. Gehen wir nun aber zu der Ausschmückung dieser Säle und Räumlichkeiten, insbesondere zu der großen Masse von Kunstgegenständen über, die darin enthalten sind, nemlich zu den theils größeren theils kleineren Gemälden, sowie zu den Statuen und Bildhauerarbeiten, so müssen wir verwundert den Kopf schütteln, und es will uns fast bedünken, als ob das viele Geld, welches diese Machwerke kosteten, beinahe ganz unnütz verschwendet worden sei. Ein anderer europäischer Reisender, der vor noch nicht langer Zeit das Kapitol besuchte, hat, uns gegenüber, das harte Urtheil gefällt, daß von all den vielen

Kunstgegenständen nur das gut sei, was „Nichtamerikaner“ gemacht hätten, und — es ist wirklich ein sehr hartes Urtheil. Aber sollte es einen „ehrlichen“ Kritiker geben, der es umzustoßen vermöchte? Wir unseren Theils stimmen vollkommen bei und haben nur noch hinzuzusetzen, daß leider das Meiste, was vorhanden ist, nicht von Ausländern, sondern von eingeborenen Landeskindern herrührt. Nach der unmaßgeblichen Meinung der Nordamerikaner verstehen ja die Landeskinder Alles am Besten, was braucht man also die „verkommenen“ europäischen Fürstenknechte mit Aufträgen zu behelligen? Betrachten wir also die Hauptkunstwerke, vor Allem die Marmorstatue Washingtons, welche vor der Ostfronte des Kapitols aufgestellt ist. Sie wurde von dem amerikanischen Bildhauer Greenough gemeißelt, einem Künstler, welchen seine Landsleute als einen zweiten Thorwaldsen, oder vielmehr als einen Größeren, denn dieser war, anstaunen, allein wie ist nun der große Held Washington aufgefaßt? Je nun, er nimmt sich in seiner sitzenden Stellung und seinem halbnackten Kostüm gerade so aus, wie wenn er in Begriff wäre, ein Bad zu nehmen, und man wendet daher den Blick fast widerwillig ab! Einen etwas bessern Eindruck macht die broncene Reiterstatue Washingtons, welche anno 1860 enthüllt wurde und dem Amerikaner Clark Mills ihr Dasein zu verdanken hat. Wenn man jedoch das Standbild etwas näher betrachtet, so sieht man sogleich, daß es nichts anderes ist, als eine Nachahmung und zwar eine ziemlich geschmacklose Nachahmung der Reiterstatue Friedrichs des Großen in Berlin. Als eigentlicher Verfertiger wäre also der deutsche Bildhauer Christian Rauch zu bewundern; die Herren Yankees thun aber, wie wenn es gar keinen Rauch in der Welt

gegeben hätte, und stellen ihren Clark Mills weit höher, als die gesammte deutsche Künstlerwelt. Ganz ebenso verhält es sich auch mit allem Uebrigen, allein diese wenigen Andeutungen mögen dem Leser genügen, denn wir fühlen uns durchaus nicht veranlaßt, noch in weitere Einzelnheiten einzugehen, sondern beeilen uns vielmehr, einen Ueberblick über die sonstigen großartigen Schöpfungen in der Stadt Washington zu gewinnen.

Zwanzig Minuten vom Kapitol entfernt, am Ende der Pennsylvania Avenue, steht das sogenannte „weiße Haus", die Residenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Dasselbe führt diesen Namen wegen des blendend weißen Anstrichs, welchen man ihm gegeben hat, und sieht zwar keineswegs wie die Residenz eines großen Monarchen aus, denn es ist nur zwei Stockwerke hoch und hat keine besonders bedeutende Räumlichkeiten, macht aber doch keinen üblen Eindruck. Man genießt nemlich von hier aus einer recht hübschen Aussicht auf den Potomak und überdieß geben ihm die hohen Bäume, sowie die netten Anlagen, inmitten deren es sich befindet, den Anstrich des Wohnlichen und Comfortabeln. Im Viereck herum stehen die vier Ministerien, nemlich das Schatzamt oder die „Treasury" und die Departements des Auswärtigen, des Kriegs und der Marine. Letztere drei Gebäude sind von Backstein mit blaßblauem Anstrich und haben nichts Besonderes an sich; das Schatzamt dagegen mit seiner wunderschönen Kolonnade, die aus zweiundvierzig jonischen Marmorsäulen besteht, kommt in Beziehung auf Kostbarkeit gleich nach dem Kapitol, und insbesondere fesseln uns die aus einem Stück gefertigten Säulenschäfte, die vielleicht in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen finden.

Als ein merkwürdiges Gebäude ist das Smithsonische Institut anzuführen, eine Stiftung des Engländers James Smithson, über welche in allen amerikanischen Reisehandbüchern das Nöthige nachgelesen werden kann. Wir enthalten uns also über die darin befindliche Bildergallerie, über das naturhistorische Museum, über die reiche Büchersammlung, über den großen Saal zu Vorlesungen u. s. w. u. s. w. ausführliche Bemerkungen zu machen; dagegen aber können wir nicht umhin, über den Styl, in welchem es erbaut wurde, einige Worte fallen zu lassen. Trotzdem nemlich das großartige Anwesen rein für die Wissenschaft bestimmt ist, fanden es die Amerikaner doch für angemessen, es im romanischen Style aufzuführen, so daß es sich mit seinen neuen Thürmen, sowie mit seinen Zinnen und Zacken gerade wie eine alte Ritterburg aus dem fünfzehnten Jahrhundert ausnimmt. Hat man je von einem tolleren Geschmack gehört?

Außer dem Smithsonischen Institute treffen wir in Washington noch auf zwei weitere schmucke Paläste, nemlich auf das Patentamt und die General-Postoffice, beide aus Marmor erbaut und zwar das erstere in jonischem, das zweite in dorischem Styl; allein wir überlassen die Beschreibung einer besseren Feder. Ebensowenig haben wir Raum für die Sternwarte, für die Navyyard oder den Schiffsbauhof, für die Cityhall oder das Rathhaus, für die vierzig Kirchen, von denen keine einzige schön genannt werden kann, für die großartigen Hotels und Privathäuser und was dergleichen mehr ist. Wir gehen vielmehr auf das „innere“ Aussehen Washingtons über, auf den Charakter, der es beseelt, sowie auf die Menschen, die darin wohnen, und in dieser Beziehung glauben wir dem

Leser Manches sagen zu können, was er bis jetzt nicht gehört hat.

Die Stadt Washington hat nemlich ein doppeltes Angesicht und sieht das einemal aus wie „Jean qui rit,“ während es zu einer andern Jahreszeit dem „Jean qui pleurt“ auf ein Haar gleicht. Der „Jean qui pleurt“ ist dann vorhanden, wenn der Kongreß keine Sitzungen hält, denn dann sieht es in der ganzen Stadt so öde, einsam und langweilig aus, daß man nicht todt darin wohnen möchte. Besteht doch die stabile Bevölkerung außer den Beamten der Bundesregierung, sowie außer dem diplomatischen Corps aus gar nichts, als aus lauter Wirthen, Kaufleuten und Handwerkern, deren Läden und Etablissements sämmtlich zu schlafen scheinen, so lange im Kapitole keine Reden gehalten werden! Rechnet man dann noch dazu, daß fast sämmtliche höhere Beamte, sowie auch die Herren Gesandten im Sommer der glühenden Hitze wegen das schattenlose Washington fliehen, um in dem nur wenige Meilen entfernten, viel angenehmer gelegenen George-Town ein Ruheplätzchen zu finden, so kann man sich denken, wie fast unerträglich leblos und langweilig die Hauptstadt der Union während dieser Periode sein muß. Ja selbst am todten Meere kann es nicht trauriger aussehen und unter all den vierzigtausend Seelen (so groß ist nemlich die stabile Bevölkerung Washingtons), welche allda geschäftslos hinbrüten, gibt es vielleicht keine Hundert, die den Mund auch nur ein einzigesmal zu einem fröhlichen Lachen verziehen. Plötzlich jedoch zu Anfang des Dezembers erwacht die Stadt aus ihrem Sommerschlafe, denn am ersten Montag dieses Monats kommen die Kongreßmitglieder in Washington zusammen, um ihre Sitzungen

zu eröffnen. Schon acht Tage vorher werden die verschiedenen Hotels und Wirthshäuser, deren es hunderte und aberhunderte gibt, ausgelüftet und die ebenso zahlreichen Kaufleute, welche während der Ferienzeit des Sommers ihre Einkäufe machten, schmücken ihre Schaufenster mit neuen Artikeln, die Häuserinhaber aber lassen ihre sämmtlichen Zimmer scheuern, als ob sie Hochzeitsgäste erwarteten. Und jetzt kommen sie an, die längst Erwarteten und Ersehnten, nemlich nicht blos die Kongreßmitglieder, sondern vielmehr mit ihnen die Unmassen von Fremden, welche der Kongreß wie ein Magnet anzieht! Sie kommen an, die Aemterjäger, in fast zahlloser Menge, und Geld bringen sie mit in Hülle und Fülle, dieweil sie ja wohl wissen, daß sie nur mit Geld ihren Zweck erreichen können! Sie kommen an, die Glücksritter und Müßiggänger, die Spieler und Gelegenheitsmacher! Sie kommen an, die Politiker und Parteimänner, welche ihrer Sache durch ihren persönlichen Einfluß den Sieg zu erringen hoffen! Sie kommen an, die Tausende von Damen, bald besseren, bald schlimmeren Rufes, in der sichern Hoffnung, wenn auch mit leerem Herzen, doch mit vollem Beutel nach Hause zurückzukehren! Sie kommen an, die Schnurranten und Musikanten, die Konzertgeber und Vorlesungenhalter, die Magier und Wahrsager, die englischen Reiter und Seiltänzer, die wirklichen Künstler und die Afterkünstler! Von allen Windstrichen kommen sie herbei, vom Süden wie vom Norden, vom Osten wie vom Westen! Da erscheint der pfiffige Yankee neben dem ernsten Hinterwäldler, der gelehrte Bostoner neben dem gemessenen Quäker aus Philadelphia, der schwarzhäutige Sumpfbewohner Alabamas neben dem unternehmungslustigen Newyorker, der heißblütige

Südkaroliner neben dem betenden Vermonter, der selbstbewußte Georgier neben dem berechnenden Massachussetsmann! Ja es ist gerade, wie wenn man sich auf einem großen Jahrmarkte befände, denn nicht blos alle Nationen, sondern auch alle Klassen und Stände, sowie alle Schattirungen von Gewerben und Erwerbsthätigkeiten sind vertreten! Nun natürlich füllen sich die Wirthshäuser und Hotels; nun öffnen sich die Fensterläden aller Gebäude, denn in keinem gibt es mehr unbewohnte Zimmer; nun herrscht Leben in den verschiedenen Etablissements und in den Läden drängen sich die Besucher; nun sieht man Menschen auf den Straßen und sogar reichbespannte Karossen mit Niggern auf den Kutschensitzen rasseln dahin; nun eilen die Friseure und Barbiere, die Schneider und die Schuhmacher, in geschäftiger Weise hin und her, als ob sie trotz aller Geschwindigkeit nicht fertig werden könnten; nun reiben sich die Washingtoner vergnügt die Hände und der Jean qui pleurt hat sich in den Jean qui rit verwandelt!

Der Kongreß also ist es, der die gute Stadt Washington so urplötzlich umzuwandeln vermag, und demgemäß halten wir es für unsere Pflicht, uns etwas näher nach demselben umzusehen. Er versammelt sich jedes Jahr einmal und zwar, wie wir bereits angedeutet, je immer am ersten Montag des Monats Dezember. Seine Bestandtheile sind der Senat und das Repräsentantenhaus. Das letztere wird alle zwei Jahre neu gewählt und zwar immer unmittelbar vom Volke. Auch schickt jeder Staat diejenige Zahl von Abgeordneten, zu welcher er vermöge seiner Einwohnerzahl berechtigt ist, z. B. (so war es wenigstens anno 1854) der Staat Newyork dreiunddreißig, der Staat Pennsylvanien fünfundzwanzig, der Staat Virginien dreizehn, der

Staat Rhode Island zwei, der Staat Delaware, als der kleinste, einen u. s. w. u. s. w. Der Senat dagegen richtet sich nicht nach der Einwohnerzahl der verschiedenen Staaten, sondern jeder derselben, er sei nun groß oder klein, volkreich oder nicht volkreich, schickt zwei Mitglieder nach Washington, so daß also gegenwärtig, wo es vierunddreißig Staaten gibt, die Zahl der Senatoren achtundsechszig beträgt. Ebenso verschieden ist der Wahlmodus des Senates, denn seine Mitglieder werden nicht wie die Repräsentanten „unmittelbar" vom Volke ernannt (dieß ist nur in zwei oder drei Staaten der Fall), sondern vielmehr von den Kammern oder legislativen Körpern der einzelnen Staaten. Ueberdieß dauert die Dienstzeit eines Senators sechs Jahre lang, und zwar in der Weise, daß alle zwei Jahre der dritte Theil des Senats erneuert wird. Hieraus sieht man, daß der Senat ein viel conservativerer Körper ist, als das Repräsentantenhaus, und in der That wird auch die Würde eines Senators so zu sagen als die höchste Ehre betrachtet, welche ein Amerikaner in seinem politischen Ringen erstreben kann, einzig und allein die Würde des Präsidenten abgerechnet, welcher, wie bekannt, immer auf vier Jahre und zwar regelmäßig im November gewählt wird.

Wie es nun bei all diesen Wahlen zugeht, hat der Leser schon oft und vielmals aus den Zeitungen oder aus Büchern erfahren,*) und es dürfte daher überflüssig sein, des Näheren darauf einzugehen. Man weiß es ja zur Genüge, wie ungeheuerlich die Umtriebe sind, um diesen

---

*) Der Leser lese nur „die lebenden Bilder aus Amerika", sowie „die alte Brauerei oder Criminalmysterien von Newyork" des Verfassers nach, so wird er ganz in's Klare gesetzt werden.

Der Setzer.

oder jenen Kandidaten durchzusetzen! Man weiß ja, welch reichliche Versprechungen gemacht werden; man weiß, wie wenig man das Geld spart; man weiß, wie man selbst vor Gewalt und Blutthaten nicht zurückschreckt; und man weiß endlich, wie leicht zugänglich für Bestechungen das gemeine Volk ist! Kurz man weiß, daß es fast bei keiner einzigen Wahl, absonderlich nicht bei denen, welche vom Volke selbst vorgenommen werden, ehrlich und redlich zugeht, sondern daß man vielmehr alle Mittel, selbst die schlechtesten, anwendet, um seiner Partei den Sieg zu erringen; allein gerade weil man dieses weiß, sieht man sich unwillkürlich zu der Frage veranlaßt, „warum" denn so außerordentlich viel Mühe und Geld aufgewendet werde? Man sieht sich veranlaßt, darüber nachzudenken, ob es sich denn auch wirklich lohne, so großartige Anstrengungen zu machen?

In Beziehung auf die Präsidentenwahl liegt die Antwort auf platter Hand. Der gewählte Präsident ist ja vier Jahre lang Regent eines Landes, das anderthalbmal so groß ist, als Europa, und hat als solcher eine Gewalt in Händen, wie sie fast kein konstitutioneller Monarch der alten Welt besitzt. Wer wird es also nicht natürlich finden, daß ein ehrgeiziger Mann Allem aufbietet und Alles aufopfert, um einen solch hohen Posten zu erreichen? Ebensowenig kann man sich darüber wundern, daß diejenige Partei, welche ihn als Kandidaten auf ihr Panier gehoben hat, sich fast über ihre Kräfte anstrengt, seine Kandidatur durchzusetzen, — und zwar einfach deßwegen, weil sie hoffen darf, von ihm drei- und vierfach für die gehabten Mühen und Auslagen entschädigt zu werden. Er, der Präsident, hat ja über mehr als zweitausend Stellen und

Aemter zu verfügen, denn er ernennt (dem Senat steht nur das Bestätigungsrecht zu) alle höheren Posten in der Verwaltung, er ernennt alle Gesandtschaften und Konsulate, er ernennt alle Offiziere in der regulären Armee, er ernennt alle Gouverneure, Superintendenten und Agenten in den verschiedenen Territorien und Distrikten, er ernennt alle Postmeisterstellen in der ganzen Union, sowie auch alle Zollbeamten und was dergleichen mehr ist! Welche Männer aber wird er zu dergleichen Aemtern befördern? Nun natürlich lauter solche, die ihren Einfluß und ihr Geld aufwandten, um seine Wahl durchzusetzen! Somit ist es leicht erklärlich, warum beim Kampfe um die Präsidentenstelle alle Kräfte aufgeboten werden. Allein warum man sich fast ebensosehr, wenn nicht noch mehr Mühe gibt, um einen Sitz im Kongresse zu bekommen, — dieß dürfte doch manchem Europäer ziemlich räthselhaft vorkommen. „Wir in der alten Welt," so sagt man sich, „haben doch auch Ständekammern, allein so anlockend ist der Eintritt in dieselben doch nicht, daß man sein ganzes Hab und Gut, ja sogar seinen guten Namen und seine Reputation auf's Spiel setzen möchte, um dahin zu gelangen, warum thun nun dieß die Amerikaner? Stachelt sie vielleicht der Ehrzeiz und die Sucht, eine politische Machtstellung ausüben zu können? Doch der Yankee ist ja nicht dafür bekannt, daß Ruhm und Herrschergewalt ihm über Geld und Gut ginge! Oder sollte vielleicht eine derartige Stellung anderweitige Vortheile bringen, an die man in Europa nicht denkt?" Sicherlich darin liegts, denn der ganze Sinn des Nordamerikaners geht ja nur allein auf den Vortheil. Sehen wir also, worin die Einträglichkeit der Kongreßmitgliedschaft besteht!

Diese Einträglichkeit ist eine gedoppelte und beruht ganz auf demselben Systeme, wie die direkten und indirekten Steuern. Zu den direkten Steuern gehören zuerst die „Diäten", welche dreitausend Dollars im Jahr betragen. Früher hatte ein Kongreßmitglied während der ganzen Sitzungszeit acht Dollars per Tag, und während dieses Taggeld im Brauch war, dauerte die Sitzungszeit gewöhnlich sehr lange, so daß die Geschäfte ziemlich verschleppt wurden. Somit dachte man, es wäre besser, den Herren Abgeordneten eine „Aversalsumme" zu geben, und so kam denn das Gesetz zu Stande, welches die jährliche Diät eines Kongreßmitglieds auf dreitausend Dollars festsetzte. Seither sind auch in der That die Sitzungen viel kürzer und es bestätigte sich demnach die alte Regel, daß Accordsarbeit immer schneller von Statten geht, als Taglöhnerarbeit. Das zweite direkte Einkommen besteht aus dem „Reisegeld", denn es hat jeder Abgeordnete vierzig Cents für die englische Meile, von seinem Heimathort bis nach Washington, in Anspruch zu nehmen. Für die Mitglieder aus Virginien, Maryland, Delaware und Pennsylvanien trägt diese Steuer nicht viel ein, um so mehr aber für die Abgeordneten der übrigen Staaten, und es machen z. B. die aus Californien, Oregon, Louisiana, Mississippi, Jowa u. s. w. immer einen Reisekostenzettel von zwei, drei, vier oder gar fünftausend Dollars. Bedenkt man nun aber, daß überall hier Eisenbahn- oder Dampfboot-Verbindungen bestehen, vermittelst deren man sogar von St. Francisco aus um wenige hundert Dollars nach Washington gelangt, so kann man sich wohl denken, wie groß der Reisegeldprofit ist! Die dritte direkte Steuer liegt in den „Sporteln", welche unter dem Titel von „Kanzlei- und Bureau-

kosten" verrechnet werden. Die Herren Abgeordneten machen nemlich darauf Anspruch, Schreibpapier, Postmarken, Briefcouverts u. s. w. gratis geliefert zu bekommen, und dehnen überhaupt den Begriff Kanzleikosten auf eine Weise aus, daß unsere deutschen Kanzleiherren allen Respekt bekommen müssen. So liegt die offizielle Kostenrechnung einer der letztern Kongresse vor uns, und dieselbe ist allzumerkwürdig, als daß wir deren Inhalt unsern Lesern vorenthalten könnten. Allda heißt es nemlich folgendermaßen: „4479 Stück Federmesser macht 6829 Dollars; ferner Scheeren für 669 Dollars; ferner Patentbleifedern für 610 Dollars; ferner Toilettkästchen für 645 Dollars; ferner Riechfläschchen für 121 Dollars; ferner Cigarrenetuis für 797 Dollars; ferner sogenannte Damenpompadours für 242 Dollars; ferner Schreibmappen für 1997 Dollars; ferner Albums mit Bildern für 232 Dollars; ferner Schnupftabak für 24 Dollars; ferner Visitenkartenetuis für 177 Dollars; ferner englische Reisenecessaires für 155 Dollars; ferner Dintenfässer für 1606 Dollars; ferner Damenschreibzeuge für 288 Dollars; ferner Damenportmonnais für 347 Dollars; ferner Perlenmutternotiztäfelchen (sogenannte Shopping Tablets zu Notizen für Modenärrinnen während ihres Herumflanirens in den Schnittwaaren- und Putzmacherläden) für 247 Dollars und endlich Damennecessaires (sogenannte Ladies Companions) für 101 Dollars. Ist das nicht eine lustige Rechnung? Eine weitere Bemerkung erlauben wir uns übrigens nicht, sondern meinen blos, daß Abgeordnete, welche einen solch außerordentlich elastischen Begriff von Kanzleikosten haben, auch keine große Scheu in sich tragen dürften, dem Staate noch ganz andere Kosten aufzubürden, und dieß bringt uns auf

das „indirekte“ Einkommen der besagten Herren. Worin besteht aber dieß? Ei nun ganz einfach darin, daß man seinen Einfluß und seine Stimme so theuer als möglich „verwerthet!“ Dem Kongreß liegt es bekanntlich ob, alle Gesetze zu machen, nach welchen die Vereinigten Staaten regiert werden, und insbesondere gehören hieher die „Finanzgesetze“. Sie, die Herren Abgeordneten, haben darüber zu bestimmen, wie viel dieser oder jener Artikel Zoll bezahlen muß; von ihnen hängt die Aufnahme neuer Staatsschulden ab; sie decretiren die Telegraphenrichtungen und Staatseisenbahnen; kurz in ihrer Hand liegen die sämmtlichen Einkommenstheile, sowie auch die sämmtlichen Ausgaben der ganzen Union. Nun kann man sich aber wohl denken, daß sowohl eine Menge von Einzelnen als auch nicht wenige Korporationen und Gesellschaften einen großen Vortheil dabei haben, ob der Kongreß in einer Finanzfrage „so oder so“ entscheidet, und eben so klar ist, daß bei Staatsaccordübernahmen u. s. w. immer verschiedene Konkurrenten vorhanden sind, welche sich den Rang streitig machen. Liegt es also nicht auf der platten Hand, daß vielfach der Versuch gemacht werden wird, die Herren Abgeordneten zu „beeinflußen“, und daß man ihnen ein Erkleckliches für ihre Abstimmung bietet? Ist es nicht selbstverständlich, daß eine Compagnie, welche an diesem oder jenem Accord, an dieser oder jener Zollermäßigung u. s. w. u. s. w. eine Million gewinnen könnte, sich recht gerne dazu versteht, hunderttausend Dollars oder mehr zu opfern, und daß also die Stimme jedes Kongreßmitgliedes einen bedeutenden Werth hat? Somit kommt es für jeden, der Geld machen will, nur darauf an, daß er diese seine Stimme so theuer als möglich verkauft, und man wird

also nicht sagen können, daß es für ein Kongreßmitglied keine Gelegenheit gebe, indirekte Steuern zu erheben. Im Gegentheil, eine solche Gelegenheit zeigt sich nur zu oft, und nicht wenige der Herren Abgeordneten greifen mit beiden Händen zu. Betrachten sie ja doch den Erwerb ihres Sitzes im Repräsentantenhause oder Senate gerade so gut „als ein Geschäft", wie jedes andere! Denken sie ja doch, daß ihnen „die Pflicht gegen sich selbst" vorschreibt, die Kongreßmitgliedschaftsperiode, deren Acquirirung sie meist theuer genug zu stehen kam, so vortheilhaft als nur immer möglich auszubeuten!

Um uns jedoch von dem Thun und Treiben der Herren Kongreßmitglieder so genau als möglich zu überzeugen, wollen wir uns in ihre Sitzungssäle selbst verfügen. Da ist zuerst der Saal des Repräsentantenhauses. Er hat zwei Gallerien, die ordentliche Zuhörergallerie, auf welcher das gewöhnliche männliche Publikum sitzt, und die sogenannte Privatgallerie, welche für die Fremden sowie für die Damen, insbesondere die Freundinnen der Herren Mitglieder bestimmt ist. Bei großem Andrang jedoch, wenn recht wichtige Fragen vorkommen, öffnet man dem Publikum auch die unteren Räume des Saales und berühmten Ausländern, wie z. B. dem Exdictator Kossuth von Ungarn, wird sogar ein Stuhl neben dem Sprecher gestellt. So interessant nun aber auch eine Musterung der Gallerien und des Publikums sein mag, so liegt uns doch mehr daran, die Herren Abgeordneten selbst Revue passiren zu lassen, und wir säumen keinen Augenblick, uns unter ihnen umzusehen. Wahrhaftig ein wahres Quodlibet von Nationalitäten! Hier das blonde Haar und die schlanken Glieder des Angelsachsen, dort die Olivenfarbe und das dunkle

Gluthauge des Kreolen; links die schwerfälligen Umrisse des Holländerstammes, rechts die flüchtige Beweglichkeit der Franzosenrace; vor uns die eckige Gestalt des Schotten und gleich dahinter die gemüthliche Fülle des Deutschen! Kurz alle Länder und Völker scheinen hier vertreten zu sein und ebenso auch alle Geschäftszweige und Ernährungsbranchen. Wir finden Rechtsgelehrte und Advokaten wie Baumwolle- und Zuckerplantagen-Inhaber, Kaufleute und Fabrikanten wie Gutsbesitzer und gewöhnliche Bauern, kühne Hinterwäldler und Jäger wie Geldmäkler und große Banquiers. Nur allein die gelehrte Welt liefert der Kandidaten offenbar nicht viele, und ebensowenig will es uns bedünken, als ob die Bildung und die Politur besonders einheimisch seien. Dem Südländer allerdings, d. h. dem großen Baumwollenbaron, sieht man das „Cavaliermäßige" und „Edelmännische" immerhin an; doch zeigt es sich meistentheils in etwas rohen, junkermäßigen oder auch burschikosen Formen, und die besagten Herren machen sich, um ihre Nonchalance zu zeigen, immer viel damit zu thun, daß sie ihre Pulte und Subsellien mit den Federmessern bearbeiten. Die Nordländer dagegen, d. h. die Abgeordneten der sogenannten „freien" Staaten, haben fast alle etwas Krämermäßiges in ihren Zügen und kauen entweder Tabak oder führen sie eine Portion Zuckerwaare im Munde. Ueberdieß sind sie fast immer ziemlich nachlässig, ja Viele unter ihnen sogar sehr nachlässig gekleidet, ein Vorwurf, den aber auch die Südländer nicht ganz von sich abzuwälzen verstehen. Noch mehr fällt uns auf, daß die Herren Repräsentanten sämmtlich „baarhäuptig" dasitzen, während das Publikum auf den Gallerien den Hut auf dem Kopfe behält, also gerade das umgekehrte Verhältniß wie in England.

Doch wir dürfen nicht blos „schauen“, sondern müssen auch „hören“, denn wie könnten wir sonst die Denkungsweise der Herren Abgeordneten kennen lernen? Dieß ist jedoch leichter gesagt, als gethan. Es herrscht nemlich in dem Repräsentantenhause zu Washington für gewöhnlich ein solcher Lärm, daß man nicht blos nicht im Stande ist, den jeweiligen Rednern in ihrem Gedankenfluge zu folgen, sondern daß man es sogar kaum so weit bringt, die einzelnen Worte zu unterscheiden. Dieß kommt daher, daß während der Sitzungszeit ein großer Theil der Repräsentanten theils gruppenweise, theils in einzelne Paare abgetheilt, in den Gängen auf- und abspaziert und ganz laute und ungenirte Gespräche führt, während die Uebrigen sich bequem in ihre Sessel zurücklehnen und mit ihren Nachbarn nicht minder laut und ungenirt discurriren. Somit spricht eigentlich jeder, ohne daß irgend einer hört! Ausnahmen kommen allerdings vor, denn es gibt im Repräsentantenhause immer einzelne Persönlichkeiten, die sich nur zu erheben brauchen, um augenblicklich eine tiefe Stille hervorzurufen. Es sind dieß die Führer der verschiedenen politischen Parteien, Männer von so bedeutendem Geist und Einfluß, daß man sich keines ihrer Worte entgehen lassen will; allein ihre Anzahl ist nicht Legion und es darf also als Regel gelten, daß man die Herren Sprecher „nicht anhört“. Warum sprechen sie aber dann? Einfach deßwegen, damit ihre Reden, welche die Stenographen nachzuschreiben haben, nachher veröffentlicht werden, d. h. sie sprechen, damit sie es ihren Committenten schwarz auf weiß beweisen können, „daß sie gesprochen haben“. Demgemäß hält beinahe jedes Mitglied während der Session wenigstens Eine Rede und diese dehnt es so lange als möglich

aus, um einen recht langen Bericht nach Hause senden zu können. Ja es kam früher sogar oft vor, daß eine solche Rede nicht einmal an einem einzigen Tage vollendet wurde, sondern vielmehr mehrere Sitzungen in Anspruch nahm, und deßwegen hat man das sogenannte „Gag“ oder Stangenzaumgesetz (Gag heißt so viel als Knebel, Gebiß oder Mundsperre) erfunden, welches feststellt, daß keine Rede länger als eine Stunde dauern dürfe. Man wollte dem tagelangen Schwätzen ein Ziel setzen, allein man erreichte seinen Zweck doch nicht ganz, denn wenn ein solcher maulfertiger Herr heute eine Stunde lang sprach und dann gezwungen ist, aufzuhören, ergreift er das Wort den anderen Tag von neuem und schwatzt abermals sechszig Minuten lang!

Das Schönste an den Sitzungen des Abgeordnetenhauses zu Washington sind übrigens nicht die „Reden“, sondern die „Scenen“. Von diesen hat der Leser gewiß schon mehr als hundertmal gehört und er weiß also eben so gut, als wir, daß dieselben nur zu oft nicht blos in die unwürdigsten Streitereien, sowie in die rohesten Schimpfereien ausarten, sondern daß die Herren Repräsentanten auch schon die Messer gegen einander zogen, oder sich mit Pistolenschüssen begrüßten. Ja, daß es sogar, so viel uns bekannt, wenigstens zweimal, bis zu wirklichem Mord und Todtschlag kam, in dem das einemal ein Abgeordneter, das anderemal ein Thürsteher auf dem Platze blieb. So weit treibt man's nun natürlich nicht alle Tage, allein etwas minder weit gehende Auftritte kann man in jeder Sitzung erleben, und zur Kurzweil wollen wir dem Leser einen solchen erzählen. Als nemlich vor ein paar Jahren ein nordischer Abolitionist am Schluß seiner Rede die Ansicht

aussprach, daß man die Herren Sclavenfreunde schon noch zur Raison bringen werde, unterbrach ihn ein Abgeordneter des Staats Georgia mit folgendem Wuthausbruch: „Ihr großmaulige, Blut- und Donner-prahlhansige Heißsporne aus Neuengland, kommt einmal nach Georgia hinunter, so werden wir euch zeigen, wo ihr her seid; ja wir werden euch eines so anständigen Ausgangs aus der Welt, wie ein Pistolenschuß ist, keineswegs würdigen, sondern, bei dem Ewigen, wir werden euch wie Hunde an den Waldbäumen aufhängen und halten die Stricke dazu schon parat." So der Georgier! Natürlich blieb aber der Nordländer die Gegenrede nicht schuldig und nun wurden Schimpfworte der verletzendsten Art mit der Regelmäßigkeit eines Pelotonfeuers oder Federballspiels hin- und hergeschleudert. Ja hie und da schien es, als ob das Wortgefecht in ein förmliches Duell ausarten wollte; allein zum Glück mischten sich auch andere Abgeordnete in den Streit, und wenn dann der eine oder der andere ein recht derbes Schimpfwort, oder auch einen recht rohen Spaß in den Tumult hineinwarf, so brach die ganze hochedle Versammlung regelmäßig in ein so brüllendes Gelächter aus, daß die beiden Gegner darob verstummen mußten. Eine derartige grobe Rede warf der Abgeordnete Smith von Louisiana dem Herrn Gordon aus Cincinnati an den Hals und als dieser nicht gleich darauf antwortete, so schrie er ihm zu: „warum antwortet das Mitglied für Ohio nicht?" „Der Herr sollte wissen," entgegnete nun Gordon ruhig, „daß ich nicht sein Sclave bin." „Nein," brüllte sofort Herr Smith, „das sind Sie nicht, denn wenn Sie es wären, so würden Sie längst bekommen haben, was Sie brauchen, nemlich eine Tracht Prügel und einen Tritt vor

den Hintern." So gemein nun auch diese Worte waren, so fanden sie doch bei den Südländern einen stürmischen Beifall, und viele derselben lachten, daß das Haus bebte. So hoffte man denn, als wieder etwas Ruhe eintrat, es werde nun in Folge dessen die ganze Scene zu Ende gekommen sein; allein man täuschte sich sehr, denn nun kamen die beiden Repräsentanten Clark und Haßlin hintereinander. Clark hielt es nemlich mit Gordon und da sein Nachbar Haßlin dem Smith aus Leibeskräften applaudirte, so nannte er denselben einen rohen, gemeinen Gesellen. Nicht faul replicirte Haßlin einen Schurken und dieser Austausch von Höflichkeiten wuchs nach und nach zu einem Tumulte an, der fast noch furchtbarer wurde, als der erste. Vergebens rief der Sprecher des Hauses die beiden Streitenden zur Ordnung und schlug mit seinem Hammer wie wüthend auf den Tisch hinein. Die Herren Clark und Haßlin ließen sich nicht geschweigen, sondern brüllten einander wie wilde Thiere an, und besonders Clark gestikulirte mit den Händen, als wollte er den andern niederboxen. Da entfiel dem Haßlin etwas, was dem Klange nach nichts anderes als eine Pistole sein konnte, und nun entstand natürlich eine ungeheure Sensation. Augenblicklich ward jeder der beiden Streitenden von einer Anzahl von Freunden umringt, um weitere Gewaltthätigkeiten zu verhüten, allein ohne Zweifel wäre dieß nicht gelungen, wenn nicht ein derbes Witzwort das ganze Haus in die lustigste Stimmung versetzt hätte. Gleich darauf nemlich als Haßlin die Pistole fallen ließ, schrie Einer, daß er das nächstemal eine doppelläufige Büchse in die Sitzung mitnehmen werde. „Was?" brüllte ihm sofort ein Anderer entgegen. „Hat denn der Herr im Sinne to make game of the house?"

und nun brach die ganze Versammlung in ein brüllendes Gelächter aus, da der Witz zu schlagend war, als daß man demselben hätte widerstehen können. Leider jedoch ist das Wortspiel im Deutschen nicht wiederzugeben, und der Leser muß sich also damit begnügen, daß wir ihm den Sinn desselben auseinandersetzen. Game heißt nemlich ebensogut Scherz und Spiel, als auch Wildpret oder Wild, und es lag also in den obigen Worten der Doppelsinn: „ob der Herr im Sinne habe, sich einen Spaß mit dem Hause zu erlauben, oder ob er vielleicht die Mitglieder wie Füchse niederschießen wolle."

Auf diese Art pflegt es im Repräsentantenhause zu Washington zuzugehen, und wenn auch nicht gerade jeden Tag derlei Scenen sich wiederholen, so darf man doch darauf rechnen, daß wenigstens keine Woche vergeht, ohne eine Unterhaltung der besagten Art geliefert zu haben. Deßwegen ist man auch schon so sehr daran gewöhnt, daß die Zeitungen nicht einmal mehr viel Aufhebens machen, wenn es nicht zu wirklichen Thätlichkeiten oder Herausforderungen kommt. Weit anständiger übrigens benimmt sich der Senat, und Auftritte, wie wir sie so eben geschildert haben, gehören hier fast zu den Unmöglichkeiten. Sind doch die Mitglieder dieses hohen Rathes meist gesetzte, ältere Herren, zum Theil sogar mit grauen Haaren, welche eine lange politische Vergangenheit und eine Menge von Erfahrungen hinter sich haben, während die Herren Repräsentanten meist noch vom Feuer der Jugend erfüllt sind und sich die Sporen der parlamentarischen Thätigkeit erst verdienen müssen! Ebendeßwegen liegt auch eine gewisse Würde über die Sitzungen des Senates ausgebreitet, und wenn je eines seiner Mitglieder sich zu einem allzutumul-

tuarischen Benehmen hinreißen läßt, so weist es der Präsident alsbald in die Grenzlinien des Anstandes zurück, oder ruft ihm vielleicht, um es recht zu demüthigen, gar mit strenger Miene zu, ob es nicht wisse, daß es sich nicht in dem andern Flügel des Hauses, d. h. da, wo die Repräsentanten tagen, befinde. Allein wenn man nun auch zugeben muß, daß die Herren Senatoren über die Rohheit ihrer jüngeren Kollegen erhaben sind, und wenn es überdem, wie von vielen Seiten behauptet wird, wahr ist, daß sie viel uneigennütziger und patriotischer denken, als die Mitglieder des Repräsentantenhauses, so bleibt es dagegen doch umgekehrt eine unwiderlegliche Thatsache, daß die Bestechlichkeit auch in jenes ehrwürdige Kollegium ihren Weg gefunden hat. Sie ist allerdings nicht so allgemein allda zu Hause, wie in dem andern Saale des Kapitols, und überdieß versteht man es, sie weit besser zu flankiren und zu verdecken, weil lauter gewiegte und erfahrene Männer hier sitzen; entfernt man jedoch die äußere Hülle, so kommen nur zu oft Dinge zu Tage, welche fast von einer größeren Verdorbenheit zeugen, als diejenige ist, welche man den Insassen des Abgeordnetenhauses nachgewiesen hat. Gesetzt jedoch auch, der Senat stünde vollkommen tadellos da, was würde es das Schatzamt der Vereinigten Staaten viel nützen? Die Berathung der Finanzgesetze nnd die Verwilligung der auszugebenden Gelder ruht ja vor Allem auf dem Repräsentantenhause und wenn dieses bestechlich und verdorben ist, so kann die Ehrlichkeit der Senatoren den Schaden nicht mehr gut machen. Kein Wunder also, wenn in Amerika selbst Stimmen laut werden, welche den Kongreß auf's härteste verdammen! Kein Wunder, wenn man es dort schon vielfach öffentlich aussprach,

es dürfte mit nächstem ein Cromwell nöthig werden, um den Augiasstall der Unionsregierung zu misten! Ich selbst enthalte mich jedes weitern Urtheils, dagegen aber kann ich nicht umhin, zwei Citate aus bewährten amerikanischen Schriftstellern anzuführen, durch welche es dem Leser klar werden dürfte, wie die ehrliche und aufgeklärte Welt in den Vereinigten Staaten über den Kongreß denkt. Das erste dieser Citate heißt folgendermaßen: „Noch nie sind im englischen Parlamente oder in der Volksvertretung irgend eines civilisirten Staates solche Erbärmlichkeiten, solche Schändlichkeiten, solche Zertretungen des Gesetzes und der guten Sitte vorgekommen, als auf unserem letzten Kongresse (dem von 1859 nemlich). Ja die Heiligkeit seiner Räume wurde buchstäblich mit Füßen getreten! Man hörte nichts, als Eckel erregende Zänkereien; man sah nichts als Ausbrüche des Hasses oder des Neides, und Männer, wie sie der Straßenkoth Newyorks erzeugt und groß zieht, — das waren die Zierden der Versammlung! Das ganze Haus glich eher einem Lager wüthender wilder Heerden, als dem Berathungssaale der Gesetzgeber eines gebildeten Landes. Alle Achtung für Scham und Recht ward mit Füßen getreten und nur Schreier und Rowdies betraten die Rednerbühne. Und nicht genug! Nur Geldsucht, nur Diebstahl war ihr Motiv und wer am meisten bietet, der hat mich, stand in dem Gesicht eines Jeden geschrieben.“ Noch härter drückt sich das zweite Citat, welches wir anführen wollen, aus: „Sonst und jetzt!“ heißt es da. „Sonst war der Kongreß eine Versammlung der Edelsten und Besten des Landes, jetzt ist er eine Mörderhöhle, in welcher Raub, Gewalt und Diebstahl das Ruder führen! Sonst war er der Ausdruck des Willens der ganzen Nation, nun ist er

eine durch Wahlfälschung und Bestechung dem Volke aufgedrungene Behörde! Sonst glichen die Kongreßmitglieder Männern, welche herrschen konnten, aber nicht wollten, jetzt schreien sie alle, nieder mit der Konstitution, dem heiligen Erbtheil unserer Väter, denn sie hindert uns nur daran, willkürlich zu dominiren!"

Es sind dieß zwei äußerst harte Urtheile, allein derjenige, der den Sitzungen des Kongresses oft beigewohnt hat, sowie noch mehr derjenige, welcher das Thun und Treiben der Herren Volksrepräsentanten und Senatoren außerhalb des Sitzungssaales beobachtete, dürfte sich nicht leicht zu einem Widerspruch veranlaßt finden, denn gerade im letzteren, d. h. in dem Thun und Treiben außerhalb des Sitzungssaales liegt die Bestätigung obigen Urtheils. Die Herren Kongreßmitglieder denken nemlich, wie man sich sogleich überzeugen kann, wenn man sich ein paar Tage mit ihnen herumtreibt, keineswegs an die Wichtigkeit und den Ernst ihres Berufes, sondern sie betrachten vielmehr die Zeit ihres Aufenthalts in Washington als eine reine Vergnügungsparthie, sowie zugleich als eine Art von Ernte, bei welcher sie die Schnitter zu spielen haben. Gewöhnlich finden sie sich daselbst ohne ihre Frauen ein — viele der jüngeren sind auch noch unverheirathet — und logiren sich zu zwanzig oder fünfundzwanzig in ein Wirthshaus zusammen ein, wo sie dann eine sogenannte „Meß", d. h. eine Junggesellentisch-Gesellschaft bilden. Hierin schon liegt ihr Lebensplan vorgezeichnet, denn wenn verheirathete Männer darauf aus sind, eine Junggesellenwirthschaft zu führen, so wollen sie auch in „jeglicher" Beziehung ungenirt leben, d. h. sie wollen alles mitmachen, zu was man unverheirathete Männer berechtigt glaubt.

Viel Sitte und Manier trifft man daher bei solchen „Messen“ nicht, um so mehr aber Ungebundenheit, oder wenn man sich besser ausdrücken will: Rohheit und Gemeinheit. Insbesondere sind tüchtige Trinkgelage an der Tagesordnung und inländischer Branntwein wie ausländische Weine fließen in Strömen. Man braucht sich ja in keinerlei Weise zusammenzunehmen, weil keine Dame an der Tafel sitzt, sondern kann sich vielmehr vollkommen gehen lassen! So kommt es denn nur selten vor, daß ein Messenmitglied ganz nüchtern von der Tafel aufsteht, allein wenn es auch nach Tisch noch nicht vollständig geladen hat, so darf man doch sicher sein, daß es ein paar Stunden später total gedeckt ist. Nach der Mittagstafel nemlich, welche gewöhnlich zwischen vier und fünf Uhr Statt findet, schlendert man eine Zeitlang auf den Straßen herum und begibt sich dann in irgend ein Trinkhaus, um dort an der Bar das etwa noch Verabsäumte einzuholen. Hierin liegt auch der Grund, warum der Kongreß nie Abendsitzungen hält, denn was würde herauskommen, wenn die meisten Mitglieder angetrunken und viele derselben sogar vollständig besoffen sind? Dieß ist aber nicht etwa blos figürlich zu nehmen, sondern wir meinen das, was wir sagen, ganz und gar buchstäblich, und berufen uns hiebei auf das Urtheil aller ehrlichen Amerikaner. So schreibt unter Anderem Henry Wise, ein Mann, der vor wenigen Jahren den wichtigen Posten eines Gouverneur von Virginien inne hatte: „Wir haben hier (d. h. in Washington) allabendlich Ruhestörungen durch Besoffene. Die Väter der Republik sagten, man müsse streng festhalten an Genügsamkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Tugend und Ordnung, unsere Volksabgeordneten aber führen jede

Nacht Scenen auf, die selbst für eine irische Schnapps-kneipe zu gemein sind.“ Braucht man da noch weiter Zeugniß?

Bei dem Saufen jedoch bleibt es natürlich nicht, sondern man sucht auch andere Vergnügungen, die noch indecenter erscheinen. Wir meinen jene Art von Vergnügungen, welche von allen soliden Junggesellen zum mindesten als unanständig, von soliden Ehemännern aber geradezu als verbrecherisch angesehen werden sollten. Es kommen nemlich, wie wir schon weiter oben andeuteten, während der Kongreßzeit eine Menge von Damen äußerst zweifelhaften Rufes nach Washington, die keine andere Absicht haben, als ihre Reize so theuer als möglich zu verkaufen, und denen es auch in der That nur allzuleicht wird, von den Herren Gesetzgebern Besuche zu erlangen. Wir sprechen hier natürlich nicht von jenen gemeineren Dirnen, welche die Prostitution offen zur Schau tragen — und deren gibt es ohnehin über die Dauer des Kongresses eine mehr als übergroße Menge — sondern wir meinen vielmehr die in Galla auftretenden sogenannten Wittwen, die mit „Töchtern oder Niecen“ in die Bundesstadt kommen und mehr oder minder brillante Abendgesellschaften geben, auf denen man dem Anschein nach, ohne seinen Ruf zu gefährden, erscheinen kann, denn derartige Damen sind die Hauptlockvögel. Eine nähere und genauere Ausmalung unterlasse man uns übrigens und wer sich etwa darnach sehnt, die Details einer solchen Wirthschaft zu erfahren, der braucht nur die Chronik der Concile von Constanz oder Basel nachzulesen, wo auf ganz ähnliche Weise Legionen fahrender Frauen und Jungfrauen unter allerlei Vorwänden, Formen und Verhältnissen versammelt waren, um

den Herren Kardinälen, Bischöfen, Aebten und Professoren die Langeweile zu vertreiben.

Aber wie, fragt der Leser erstaunt, sollte es denn in Washington keine solide weibliche Gesellschaft geben, in welcher die Männer ihre Abende zubringen könnten? Müßte es denn nicht für die letztern genußreicher sein, ihre Frauen mitzubringen und ein solides Familienleben zu führen, statt sich in den Salons von Abenteuerinnen zu bewegen und Geld und guten Ruf zugleich zu verlieren? Gewiß sollte es so sein, aber die Erfahrung zeigt, daß die Herren Kongreßmitglieder anders denken! Viele der älteren Senatoren, sowie auch einzelne der Volksrepräsentanten, lassen sich allerdings von ihren Frauen begleiten, aber sie thun es nur dann, wenn die letzteren in einem gewissen Alter stehen, welches sie über die Gefahren der Verführung hinwegsetzt. Junge und schöne Frauen nach Washington zu bringen, wäre ja so viel als eine offene Herausforderung des Teufels, und man muß die Tugend nie absichtlich in Gefahr bringen! Sind aber die Gattinnen der Herren Kollegen über die Vierzig hinüber, wird man sich dann besondere Mühe geben, ihre Gesellschaft aufzusuchen? Ja muß es nicht den Damen selbst am Ende so langweilig werden, daß sie lieber das nächste Mal zu Hause bleiben? In der That darf man daher auch beinahe stets darauf rechnen, daß nur solche Kongreßmitglieder von ihren Frauen begleitet sind, welche mehr oder weniger viele heirathsfähige Töchter besitzen, oder vielmehr man darf so zu sagen mit Gewißheit annehmen, daß sie sich nur von ihren Frauen begleiten lassen, um auch ihre Töchter mitnehmen zu können. Sie geben nemlich dann alle acht oder vierzehn Tage sogenannte „Hops“, zu welchen sie ihre jüngeren unver=

heiratheten Freunde einladen, und da diese Hops nichts anderes als Abendunterhaltungen sind, auf welchen die Töchter bei Gesang, Klavierspiel und Tanz glänzen, so möchte man fast versucht sein zu glauben, die liebenswürdigen Kinder sollten auf diese Weise an den Mann gebracht werden. Auch liegt der beste Beweis, daß man die Sache in Washington selbst ebenso ansieht, darin, daß die ledigen Abgeordneten derartige Hops nur widerwillig besuchen und es vorziehen, ihre Abende in der Gesellschaft jener geldkostenden Abenteuerinnen zuzubringen, statt sich für die ganze Lebenszeit fangen zu lassen.

Wenn übrigens die Herren Kongreßmitglieder auf die angegebene Art ihre Zeit vergeuden, so dürften sie vielleicht darin einige Entschuldigung finden, daß es in Washington so wenig andere geistige Genüsse gibt, bei denen man sich erholen könnte. Allerdings lassen sich an jedem schönen und warmen Tage die dort stationirten Militärmusikchöre auf Befehl des Präsidenten oder Kriegsministers Mittags auf den Terrassen des Kapitols und weißen Hauses hören und es findet sich dann die ganze elegante und nichtelegante Welt zu diesem Genusse ein. Allerdings darf man ferner darauf rechnen, daß während der Kongreßzeit immer eine Gesellschaft von Kunstreitern, Seiltänzern und Jongleuren ihre halsbrecherischen Produktionen loslegt und keine geringe Anziehungskraft auf das Publikum ausübt. Allerdings wird auch fast kein Tag vergehen, an welchem nicht irgend ein berühmter Taschenspieler seine Künste gegen ein geringes Entrée feil bietet und ebenso wenig mangelt es schließlich an sogenannten Concertsängern dritten oder vierten Ranges, welche durch große Anschlagzettel den Herren Kongreßmitgliedern einen genußreichen

Abend versprechen. Allein wie kann man derartige Unterhaltungen einen intellectuellen Zeitvertreib nennen? Gibt es doch nicht einmal ein stehendes Theater, das wirklich darauf Anspruch machen könnte, etwas nur halbwegs Erträgliches zu leisten, einfach weil die Session viel zu kurz ist, um wirkliche Künstler zur Uebersiedlung nach der Bundeshauptstadt zu veranlassen! Ja dieser Mangel an höherer geistiger Erholung ist anerkanntermaßen so groß, daß nicht einmal die Mitglieder der europäischen Diplomatie in Washington selbst ihre stabile Wohnung haben, sondern vielmehr (wie schon oben gesagt) mit ihren Familien in dem nahen Georgetown residiren, — wie kann man es also den Herren Senatoren und Repräsentanten zumuthen, sich mit dem Wenigen, was die Bundeshauptstadt bietet, zu begnügen? Leider jedoch sind die Vergnügungen, welche wir bisher schilderten, noch die unschuldigsten, und es liegt uns die Pflicht ob, so ungern wir es auch thun, eines weiteren, weit schlimmeren Punktes zu erwähnen, in welchem sich fast alle Kongreßmitglieder versündigen. Dieser Punkt ist die Spielwuth, welche während der Kongreßzeit in Washington herrscht, und man darf wohl sagen, daß in keiner Stadt der Welt das Hasardspiel so zu Hause ist, wie an dem Sitze der Oberregierung der Vereinigten Staaten. Tag und Nacht werden dort die Karten gemischt, und trotzdem, daß die Herren Gesetzgeber das Pharospiel durch die strengsten Strafen verpönt haben, treibt man es doch fast bei offenen Thüren. Ja alle Welt kennt die Häuser, in welchen allnächtlich Bank aufgelegt ist, und selbst die strengsten Senatoren, welche vielleicht am Morgen eine heftige Rede gegen die überhandnehmende Gesetzlosigkeit losgelassen haben, geniren sich nicht im Geringsten,

dort zu pointiren. Kurz, Washington ist eine förmliche Spielhölle, und besonders die Südländer kennen keinen aufregenderen Zeitvertreib, als jede Nacht Hunderte von Dollars auf eine einzige Karte zu wagen. Was ist nun aber die Folge dieser furchtbaren Leidenschaft? Nichts anderes, als die Ueberhandnehmung der Sittenlosigkeit, und insbesondere die Bereitwilligkeit, sich bestechen zu lassen. Das Geld, das man verlor, muß auf irgend eine Weise wieder eingebracht werden, und welche Weise wäre die bequemere, als diejenige, daß man seine Stimme um so und so viel Dollars feil bietet? Die Herren Spekulanten und Accordjäger wissen dieß auch recht gut und sobald sie in Erfahrung gebracht haben, daß dieser oder jener Abgeordnete in der Nacht zuvor am Spieltische Unglück gehabt hatte, so rücken sie ihm augenblicklich auf den Leib und bieten ihm ungescheut an offener Wirthstafel einen Ersatz für den gehabten Verlust.

Und solchen Menschen ist das Wohl der Union anvertraut! Von solchen Menschen gehen die Gesetze aus, welche über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Einwohner des Staates entscheiden! Wahrhaftig es ist ein trauriges Bild, aber deßwegen können wir doch keine Sylbe von unserer Skizze zurücknehmen, und die Behauptung, daß der größere Theil des Kongresses zu Washington aus Trunkenbolden und Spielern, wenn nicht aus etwas noch Schlimmerem besteht, ist eine unwiderlegliche Thatsache. Gott schütze die Union!

18.

Kleindeutschland in Newyork.

Kommt ein Fremder in Newyork an, und wendet sich vom Landungsplatze der Einwandererschiffe, also von der Battery und Castle-Garden, den Broadway hinauf, dem Parke nebst der Cityhall zu, geht dann durch die Chatam-street in die Bowery und diese entlang bis an die Houston-street, biegt hier abermals rechts ab und wandert fort bis an die erste Avenue, so befindet er sich auf einmal in einem Stadttheile, welcher mit den übrigen Bezirken Newyorks nur sehr Weniges gemein hat. Allerdings durchkreuzen sich auch hier, wie überhaupt in dem ganzen neueren Theile der großen Weltstadt, die Straßen in rechten Winkeln, und überdieß tragen die fast sämmtlich aus Backsteinen erbauten Häuser ganz dasselbe monotone langweilig rothe Aussehen zur Schau, wie sonst in ganz Newyork; allein in Beziehung auf die Bauart, d. h. in Beziehung auf die Größe und Einrichtung der Häuser, und insbesondere in Beziehung auf deren Bewohner, also auf die Sitten, die Gebräuche und die Sprache derselben, ist hier alles ganz anders, als in den übrigen Stadtvierteln. Hier nemlich befinden wir uns in Kleindeutschland, oder auch im „Deutschländle“, wie dieser

Theil der Empire-City von den eingewanderten Germanen gewöhnlich genannt wird.

„Kleindeutschland“ erstreckt sich in nördlicher Richtung (von Süden nach Norden) von der Houstonstreet bis zur zwölften Straße, sowie umgekehrt gegen Westen zu (also wenn man von Osten nach Westen wandert) von der Avenue „D.“ bis zur „ersten“ Avenue und nimmt also einen bedeutenden Raum ein. „Avenue“ nennt man nemlich in Newyork die großen, hundert Fuß breiten Straßen, welche gleich mächtigen Alleen von der Altstadt bis an die Nordspitze der Manhattan-Insel, auf der die Empire-City erbaut ist, hinführen, und man zählt deren im Ganzen fünfzehn. Zuerst kommt, den Eastriver (Ostfluß) entlang, die Avenue D., dann folgt die Avenue C., darauf Avenue B., weiter Avenue A., und nun beginnen die mit „römischen“ Ziffern bezeichneten Avenues, also Avenue I., II., III. u. s. w. u. s. w. bis Avenue XI. Alle diese Avenues werden rechtwinklich, in der Richtung von Osten nach Westen, von „arabisch numerirten“ Straßen, deren es nicht weniger als zweihundert und sieben und zwanzig gibt, durchschnitten, und zwar läuft die erste Straße parallel mit der Houstonstreet, die zweite Straße parallel mit der ersten, die dritte parallel mit der zweiten und so fort, bis man das Ende der Insel erreicht. Auf diese Art entstehen eine Menge von Vierecken, welche man in Newyork „Blocks“, hie und da auch „Squares“ heißt, allein diese Vierecke haben keineswegs die gleiche Größe und Ausdehnung. Wenn nemlich auch der Zwischenraum zwischen einer „Straße“ und der „anderen“, also z. B. der zwischen der ersten und zweiten, oder der zwischen der hundert und ersten und hundert und zweiten „Straße“ immer ganz regelmäßig

dreihundert — nicht mehr, nicht weniger — Fuß beträgt, und wenn ferner ebenso regelmäßig auf diesen dreihundert Fuß zwölf hart an einander gebaute Häuser von je fünfundzwanzig Fuß Breite stehen, so ist dagegen der Zwischenraum zwischen einer „Avenue“ und der „andern“ keineswegs ein gleichmäßiger zu nennen, sondern variirt von fünfhundert bis zu tausend Fuß. Hat man einen Plan der Stadt Newyork zu Handen, so wird einem die Sache sogleich klar, allein auch ohne Plan kann man sich eine richtige Vorstellung machen, wenn man sich ein sogenanntes Oblongum denkt, dessen beide „Querseiten“ je dreihundert Fuß lang sind, während die „Langseiten“ fünf, sechs, sieben, acht, oder neunhundert Fuß messen. An den Querseiten stehen je zwölf, also zusammen vierundzwanzig Häuser, an den Langseiten aber kann die Zahl dieser Häuser vierzig, achtundvierzig, sechsundfünfzig, vierundsechszig, zweiundsiebenzig oder noch mehr betragen. Demgemäß enthält ein Block immer zum Mindesten vierundsechszig, nicht selten aber bis zu hundert und vier Häuser und da nun Kleindeutschland etwa sechszig Blocks umfaßt, so müßten hier zwischen fünf- und sechstausend Häuser stehen. So viel sinds übrigens nicht, denn die Kirchen nehmen auch Platz ein, und an Kirchen fehlt es bekanntlich in Newyork nirgends. Ueberdieß gibts auch noch verschiedene leere Bauplätze, auf welchen Gras wächst oder Rüben gepflanzt werden, und hie und da steht auf einem Lot — so heißt man in Newyork einen Bauplatz von fünfundzwanzig Fuß Breite und hundert Fuß Tiefe — statt eines Hauses eine alte Bretterhütte, in der ein Hufschmied oder Küfer seine Werkstätte aufgeschlagen hat. Kurz sechstausend Häuser

gibts im „Deutschländle“ nicht, wohl aber ganz sicher dreitausend fünfhundert, oder wenigstens dreitausend.

Doch „was für“ Häuser sind diese dreitausend Gebäulichkeiten! Ein Amerikaner hält was darauf, ein Domicil für sich allein zu besitzen. Lieber eine „eigene“, wenn auch noch so kleine Barake, in der man kaum Raum hat sich zu bewegen, als „Antheil“ an einem Palaste mit einer ganzen Reihe von Zimmern und Lokalitäten! Er weiß wie angenehm es ist, von keinen Mitbewohnern belästigt und inkommodirt oder gar „befreundschaftet“ zu werden. Er weiß, welch' wohlthuendes Gefühl es erweckt, wenn man, mit seiner Familie ausgehend, den Hausschlüssel in die Tasche schiebt und nun überzeugt sein darf, sein Eigenthum unter Schloß und Riegel geborgen zu haben. Darum will er Herr sein in seinem Territorium und keinen andern neben sich dulden! Allein so sehr er dieß alles „für sich“ liebt, und so sehr er darauf aus ist, seine „eigene“ Burg „mit Burgrecht“ zu besitzen, so wenig nimmt er Bedacht darauf, daß auch „Andere“ dieser Wohlthat theilhaftig werden, und insbesondere meint er, für die eingewanderten Deutschen müsse es gut genug sein, wenn sie zu Zwanzig und Fünfundzwanzig, oder gar zu Fünfzig in einem und demselben Hause wohnen. Selbstessen hat von jeher noch fetter gemacht, als das Kochen für andere Leute, und überdieß lieben ja die Deutschen die Geselligkeit, warum sollte er ihnen also nicht den Gefallen thun, Wohnungen für sie herzurichten, in welchen sie „Compagnienweise“ aufgehoben sind. Trifft man daher „sonst“ in Newyork meist kleine Häuser von zwei Stockwerken, so findet man in „Kleindeutschland“ vielfach Kasernen mit fünf oder sechs Etagen! Sind „sonst“ die

Wohnhäuser nur dreißig bis fünfunddreißig Fuß tief, so haben sie „hier“ eine Länge von sechszig bis siebenzig Fuß! Sieht man „sonst“ beinahe hinter jedem Privathause einen niedlich angelegten kleinen Garten, so steht „hier“ sicherlich ein Hintergebäude, das natürlich ebenfalls zu Wohnungen eingerichtet ist! In den Häusern, welche den Avenues entlang liegen — oft und viel aber auch in den an den nummerirten Straßen erbauten — dient der erste Stock oder das Parterre meistentheils als Laden, sei es nun zu einem Spezereikram oder zu einem Schuhhandel oder zu etwas dem ähnlichen, und wenn es kein Laden ist, so ist’s doch sicherlich eine Wirthsstube. Allein deßwegen findet sich in den übrigen Stockwerken doch noch Raum genug, um zum mindesten fünf oder sechs, oft und viel aber auch zwanzig und vierundzwanzig Familien zu beherbergen. Ja es gibt sogar einige Häuser in Kleindeutschland, in denen nicht weniger als 48, sage achtundvierzig Familien — zwei weniger, als ein halbes Hundert — auf einmal einlogirt sind! Und doch ist ein solches Haus nicht breiter denn fünfzig, und nicht tiefer denn siebenzig Fuß, aber es ist ein zweifaches Doppelhaus, sechs Stockwerke hoch, und je auf einem Boden befinden sich acht Wohnungen, vier vorn heraus, vier hinten hinaus, so daß, weil sechsmal acht nach Adam Riese achtundvierzig macht, das obige Facit herauskommt.

Groß sind sie freilich nicht, diese Wohnungen, aber dafür um so niedlicher und diminutiver. Ein Stübchen mit zwei Fenstern und daran hängend ein fensterloses Schlafzimmerchen, in welchem ein zweischläfriges Bett Platz hat, hat, das ist Alles! Von Kammer, Küche, Keller, Holzstall und was dergleichen mehr ist, weiß man nichts; gerade so

wenig als von einem geschlossenen Corridor oder gar von einer Speisekammer. Ueberdieß — wie groß ist das Stübchen mit den zwei Fenstern? Zehn Fuß lang und zehn Fuß breit, selten mehr! Eine solche Residenz kostet natürlich nicht viel, selten mehr als fünf oder sechs Thaler per Monat, und wenn man sich dazu bequemt, im obersten Stockwerk hinten hinaus zu wohnen, vielleicht blos vier oder noch weniger Dollars. Freilich — viel Kinder darf man gerade nicht haben, wenn man „so“ wohnen will, denn wo sollte man denn eine Kinderbettlade anbringen? Auch zum Auf- und Abspazieren im Wohnzimmer ist kein Platz vorhanden und ohnehin können keine Besuche angenommen werden. Aber was thut's? Man wohnt ja „wohlfeil“ und das ist die Hauptsache! Will übrigens Einer sich nicht so gar sehr einschränken, so miethet er sich in einem Hause ein, in dem blos zehn oder zwölf Familien wohnen, und dann erhält er für acht oder neun Dollars ein freundliches Wohnzimmer mit drei Fenstern, sowie zwei Schlafzimmer, von denen sogar das eine seinen eigenen Ausgang hat und durch ein in den Oehrn gehendes Fensterlein einiges Licht bekommt. Wahrhaftig eine Prachtwohnung, und für einen Edelmann gut genug! Ganz fürstlich — fürstlich natürlich nur im Sinne eines Newyorker deutschen Arbeiters genommen — residirt man aber für zehn oder zwölf bis vierzehn Thaler per Monat, denn für einen solchen Preis bekommt man zwei Wohnzimmer (wovon eines natürlich als Küche benutzt werden muß) und zwei geräumige Schlafzimmer, sowie endlich, um den Luxus auf's höchste zu treiben, Platz zu Kohlen und Holz.

Auf diese Art wohnt man in Kleindeutschland, aber die Insassen dieses Stadttheils lassen sich hierdurch wenig

anfechten. Im Gegentheil ist es ein lustig und zufrieden Völklein, das allda sein Nest aufgeschlagen hat, denn man trifft fast nur Deutsche und nichts als Deutsche! Schon in der Nachbarschaft vom Deutschländle, d. h. in demjenigen Viertel Newyorks, welches sich zwischen Bowerey, Houston- und Divisionstreet bis an den Eastriver erstreckt, wohnen unserer Landsleute nicht wenige. Es sind dieß meistens Leute mittleren Schlages und jedenfalls solche, die sich zu den gebildeten Ständen rechnen, wie z. B. Doktoren, Zahnärzte, Buchhalter und was dergleichen mehr ist. Dagegen aber gleichen die Wohnungen dieses Viertels den amerikanischen Wohnungen fast auf ein Haar, und deßwegen haben sich auch nicht blos Deutsche, sondern auch „andere" Nationalitäten, insbesondere Eingeborene, hier niedergelassen. Man kann ja da, wenn man will, seine eigene „Burg" für sich haben, weil die meisten Häuser nur zwei Etagen zählen und blos für eine, höchstens zwei Familien berechnet sind! Aber im Deutschländle, — da ist von „sonstigen" Eingewanderten, als da sind Franzosen, Irländer u. s. w., gar keine Rede und selbst die eingeborenen Amerikaner gehören geradezu zu den Seltenheiten. Möglicher Weise mag noch hie und da ein solcher zurückgeblieben sein, gleichsam als verlorene Schildwache, allein es muß dann immer seine besondere Bewandtniß mit ihm haben und der Mann wohnt nur da, weil er da wohnen „muß". Wahrhaftig das Deutschländle verdient seinen Namen, denn es sind zum mindesten fünfzehntausend deutsche Familien hier auf einem und demselben Fleck eingebürgert und seßhaft! Fünfzehntausend Familien — das macht nicht weniger als siebenzig- bis fünfundsiebenzigtausend Köpfe! Wie viel Städte in Deutschland zählt man, welche mehr

Einwohner aufweisen können? Beim Himmel, das Deutschländle ist so groß, als manche Residenz draußen, die sich Wunder was dünkt!

Newyork beherbergt im Ganzen etwa hundertzwanzigtausend Deutsche, d. h. eingewanderte Deutsche, nicht Abkömmlinge von solchen, und von diesen Eingewanderten wohnen gerade zwei Drittheile in Kleindeutschland. Man trifft also hier Landsleute aus aller Herren Ländern und darf mit Recht behaupten, daß kein einziges deutsches „engeres“ Vaterland oder Vaterländchen unvergessen wäre. Doch sind die Norddeutschen seltener als die Süddeutschen, und das Hauptkontingent lieferten Hessen, Baden, Würtemberg und Rheinbayern. Man hört allerdings alle Mundarten, aber das Berlinerische, das Sächsische und das Westphälische macht sich rar, während die schwäbische und überrheinische Ausdrucksweise unbedingt vorherrscht. Warum dieß? Ei nun, es scheint den Brandenburgern und Plattdeutschen nicht wohl zu sein unter den Süddeutschen, so wenig als es den Irländern und Amerikanern da behagt, wo der Germane sein Quartier aufgeschlagen hat!

Es war natürlich kein „Muß“, daß sich die Deutschen dieses Viertel auslasen. Sie wurden weder von den Stadtbehörden dazu angehalten, noch gab es irgend eine andere dringende Veranlassung. In Amerika verbannt man ja nicht einmal den Juden in sein eigenes abgesondertes Revier, wie viel weniger einen guten deutschen Christen! Das Ding machte sich vielmehr ganz von selbst. Die Gegend des Deutschländles liegt nemlich nicht allzuweit entfernt von der unteren Stadt, in welcher das ganze Geschäft Newyorks concentrirt ist, und — die Meisten, ja fast alle Bewohner Kleindeutschlands sind ja Arbeiter, welche ent-

weder in den Shops oder Werkstätten der untern Stadt beschäftigt sind oder auch die zu Hause fertig gemachte Waare in die dort befindlichen Läden abzuliefern haben. So ist diese Gegend für die Deutschen „die gelegenste“ und deßwegen wurde sie auch von ihnen auserwählt. Ueberdieß — Deutsche wohnen ja gerne bei Deutschen! Hier verstehen sie doch einander; hier können sie ihre Muttersprache sprechen und auf alt hergebrachte Weise leben, ohne ausgelacht zu werden; warum sollten sie sich also nicht zusammenthun? Eben aus diesem Grunde gibt es fast in allen größern Städten Amerikas eigene deutsche Reviere, und wenn man z. B. in St. Louis nach „Neu-Bremen“ oder in Cincinnati „über den Rhein“, d. h. über den Kanal, hinüberkommt, so hat man eine neue Auflage des Deutschländles von Newyork. Ein weiterer Grund der Concentration der Deutschen in „Kleindeutschland“ lag in der Wohlfeilheit der dort befindlichen Arbeiterwohnungen, d. h. jener kleinen Gelasse von einem Wohn- und Schlafzimmer, die wir bereits geschildert haben, denn wo in ganz Newyork findet man ähnliche Quartiere? Als daher die ersten paar Hundert Familien sich in Kleindeutschland aneinander geschaart hatten, fingen die Irländer, die gar nicht athmen können, wo die deutsche Zunge gesprochen wird, an, den Platz zu räumen, und die Amerikaner folgten ihnen nach, weil sie sich „genirten“ oder vielmehr „schämten“, unter Eingewanderten ihren Wohnsitz zu haben. So blieben die Deutschen Herren des Schlachtfeldes und lassen sich dasselbe um keinen Preis mehr nehmen.

Es geht aber auch ächt deutsch zu im Deutschländle, so deutsch, wie in Deutschland selbst! Der Bäcker ist so gut deutsch wie der Metzger, und der Metzger so gut wie

der Apotheker. Allerdings sind es lauter „Kleingeschäfte", die allda getrieben werden, allein kein einziges befindet sich in andern Händen, als in deutschen. Nicht blos der Schuhmacher und der Schneider, nicht blos der Rasirer und der Doktor, nicht blos der Krämer und der Wirth, nein auch der Pfarrer ist hier deutsch, und damit dem Deutschthum die Krone aufgesetzt werde, trifft man sogar eine deutsche Leihbibliothek da, in welcher man den alten Ueberall und Nirgends, sowie den Rinaldo Rinaldini so gut lesen kann, als den Clauren und den Blumenhagen oder den Spindler. Wer also in Kleindeutschland wohnt, braucht keine Sylbe englisch zu verstehen und kommt doch fort. Ist das nicht ein immenser Anlockungspunkt? In allen andern Stadttheilen Newyorks herrscht das amerikanische Kauderwälsch vor und man kann nicht über die Straße gehen, ohne einen englischen Fluch zu hören oder von einer englischen Phrase belästigt zu werden; hier aber mag Einer Wochen, Monate und Jahre lang wohnen und vernimmt keinen anderen Laut, als nur allein den deutschen. Ist das nicht wohlthuend? Aus diesem Grunde sind auch die Weiber, absonderlich die älteren unter ihnen, ganz vernarrt in ihr „Deutschländle" und möchten um keinen Preis in ein anderes Viertel ziehen. Eine, die als junges Mädchen über's Wasser herüberkam, lernt das Englische so leicht wie das Tanzen; allein Eine, welche schon die Dreißige passirt, oder gar das Schwabenalter erreicht hat, kann sich an die englischen Laute und Satzbildungen nicht mehr recht gewöhnen. Die Sprache will ihr nicht mehr hinunter, denn sie klingt gar zu kurios und „kunderibunt" durcheinander, und darum fürchtet sie sich immer vor der englischen Conversation. Wahrhaftig, da ist's doch was anderes im Deutsch-

ländle, allwo man doch reden kann, wie Einem der Schnabel gewachsen ist! Und überdieß, lebt man nicht auch hier viel heimlicher und geselliger, als in den übrigen Quartieren Newyorks? Hier sieht man sich doch nicht so abgeschlossen und isolirt, wie bei den „Englischen“, sondern man kann mit einander zusammenkommen, um sich gegenseitig auszusprechen und sein Herz auszuleeren. Hier gibt's doch noch Gevatterinnen und Basen und sogar die Kaffeevisiten sind heimisch! Kurz, man glaubt sich nach Deutschland selbst versetzt, — warum sollte es also den deutschen Frauen im Deutschländle nicht wohl sein?

Freilich die Wohnungen erinnern immer daran, daß man sich in Amerika befindet, denn „ein bischen viel“ einschränken muß man sich in denselben. Wahrhaftig, es geht fast gar zu eng her und man weiß sich oft kaum zu helfen! In Deutschland bestand allerdings eine Arbeiterwohnung meist auch nur aus einer Stube und einem Alkohov zum Schlafen; aber man hatte doch noch eine Kammer für schwarze Wasch und sonstige Dinge. Man wußte doch wohin mit dem Holz, und ein bischen Keller zu Kartoffeln und Sauerkraut fehlte ebensowenig. Jedenfalls aber gab's eine Küche, denn wo wäre draußen eine Wohnung ohne Küche? Hier aber im Deutschländle ist das Wohnzimmer nicht blos „Wohnung“, sondern auch zugleich Kammer, Küche, Keller und Holzstall, dieweil in dem kleinen Schlafkabinet neben dem breiten Bett für das Ehepaar kaum noch ein Schragen für die Kinder Platz hat. Es geht also in der That sehr eng her, denn der Kochofen, sowie die Kiste, worin die Kleider und das Weißzeug aufbewahrt werden, nehmen den meisten Raum weg, und wenn dann vollends der Eheherr ein Schneider oder Schuhmacher ist,

der seine Aufgabe zu Hause fertig bringt, d. h. wenn das Wohnzimmer auch noch „als Arbeitslokal“ dienen muß, so kann man sich kaum regen. Auch der Geruch ist nicht immer der beste, denn das Schlafzimmerchen hat weder einen eigenen Ausgang noch ein Fenster, um einen Durchzug zu eröffnen, und das Kochen im Wohngemache, absonderlich das Kochen des Sauerkrauts, läßt natürlich immer einigen Nachgeschmack zurück. Allein was thuts? Mit der Zeit, wenn die Finanzen sich bessern, kann man sich vielleicht ein Logis mit drei Piecen wählen, und jedenfalls geht's doch „deutsch“ zu. Sicherlich um den Vortheil, unter Deutschen zu leben, kann man sich schon etwas gefallen lassen, und eine Frau von Kleindeutschland würde sich also unter keiner Bedingung dazu verstehen, in eine andere Stadtgegend auszuwandern!

Dieß wissen auch die Amerikaner, welchen die Häuser im Deutschländle gehören, recht gut, und darum denken sie nicht im Geringsten daran, das Wohnungswesen daselbst zu verbessern. Den Deutschen ist's so recht und ihnen sind die Deutschen recht! Warum auch nicht? Die Deutschen erweisen sich ja als so überaus pünktliche Leute im Zahlen und der Hauszins liegt immer parat, noch ehe „der erste“ kommt! Der Leser muß nemlich wissen, daß man in Newyork den Hauszins „monatlich“ und sogar monatlich „zum Voraus“ bezahlt. Sobald also ein Monat vorüber ist und der „erste“ des nächsten Monats erscheint, so stellt sich der Landlord, d. h. der Hauseigenthümer, immer pflichtlich ein, um seine Rente zu holen, und es kann ihm natürlich kein Vergnügen machen, wenn der Miether ihm statt mit Geld, mit Ausflüchten entgegenkommt. Muß er also nicht eine Freude an dem Deutschen haben, der im

Zahlen regelmäßig die Stunde einhält? Ueberdieß wo Deutsche wohnen sieht's doch gewiß ganz anders aus, als wo Irländer sich niedergelassen haben. Da ist doch Ordnung und Reinlichkeit, und wo diese zwei Dinge herrschen, bleibt bekanntlich ein Haus im Stande. Sollten unter solchen Umständen nicht deutsche Miethsleute den Vorzug vor den irischen haben, die außerdem, daß sie schlecht zahlen und fast säuisch hausen, auch noch keine Fensterscheibe im ganzen Quartier unzerbrochen lassen, wenn man sie zum Hause hinauswirft? Ja wird man es nicht erklärlich finden, daß der amerikanische Landlord in der Freude seines Herzens am Hauszinstag sogar den „Gentleman" gegen seine deutschen Miether zeigt, und zwar um so mehr, je mehr Wohnungen sein Miethhaus hat? Trägt doch ein Haus mit vierundzwanzig Arbeiterwohnungen, auch wenn eine solche Wohnung monatlich nur ihre vier oder fünf Thaler kostet, jährlich seine zwölfhundert bis fünfzehnhundert Dollars ein, während dieselbe Lokalität, für eine einzige Familie hergerichtet, kaum fünfhundert Dollars abwerfen würde! So laufen die Vortheile des Hauseigenthümers und Miethers zusammen, und beide Theile sind stets zufrieden mit einander. Der Vermiether ist's, weil er doppelt so viel Zinse einnimmt, wenn er sein Haus in einen deutschen Taubenschlag verwandelt hat, und der Miether ist's, weil er um seine fünf Thaler wohlfeil zu wohnen glaubt, und noch überdieß vom Hauseigenthümer zuvorkommend behandelt wird.

An den Wohnungen bemerkt man's also sogleich, wo man sich befindet, wenn man in's Deutschländle hinauskommt. Man merkt's aber auch noch aus andern Dingen, z. B. daraus, daß es daselbst immer etwas „kreuzer-

mäßig" zugeht. Die Amerikaner handthieren mit dem Gelde, als ob sie es scheffelsackvollweise zugemessen bekämen; die deutschen Hausfrauen aber wissen zu rechnen, denn sie verwandeln die Dollars in Gulden und die Gulden in Kreuzer, wie sie's im alten Vaterlande gewohnt waren. So ist's Brauch und Sitte in Kleindeutschland und davon wird um kein Jota abgegangen. Ein deutscher Arbeiter verdient in Newyork seine acht oder neun, vielleicht aber auch blos seine sechs oder sieben Dollars in der Woche, und somit ist seine Frau darauf angewiesen, für die Haushaltung mit drei oder vier Thalern auszukommen. Kleider und Schuhe kosten ja auch Geld und für den Hauszins muß man ebenfalls sorgen. Ueberdieß, ist nicht auch der Sonntag da, und will man nicht wenigstens Einen vergnügten Tag in der Woche haben? Das Vergnügtsein aber kostet Geld in Newyork und sogar in Kleindeutschland! Somit sieht sich die deutsche Arbeitersfrau im Deutschländle wohl oder übel gezwungen, zu sparen, und um recht zu sparen, gibt sie das Geld nur „kreuzermäßig" aus. Sie kann aus Mangel an Betriebskapital unmöglich im Großen einkaufen, obwohl dieß ohne Zweifel um ein Ziemliches wohlfeiler käme; allein selbst wenn sie es könnte, würde sie es nicht thun, weil sie wohl weiß, daß man von einem großen Brodlaib ein größeres Stück abschneidet, als von einem kleinen. Auch ist es gar zu verführerisch, in eine volle Mehltruhe hineinzulangen und darum will sie sich vor einer solchen Verführung wahren! Somit kauft sie das Mehl, wie auch den Zucker und Kaffee nur Pfund- und Halbpfundweise und vielfach beschränkt sie sich sogar auf einen Vierling. Ja nicht einmal das Sauerkraut nimmt sie aus der Stande, schon deßwegen, weil sie

weder eine Stande noch einen Keller zum placiren derselben hat, und Gemüse, Fleisch, Lichter, Brod, Stiefelwichse, Schwefelhölzchen nebst allem übrigen holt man ohnehin nur wie man's braucht, d. h. in so geringen Portionen, als nur irgend möglich. Der Verkehr in Kleindeutschland ist daher ein ganz anderer, als der des übrigen Newyork und beide stehen sogar in einem unverkennbaren Gegensatze zu einander. In den meisten andern Theilen der Stadt nemlich geht man, um einzukaufen, auf einen der vielen Märkte, oder läßt man sich den Bedarf in's Haus bringen; aber man kauft beinahe immer, wenn nicht Centnerweise, doch Achtelscentnerweise ein und es ist kein solch' Gemäckel und Gethue um ein Fünfcentstück, wie draußen in Deutschland um einen halben Kreuzer. Man hat ja in Nordamerika kein Pfennigsystem, sondern rechnet nach viertels, halben oder ganzen Thalern und die geringste Münze ist der Cent, welcher bekanntlich anderthalb Kreuzer beträgt! Die Frauen im Deutschländle dagegen verstehen es, den Cent zu spalten oder gar in vier Theile zu theilen, und bringen auf diese Art nicht blos Pfennige, sondern sogar Heller zu Stande. Darum sind auch die Gewerbsleute in Kleindeutschland, nemlich die Bäcker und Metzger, die Gemüsehändler und Milchverkäufer, die Eierlieferanten und Schmalzaussieder, insbesondere aber die „Grocer", d. h. die Allerweltskrämer, die mit Allem handeln, was nur irgend in eine Haushaltung gehört, gegenüber von den Gewerbsleuten in den amerikanischen Quartieren nicht zum allerbesten daran, denn sie müssen sich an eine Rechnungsweise gewöhnen, die dem Eingeborenen verächtlich vorkäme, d. h. sie müssen detailliren, wie man sonst nirgends in Amerika detaillirt. Doch — hundert Cent's geben bekanntlich auch einen Thaler

und für „dieses“ Publikum braucht man ja nicht gerade die „allerbeste“ Waare zu führen! Man muß eben in das Geschäft eingeschossen sein und wenn man zum Voraus weiß, daß ein Kunde „abhandelt“, so schlägt man ihm vor. Die Herren Grocer und Geschäftsleute in Kleindeutschland wissen sich also immerhin zu helfen; doch muß man im Allgemeinen zugeben, daß es dort draußen immer um eine Kleinigkeit wohlfeiler ist, als im übrigen Newyork. So fordert z. B. der Barbier im Deutschländle für's Rasiren nur vier Cents, während diese Procedur sonst ohne Ausnahme sechs Cents kostet. Aber freilich so fein wird man nicht barbirt, als anderswo, und die Rasirstube sieht auch keineswegs so kostbar aus, wie unter einem Broadway-Hotel, wo man einen Schilling oder zwölf Cents bezahlt. Uebrigens sind die Krämer im Deutschländle trotz ihrer anscheinenden Wohlfeilheit immerhin noch besser daran, als die in den sogenannten „comfortablen oder reichen“ Stadttheilen? Zu diesen kommen die Leute nur hie und da, um einzukaufen, weil sie ihren Hauptbedarf von dem En-gros-Händler ziehen; in Kleindeutschland aber kauft man „Alles“ vom Detaillisten!

Sind aus diesem Grunde die Grocer, Bäcker und Metzger in Kleindeutschland mehr als gewöhnlich stark vertreten, so ist dieß bei den „Wirthen“ in noch zehnmal größerem Maßstabe der Fall, und dieß ist eine weitere Eigenthümlichkeit, an welcher man dieses Quartier sogleich erkennt. In Altdeutschland, besonders im südlichen Theile desselben, kann man gewiß nicht über Mangel an Wirthschaften klagen. Zählt sie ja doch jedes Städtchen von nur einigem Umfang nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten, und wenn gar vollends der Wein gerathen ist,

und jeder Weingärtner sein eigenes Gewächs verzapft, so wächst ihre Zahl zur Legion an. Aber — in Kleindeutschland! Da ist's denn doch noch ein wenig anders und mit ihm kann Altdeutschland nicht konkurriren! Auf jedes vierte Haus kommt eine Wirthschaft und auf je hundert Menschen ein Ausschank. „Biersalon! Biersalon! Nichts als Biersalon!" denkt ein Fremder, wenn er zum erstenmal in diesen Stadttheil kommt. „Da muß ja wahrhaft immens getrunken werden, wenn alle diese Wirthschaften bestehen wollen!" Der Fremde hat nicht ganz unrecht, denn es wird auch in der That eine gehörige Quantität konsumirt. Die Bewohner des Deutschländles haben ja keine Gewölbe, worin sie sich ihr Getränke im Großen aufbewahren könnten. Sie haben auch keine Kapitalien, um sich den Wein faßweiß einzulegen, und an einen Flaschenkeller mit theuren Ingredienzien denkt ohnehin Niemand. Im Gegentheil ist in ganz Kleindeutschland Jedermann darauf angewiesen, sein Getränke „glasweise" im Wirthshause zu kaufen, oder auch, wenn er dieß lieber will, im Quartkruge aus der Schenke holen zu lassen. Ein anderes Auskunftsmittel gibt es gar nicht, außer wenn man den ganzen Tag Wasser trinken will. Ein Deutscher aber und immerfort Wasser trinken, — nein wahrhaftig, das geht nicht! Das mag gut genug sein für die unvernünftige Thierwelt, aber für den Herrn der Schöpfung? Nein wahrhaftig, es geht nicht, selbst wenn man wollte! Zwar Schnapps trinkt unser Landsmann keinen oder nur wenig, und deßwegen gibts auch im ganzen Deutschländle keine einzige „eigentliche" Schnappskneipe, während deren im sonstigen Newyork tausende zu finden sind. Auch im Wein leistet er nicht besonders viel, oder wenigstens nur in

seltenen Fällen. Nicht weil er denselben nicht liebte, denn im Gegentheil schätzt er ihn sehr hoch, sondern weil ihm der gute zu theuer ist und weil er mit dem schlechten, d. h. dem nachgemachten, selbst wenn er die Flasche um einen Viertels-Dollar bekommen könnte, seinen Magen nicht verderben mag. Allein wenn auch Schnapps und Wein nicht seine Leidenschaft sind, so gibt er das Trinken deßwegen doch nicht auf. Nur hält er sich um so mehr an's Bier, d. h. an's „Lager", wie der Amerikaner das Braun- oder Lagerbier nennt, und daß er hierin etwas zu leisten vermag, das hat er schon zur Genüge bewiesen. Leben doch von ihm nicht blos gegen tausend Wirthschaften, sondern auch verschiedene Dutzend Bierbrauereien, die zum Theil bessere Geschäfte machen, als jene in Altdeutschland! Ja ist doch das Biertrinken durch ihn in Amerika vollständig heimisch geworden, so daß jetzt selbst die stolzen Eingeborenen sich mit seiner Fabrikation abgeben! Begreift man nun, warum so viele Biersalons im Deutschländle existiren?

Zwar allerdings an einem gewöhnlichen Werktage, also an einem Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag, geht's nicht besonders hoch her in den Bierhäusern Kleindeutschlands, und viele derselben haben statt der Gäste nur leere Stühle aufzuweisen. Ein Arbeiter verdient ja nicht so viel, um jeden Tag „kneipen" zu können, und die erste Regel ist, daß man sich nach der Decke streckt. Möglicher Weise theilt Einer die Ansicht des Schusters im Lumpaci Vagabundus, daß alles Getränke im Wirthshause dreimal so gut schmecke und daß man sogar nur überhaupt in der Kneipe fidel sein könne, allein man darf sich so Etwas deßwegen doch nicht alle Tage erlauben, und wenn gar vollends der Freitag angerückt kömmt, so ist der

Wochenlohn längst den Weg alles Fleisches gegangen. Dann besitzt die Frau kaum noch so viel Cents, um zu einer Suppe ein Pfündchen Rindfleisch zu kaufen, und der Mann muß sich bequemen, den Durst mit Wasser zu stillen. Dagegen aber am Samstag, Sonntag und Montag! Mein Gott im Himmel, wie glorios geht's an diesen drei Tagen zu! Der Samstag ist ja der Zahltag und wer wird, wenn man acht Thaler oder gar noch mehr einnimmt, auf ein paar Schillinge sehen? Der Montag aber, nun der ist für einen jeden Deutschen „blau", selbst wenn die Regenwolken bis auf die Erde herabhängen! Wie wird da gepoltert und jubilirt! Wie wird da krakelt und politisirt! Ein Schoppen nach dem andern fließt in die durstige Kehle hinab, und an's Nachhausegehen ist gar nicht zu denken, bis die Frau kömmt und den Mann am Rockschoos packt, oder ihn durch andere Mittel fügsam macht.

Geht's nun aber schon am Samstag und Montag gesellschaftlich genug zu in den Wirthshäusern des „Deutschländles", wie erst vollends gar am Sonntag! Ach am Sonntag! Wer das Deutschländle am Sonntag nicht gesehen hat, der hat's eigentlich „gar nicht" gesehen, denn wer an diesem Tage dort hinauskommt, der glaubt kaum mehr, daß er sich in Amerika befinde! Beim Himmel, der Sonntag scheint expreß von unserem Herrgott für den Deutschen geschaffen worden zu sein, und dieser thut auch Alles, um sich dieser Bevorzugung Gottes würdig zu machen! Geht man an einem solchen Tage durch die Straßen einer amerikanischen Stadt, d. h. eines solchen Stadttheils, welcher von Eingeborenen bewohnt wird, so sieht man nichts, als festgeschlossene Fensterläden. Menschen lassen sich an diesem hochheiligen Tage nicht erblicken, außer Morgens in der

Kirche. Alle öffentlichen Lokalitäten sind leer und öde, und jedes Haus erscheint wie ausgestorben. Wahrhaftig auf einem Kirchhofe kann's nicht stiller, einsamer und feierlicher zugehen! Aber im Deutschländle! Lieber Leser, denke dir einen hellen, sonnigen Tag, bekanntlich Tage, an welchem Newyork keinen Mangel hat; denke dir dann weiter, du promenirst durch Avenue A. oder B. und nun sieh dich um. Kannst du etwas Amerikanisches erblicken? Es ist vielleicht kaum sieben Uhr Morgens, aber bereits sind alle Fensterläden offen, und nicht genug an dem: auch alle Fenster stehen weit aufgesperrt. Die Leute, die da wohnen, glauben also nicht, wie die frommen Amerikaner, daß sie nicht werth seien, von unseres Herrgotts Sonne beschienen zu werden. Du schreitest weiter, aber so früh es noch am Tage ist, so findest du es doch schwierig, durch das frohe Getümmel zu kommen. Knaben und Mädchen von jeder Größe und jedem Alter tummeln sich in großen Haufen auf den breiten Trottoirs, und sie spielen so laut und fröhlich miteinander, daß man ihre Stimmen zehn Minuten weit hört. Du darfst aber nicht glauben, daß sie etwa, wie sie aus dem Bette gekrochen, mit Koth oder Schmutz überzogen, dem Gotte des Vergnügens huldigen. O nein, sondern alle sind frisch gewaschen, frisch gekämmt, und mit dem besten Sonntagshabit gekleidet. Außer den Kindern siehst du eine Menge von Frauen. Sie stehen aber nicht still, um miteinander zu patschen, sondern rennen vielmehr in geschäftlicher Eile hin und her. Sie haben ja noch eine Menge von Kleinigkeiten nöthig, um ein schmackhaftes Mittagessen bereiten zu können, und das Mittagessen muß schon am frühen Morgen fertig gemacht werden, dieweil man Zeit haben muß, sich noch „vor demselben“ in den

gehörigen „Staat“ zu werfen. Warum aber „vor demselben“? Einfach deßwegen, weil's unmittelbar nach dem Essen fortgeht auf's Land hinaus mit Sack und Pack, um den Sonntag nach ächt germanischer Weise zu genießen! Während nun Kinder und Frauen auf diese Art beschäftigt sind, gehen die Männer hemdärmelig auf den Straßen herum oder stehen gruppweise beieinander, um sich die Zeit mit diskuriren zu vertreiben. Sie sind gerade beim Rasirer gewesen, der ihnen den langen Wochenbart abnahm, und sehen nun in ihren weißen Hemden und dunkelfarbigen Sonntagsbeinkleidern so frisch geschält und munter aus, als ob sie gar nie nöthig hätten, eine beschmutzende Arbeit zu thun. Lange dauert übrigens ihr Herumschlendern oder ihr Discuriren nicht, sondern sie finden schon nach kurzer Zeit heraus, daß sie den Discurs am besten bei einem Morgenschoppen fortsetzen können, und eilen sofort dem Labsale des Bieres zu. So ist Sonntags schon in aller Früh die halbe Einwohnerschaft des Deutschländles auf den Beinen. Alles scherzt und lacht und plaudert, die Wirthshäuser aber haben ihre Thore weit aufgemacht und laden den Durstigen zum Besuche ein, wohl wissend, daß der Deutsche immer durstig ist!

Doch nicht blos im Wirthshaus ist Frühmesse, sondern es gibt auch eine Frühmesse in der Kirche und nach der Frühmesse eine Predigt und nach der Predigt abermals eine Messe. Stehen aber die Schenkhäuser in Kleindeutschland an einem Sonntag Morgen nicht leer, so noch viel weniger die Kirchen, dieweil ja Fröhlichkeit und Frömmigkeit einander nicht ausschließen. Zwar allerdings die Protestanten unter den Bewohnern des Deutschländles machen nur wenig Gebrauch von ihrer Religion. Sie gefallen sich

mehr darin, die Freigeister zu spielen und ihre Kinder ad libitum taufen zu lassen. Darum dürfen sich auch die protestantischen Kirchen keines überstarken Besuchs rühmen; dagegen aber die katholische Kirche, die „Drittstreetkirche", wie man im Newyorker Deutsch sagt! Wahrhaftig, so überfüllt ist im alten Vaterlande draußen am Sonntage kein einziges Gotteshaus! Die „Drittstreetkirche", d. h. die Kirche an der dritten Straße, ist beinahe ganz aus freiwilligen Beiträgen der umwohnenden Deutschen gebaut worden. Es sind meistens Arbeiter, die da wohnen, Arbeiter, die das, was sie verdienen, nothwendig brauchen, aber dennoch — Jahre lang haben sie beigesteuert und nicht nachgelassen, beizusteuern; sie haben's sich vom Munde abgezogen und — jetzt steht der stolze Bau fertig! Es ist die größte Kirche Newyorks und, bis auf Eine, wohl auch die schönste. Sie, fast die einzige unter allen ihren Schwestern, hat einen Thurm, einen hohen ausgebauten Thurm mit Glocken darinnen zum Zusammenläuten am Sonntag, gerade wie in Deutschland! Die Thürme der andern Kirchen sind zum größten Theile nur „halb" fertig, wie wenn gerade das Geld ausgegangen wäre, als man an sie kam. Viele sind auch mit Absicht ganz niedrig und unansehnlich hergestellt worden, um die Demuth der Erbauer zu beweisen, und ohnehin führen alle nur eine einzige kleine Glocke, um das „Zeichen" zum Kirchgang anzugeben. Die Drittstreetkirche aber hat drei große Glocken, die ganz harmonisch zusammenklingen, und es ist eine wahre Freude, das Geläute am Sonntag zu hören. Doch nicht blos einen Thurm mit Glocken hat sie, sondern auch ein daran hingebautes Kloster, ein veritables, bewohntes, und zwar von Mönchen und Nonnen bewohntes Kloster! Und neben dem

Kloster eine Schule, eine große geräumige Schule, in welcher alle Kinder von ganz Kleindeutschland Platz hätten und worin — der Unterricht „deutsch“ ertheilt wird! Und alles dieß ist hervorgegangen aus den monatlichen Beiträgen der Arbeiter, die im Deutschländle wohnen! Darum blicken sie auch mit Stolz auf diese ihre Kirche und Sonntags strömt Alles, Jung und Alt, Männlich und Weiblich, in's Gotteshaus. Und seine Thüren stehen weit auf, und seine Orgel tönt laut und gewaltig, und die Leute, die hineingehen, machen vergnügte Gesichter, die aber herausgehen noch vergnügtere!

So wandelt's immer aus und ein, wie in einem Taubenschlage, vom Wirthshaus zur Kirche, von der Kirche in's Wirthshaus; und alles zeigt sich im Festgewande und kein Mensch sitzt zu Hause, um Trübsal zu blasen, wie die Amerikaner am Sonntag zu thun gewohnt sind. Ist's nun aber so am Sonntag Vormittag, wie vollends erst am Nachmittag! Wenn's schön Wetter ist, so trifft man keine hundert Personen, die Kranken ausgenommen, innerhalb ihrer Wohnungen, sondern Alles ist auf den Füßen; Alles ist ausgeflogen. Ein Fünftheil sitzt plaudernd vor den Häusern und betrachtet sich die Vorübergehenden; ein zweites Fünftheil macht Besuche und läßt sich von Vettern und Basen bewirthen; drei Fünftheile aber gehen aus der Stadt hinaus in Gottes freie Natur, oder in irgend ein benachbartes Dörflein, in welchem ein Deutscher einen Vergnügungsgarten angelegt hat, denn man muß doch einmal in der Woche der dumpfigen Stadt den Rücken kehren. Kaum ist also das Mittagessen vorbei, so zieht der Herr des Hauses den Rock an, setzt den Hut auf, und nimmt den Stock in die Hand; die Frau aber trommelt die

Kinder zusammen, dieweil diese ebenfalls mit dürfen, nestelt dann an sich herum, glättet die Falten ihres Anzuges und besieht sich zuletzt im kleinen Spiegel von hinten und vornen, ob auch alles wohl geordnet und gerathen sei. Erkennst du sie wieder, die Dame dort am Arme ihres Eheherrn? Am Werktage pflegt sie allerdings nicht viel Umstände mit sich zu machen. Das gewöhnlichste Zitzkleid thut's da auch und manchmal hat sie nicht einmal Zeit, sich nur das Haar vollständig durchzukämmen. Aber am Sonntag! Ein weiß-atlaßner Hut mit falschen Federn, ein Kleid mit drei Volants und wo möglich von Seide, ein Sonnenschirmchen mit Fransen, das sie selbst dann trägt, wenn keine Sonne scheint; — nein wahrhaftig, am Sonntag erkennst du sie nicht wieder, denn sie ist nun eine Dame im vollkommensten französischem Putze! Man geht ja auf's Land hinaus in große Gesellschaft und weiß, daß man von vielen Hunderten beäugelt und kritisirt wird! Da muß ein Uebriges geschehen und der Mann muß einen gefüllten Geldbeutel mit sich tragen, denn der sechste Theil der Wocheneinnahme ist dazu bestimmt, am Sonntage draufzugehen!

Noch lebhafter gehts am Abend zu, wenn die Leute von ihren Ausflügen, Besuchen und Spaziergängen zurückgekehrt sind. Da wimmelt's auf den Straßen und Alles tummelt sich so voll Lust und Freude herum, daß man fast nicht weiß, wer das vergnügteste Gesicht macht, die Alten oder die Jungen, die Buben oder die Mädchen, die Männer mit der Cigarre im Munde, oder die Frauen, welche, ihre Säuglinge auf dem Arme, mit den Nachbarinnen conversiren. Ist's aber schon auf den Straßen so, wie vollends erst in den Wirthshäusern! Diese sind nemlich im Deutsch-

ländle am Sonntag Abend förmlich überfüllt und Mancher, der zu spät kommt, muß sich in Ermangelung eines Stuhles oder einer Bank damit begnügen, auf einem leeren Bierfäßchen niederzusitzen. Ja auch Frauen sind da, verheirathete wie unverheirathete, denn unser Herrgott hat das Wirthshaus nicht für den Mann allein erschaffen. Da sitzen sie nun zu Hunderten und Tausenden und trinken und essen nach Herzenslust! Da sitzen sie und stoßen an und schmolliren! Da sitzen sie und politisiren und liebäugeln, je nachdem ihr Herzensdrang sie treibt! Und Musik ist da, lautschallende, rauschende Musik, daß man sein eigen Wort kaum hört! Und ein Bier ist's, ein Bier, mit dem weder ein Erlanger noch ein Münchner konkurriren kann! Schade nur, daß man nicht auch kegeln und singen darf, sowie Kartenspielen und würfeln; aber — zu viel ist zu viel und in „Etwas" wenigstens muß man sich schon nach den Amerikanern richten, sogar wenn man im Deutschländle wohnt! Eigentlich sollte das Wirthshausgehen und Musiciren auch nicht sein, denn beides ist verboten und zwar nach amerikanischem Gesetze so streng verboten, daß, wie bekannt, in andern Städten der Union am Sonntag oft nicht einmal ein Reisender etwas zum Essen und Trinken bekommt; aber — Kleindeutschland läßt sich nicht tyrannisiren! Sie sollen's nur probiren und ihre Polizei schicken, um die Wirthshäuser mit Gewalt zu schließen! Beim Himmel, in solchem Falle nähme man keinen Anstund, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und es wäre nicht das erstemal, daß die Polizei mit blutiger Nase nach Hause geschickt würde! Das Deutschländle ist ein friedliebender Staat. Es wird sich nie gegen ein vernünftiges Gesetz, vielleicht sogar gegen kein unvernünftiges auflehnen; aber

— den Sonntag läßt es sich nicht nehmen; den will es auf deutsche Weise feiern!

Eben darum hat Kleindeutschland auch sein eigenes Theater, nemlich ein deutsches Volkstheater. Ein Residenzler aus Altdeutschland würde ohne Zweifel die Nase rümpfen, wenn er in „dieses" Theater käme, denn es ist eigentlich kein Theater, sondern ein langer großer Saal, in welchem Bier getrunken und Käse gegessen wird, und an dessen einem Ende eine Bude aufgeschlagen ist, die man Bühne heißt, und auf der Lust- und Ritterschauspiele gegeben werden. Und „was für" Schauspiele werden gegeben! Das Käthchen von Heilbronn ist noch viel zu fein und man versteigt sich nur selten so hoch. Und „wie" werden sie gegeben, diese merkwürdigen Spektakelstücke! Im Autheater zu München treten lauter „Künstler" auf gegenüber von den Schauspielern auf „diesem" Theater. Hie und da wird nicht einmal ein förmliches zusammenhängendes Stück gegeben, sondern der Wirth, dem das Lokal gehört, engagirt einige sogenannte „Komiker", welche seine Gäste zu unterhalten haben. Diese Komiker sind entweder frühere „Schulprovisoren", die nichts zu beißen und zu nagen haben, oder „relegirte Studenten", welche auf der Universität nichts lernten, als das Commerciren, oder endlich „ausrangirte Künstler und Künstlerinnen", die im alten Vaterlande dem Bettel verfallen wären, und derlei Bursche lernen nun ein paar Lieder auswendig, meist recht mit Zoten gewürzte Lieder, welche sie „auf der Bühne" am Ende der Wirthsstube mit schreiender Stimme vordeklamiren, oder auch unter Begleitung eines verstimmten Klaviers herunterkreischen. Möglicher Weise kommt dir die Deklamation haarsträubend vor, und ohne Zweifel klingt

der Gesang so hohl wie der Ton eines leeren Bierfaßes in dein Ohr; aber — wir befinden uns ja in Kleindeutschland, wo man bekanntlich keine so große Ansprüche macht, und — unterhaltend ist die Geschichte jedenfalls. Darum verabsäumt auch das Publikum nie, zu kichern, zu lachen, zu jolen, zu jauchzen, und je zotiger das Lied ist, um so öfter muß es wiederholt werden zu Ehren der anwesenden Damen! Ueberdieß — kostet nicht das Entreebillet in ein solches Lokal im allerhöchsten Fall nur zehn Cents? Und bekommt man nicht für dieses Billet noch extra ein Glas Bier, das doch auch seine fünf Cents werth ist, so daß das Entree eigentlich nicht „zehn", sondern blos „fünf" Cents beträgt? Wo kann man also ein wohlfeileres Vergnügen finden, als hier? Wo wäre das Nützliche mit dem Angenehmen inniger verschmolzen, als „im Volkstheater", wo man ein Ritterspiel oder ein herrliches Lied mit anhört und Bier dazu trinkt, gerade wie in einem andern Wirthshause auch? Was Wunder also, wenn die Leute fünf Stunden lang oder noch länger, wie in einem Schwitzkasten dicht auf einander gedrängt, dasitzen und dem Schauspiele zusehen, ohne müde zu werden! Was Wunder, wenn das Publikum, selbst wenn ein Zwischenakt eine halbe Stunde lang währt, keine Ungeduld zeigt, sondern, einem Hiob gleich, ausharrt bis zu Ende! Die Kellnermädchen sind ja stets zur Hand mit frischgefüllten Biergläsern, und man darf nur zugreifen, wenn man sich durch die Hitze des Saales belästigt fühlt! Freilich der Wirth des Lokales verlangt „fünf" Cents für den Schoppen, während die andern Wirthe Kleindeutschlands sich für dieselbe Quantität nur „vier" Cents bezahlen lassen; aber was fragt man am Sonntage nach einer so kleinen Mehrausgabe?

Beim Himmel, das wäre ein armer Schlucker, der an einem solchen Tage nicht seinen halben Thaler und noch mehr springen lassen könnte!

So ist's Sitte in Kleindeutschland und es vergeht kein Sonntag im Jahre, an dem es nicht auf diese Weise gehalten würde. Wenn aber die Nacht herbeigekommen ist, so hat Mann, Weib und Kind des Guten genug, und friedlich geht Alles nach Hause, um vom nächsten Morgen an wieder eine ganze Woche hindurch hart und emsig zu arbeiten, damit der darauf folgende Sonntag abermals ebenso lustig begangen werden könne, wie der so eben genossene. Nur Eine böse Zeit kennt der Bewohner Kleindeutschlands und das ist diejenige, wenn die Geschäfte stocken. Vierzehn Tage außer Arbeit, und der Deutschländler ist so gut wie ruinirt! An's Sparen hat er ja in guten Tagen wenig gedacht und wenn er je daran dachte, so langte das Einkommen nur zum Zurücklegen von ein paar Thalern, die natürlich schon in einer Woche aufgebraucht werden.

Gott möge ihm also immer gute Zeiten schenken!

19.

Ein Besuch bei den Zitterern.

„Shakers“ oder „Zitterer“ nennt man in Nordamerika eine religiös-kommunistische Sekte, welche allzu merkwürdig ist, als daß wir sie ganz mit Stillschweigen übergehen dürften. Ihre Hauptbesitzungen sind die Dörfer Enfield, Hancock und Newlebanon in der Grafschaft Columbia im Staate Newyork, unweit der Grenze von Massachusets, und wir laden den Leser ein, uns in eines derselben, nemlich nach Newlebanon zu begleiten. Wir können ohne große Mühe dahin gelangen, denn ganz in der Nähe, nur etwa eine halbe Stunde entfernt, liegt ein hübscher Badeort, Newlebanon-Springs, nach welchem, weil dort im Sommer eine Menge von Kurgästen Erholung suchen, von Albany aus eine Eisenbahn hinführt. Natürlich übrigens wählen wir einen Sonntag zu unserem Ausfluge, nicht, weil es in Amerika besonders angenehm wäre, am Sonntage zu reisen, sondern vielmehr, weil wir sonst unsern Hauptzweck, die Beobachtung der Shakers „in ihrer Glorie“ nicht genießen könnten. In Lebanon-Springs angekommen machen wir uns sogleich auf den Weg nach der Hauptniederlassung der Zitterer und wir fühlen uns angenehm dadurch überrascht, daß das ganze Land links

und rechts aufs beste kultivirt ist. Man meint fast durch einen Garten zu wandeln, so herrlich ist alles im Stande! Nicht minder angenehm fällt uns die Reinlichkeit auf, welche wir in Newlebanon selbst treffen, denn diese könnte selbst in Holland nicht größer sein. Wir sehen da zwölf große dunkelbraun angestrichene Häuser, welche, wie wir sogleich erfahren, als Wohnungen für die Brüder und Schwestern dienen, und ebenso groß, wenn nicht größer, mag die Zahl der übrigen Etablissements, d. h. der Arbeitslokale, sowie der Waaren- und Vorrathshäuser seyn. Besonders letztere nehmen einen bedeutenden Umfang ein, und es kommt dieß, wie man uns sagt, daher, daß die Zitterer neben zweitausend Acker Landes, die sie umtreiben, auch noch verschiedene Artikel fabriciren, die für den Handel bestimmt sind. Da es übrigens noch früh am Tage ist, so begeben wir uns in das sogenannte „Fremdenhaus", das übrigens wohl berechtigt wäre, den Namen eines „Gasthofs" oder „Hotels" zu führen, denn man sieht sich da nicht blos von allen den Bequemlichkeiten umgeben, deren ein Reisender bedarf, sondern die Preise sind ebenfalls ganz „hotelartig"; allein die Zitterer wollen, wie es scheint, wenn nicht der Sache, doch wenigstens dem Namen nach etwas Absonderliches haben und überdieß ist das besagte Haus in der That nur für wirkliche Fremde da, weil die Bewohner von Newlebanon selbst nie dort einkehren. Einheimische Stammgäste hat der Wirth also keine, aber trotz dem scheint er ziemlich gute Geschäfte zu machen. Es findet sich nämlich besonders Sonntags hier immer eine ansehnliche Gesellschaft zusammen — die Neugierde muß doch befriedigt werden — und die Einnahme ist also keine geringe; allein leider gehört ihm das Haus

nicht eigenthümlich an und nicht einmal der Verkehr geht auf seine eigene Rechnung, sondern vielmehr auf Rechnung der Gemeinde, und er ist also nur als Verwalter anzusehen.

Während des Aufenthalts im Gasthofe hatte ich Gelegenheit, eine Menge von Notizen über die Zitterer zu sammeln und ich gebe hievon dem Leser wieder, was mir das Nennenswertheste zu sein scheint. Zuerst also ein paar Worte über den Ursprung dieser sonderbaren Sekte. Die Herren Shakers selbst behaupten, von jenen französischen „Katharern", welche im Mittelalter so viel von sich sprechen machten und bekanntlich wegen ihrer Religionsgrundsätze den vollsten Haß der Päbste auf sich herabriefen, abzustammen. „Die Katharer", sagen sie, „sind, trotzdem man mit Feuer und Schwert gegen sie wüthete, nie vollständig ausgerottet worden, sondern wußten sich in den stillen Thälern Südfrankreichs und Savoyens zu erhalten, und aus ihnen entstanden dann die „Kamisarden", welche König Ludwig XIV. zu vertilgen suchte; von den Kamisarden aber flohen im Jahr 1706 verschiedene, besonders erweckte Geister, nach England hinüber und thaten sich dort unter dem Namen „Shaker" als freie Gemeinde auf." So sprechen die Zitterer und ihre Absicht geht offenbar dahin, sich schon durch ihren Ursprung einen gewissen heiligen Charakter zu sichern. Das Wort „Katharer" bedeutet ja so viel als „die Reinen", d. h. die über die ganze sündhafte Welt Erhabenen, deren Geist unmittelbar von Gott inflammirt ist! Andere Leute meinen nun allerdings, die kleine Sekte der Zitterer sei nichts anderes, denn ein Auswuchs der großen Gemeinde der Quäker und diese Ansicht wird dadurch bestärkt, daß beide,

Shaker wie Quäker, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stets nur in der engsten Verbindung mit einander genannt werden, wie sie denn auch in ihren Lebensgrundsätzen Hand in Hand gingen. Allein sei dem, wie ihm wolle, so steht so viel fest, daß um's Jahr 1746 in der Nähe von Manchester unter der Leitung des Ehepaars James und Jane Wardley eine kleine separatistische Gemeinde bestand, welche als die Grundlage des ganzen Shakerthums zu betrachten ist. Eine besondere Glaubenslehre stellte jene Gemeinde nicht auf, sondern sie überließ sich vielmehr, wie sie sagte, ganz der Führung des Geistes Gottes, und behauptete, mit ihm in einer so unmittelbaren Verbindung zu stehen, daß keines ihrer Mitglieder je auf Abwege gerathen könne. Eben deßwegen gab es auch bei ihnen keinen Priester oder geistlichen Vorstand, sondern man kam vielmehr allabendlich zusammen und jeder, „den der Geist trieb“, sei er nun ein Weib oder ein Mann gewesen, trat auf, um die andern durch die Gabe seiner Rede zu erbauen. Unter diese gottbegeisterten Redner und Rednerinnen gehörte nun auch Anna Lee, ein kühnes, ehrgeiziges und sogar fanatisches Mädchen, von der wir im Jahr 1758 — damals zählte sie zweiundzwanzig Jahre — zum erstenmal hören. Sie war von niedriger Herkunft (so viel man weiß die Tochter eines Grobschmieds) und so wenig gebildet, daß sie nicht einmal lesen und schreiben konnte; dagegen aber gewann sie durch die Kasteiung ihres Leibes, sowie durch ihre äußere Werkheiligkeit und noch mehr durch ihre mystisch-dunkle, durchaus dem alten Testament entnommene Sprache einen großen Einfluß über ihre Mitbrüder und Mitschwestern. Von dem, was sie eigentlich wollte, konnte sie sich offenbar

selbst keine Rechenschaft geben, und ebensowenig stellte sie bestimmte und genau abgegränzte Religionsgrundsätze auf. Um so fester aber behauptete sie, daß der Geist Gottes in ihr lebendig sei und daß alles, was sie thue und sage, ihr nur allein von diesem Geiste eingegeben werde. „Ich bin Mutter Anna, das Wort,“ rief sie in den abendlichen Versammlungen begeistert aus und nicht Wenige der verblüfften Zuhörer wurden vollkommen überzeugt, daß dem so sei. Unter dem „Worte“ war aber natürlich nichts anderes zu verstehen, als das Wort, welches die Welt erschaffen, das Wort, welches in den Propheten lebendig war, das Wort, das durch die Apostel verbreitet worden ist, und somit galt Anna Lee bald als eine Verkörperung dieses Wortes. Ja ihre Anhänger behaupteten allen Ernstes, daß sie nicht blos die „Erstgeborene“ unter allen Schwestern, nicht blos die „Mutter aller geistig Lebenden“ sei, sondern, daß in ihr ein „weiblicher Christus“ zur Welt gekommen und daß man sie als die „Braut des heiligen Geistes“ zu betrachten habe. Derlei mystische Reden werden nun unsere Leser ohne Zweifel nicht verstehen, und wir gestehen offen, daß uns dieselben ebenso unklar sind, allein die Anhänger „des lebendig gewordenen Wortes“ waren so begeistert, daß sie nicht höher schwuren als auf Mutter Anna, und sich um kein anderes Gesetz mehr kümmerten, als blos um die Citate ihrer neuen Prophetin. In Folge dessen kam es bald zu Conflikten sowohl mit den bürgerlichen, als auch mit den geistlichen Autoritäten des Staates und die Regierung sah sich am Ende gezwungen, polizeilich einzuschreiten. Weil nemlich Anna, wie sie sagte, in unmittelbarer Verbindung mit dem Himmel stand, so war sie auch über alle kirchlichen Satzungen

und Aeußerlichkeiten erhaben und verwarf dieselben gänzlich. Ebenso feindselig erwies sie sich gegen die Sakramente und namentlich war ihr die Ehe sowie überhaupt die Vermischung der Geschlechter verhaßt. Es heißt ja in der Bibel: „in der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen", und folglich ist für Menschen, die sich bereits als Auferstandene zu betrachten haben, die Ehe ein von Gott selbst verbotenes Institut! Ganz dasselbe gilt auch vom Eide, denn es stehet geschrieben; „eure Rede sei Ja, Ja, oder Nein, Nein", und somit begingen in den Augen Anna's alle diejenigen ein Verbrechen, welche irgend einen Schwur leisteten, sei es nun ein Schwur vor Gericht oder ein Schwur zur Fahne, oder ein Schwur der Treue gegen den König! Dieß war denn doch den Behörden zu bunt und als nun die neue Religionslehrerin schließlich noch die vollkommenste Gütergemeinschaft für ein Gebot Gottes erklärte, und dieselbe unter ihren Anhängern praktisch einführte, sah man sich gezwungen, andere Maßregeln zu ergreifen, d. h. man stellte den Fanatikern das Gefängniß in Aussicht, wenn sie ihre Extravaganzen nicht aufgäben. Jetzt erhielt Anna Lee plötzlich eine Offenbarung Gottes, welche ihr befahl, mit allen ihren Anhängern nach Amerika auszuwandern, und da diese letzteren an der Wahrheit der angeblichen Vision nicht im Geringsten zweifelten, so wurde die Auswanderung nicht blos sogleich beschlossen, sondern auch am 19. Mai 1774 wirklich ausgeführt. Am 6. August kam Mutter Anna mit ihren Getreuen in Newyork an und hielt sich daselbst beinahe ein vollständiges Jahr lang auf. Da sie jedoch den Boden dieser Weltstadt für ihre Mission nicht geeignet fand und da sie ferner nicht so viel Geld besaß, um irgend ein be-

reits kultivirtes Eigenthum zu kaufen, so wandte sie sich Anno 1775 mit ihrer „Familie“ — so nannte sie ihre kleine Gemeinde — in den nordwestlichen Theil des Staates Newyork, der damals noch eine vollkommene Wildniß war. Dort, nur wenige Stunden oberhalb Albany, dehnten sich unermeßliche Waldungen aus, in welche bis jetzt kaum eines Menschen Fuß sich eingedrängt hatte (obwohl der Boden fruchtbar genug war, um alles zu erzeugen, was die gemäßigte Zone nur irgend hervorbringen kann), und da diese Waldungen dem Staate gehörten, so hatte nicht nur Niemand etwas dagegen einzuwenden, wenn sich Fremdlinge daselbst ansiedelten, sondern man war dessen vielmehr überaus froh, weil man dann hoffen konnte, daß die Umgegend doch wenigstens „einigen“ Werth bekomme. Anna Lee wählte sich also die Gegend von Watervliet, am oberen Hudson aus und gründete mitten im dichtesten Gehölze, ganz abgeschieden von aller Welt, die erste Niederlassung ihrer Sekte.

Die Lage war außerordentlich gut gewählt und zwar nicht bloß deßwegen, weil das Erdreich sich überaus fruchtbar zeigte, sondern hauptsächlich deßwegen, weil weit und breit keine sonstige Kolonie bestand. Kaum nemlich hatten die Anhänger der Prophetin angefangen, den Wald auszuhauen und Hütten zu erbauen, so brach der Krieg Nordamerikas mit England aus, und die Folge desselben war, daß alle bereits civilisirten Gegenden mehr oder minder von den Verheerungen der Soldateska zu leiden hatten. Die Niederlassung Anna's aber lag so tief im Walde versteckt, und zwar so sehr von allen bewohnten Gegenden abgeschnitten, daß sie von der Kriegsfurie vollkommen verschont blieb. Kein Wunder also, wenn sie ganz im Stillen aufblühte und wenn nicht Wenige, welche durch die Agenten Anna's von dem heim-

lichen Asyle hörten, dorthin flüchteten, um unter die „Familie“ einzutreten! Mit Riesenschritten nahm das junge Anwesen freilich nicht zu; schon deßwegen nicht, weil es sich der Ehelosigkeit seiner Mitglieder wegen nicht „von innen heraus“ vergrößern konnte; aber der Zuwachs war deßwegen doch bedeutend und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mußten bereits neue Kolonien angelegt werden. Die Neuheit der Sache lockte Viele an und noch mehrere fühlten sich dadurch angezogen, daß sie gewiß sein konnten, durch den Eintritt in die Gesellschaft mit einemmale aller Lebenssorgen überhoben zu werden. Schade nur, daß Anna selbst die Blüthe ihres Reiches nicht erlebte, denn sie starb, trotz ihrer Prophezeihung, unsterblich zu sein, schon im Jahr 1784, und mußte die Weiterausbildung der Sekte einem späteren Geschlechte überlassen. An begeisterten Anhängern fehlte es übrigens damals so wenig, daß nach ihrem Tode unter dem Namen „Avatar“ — ein Wort das ohne Zweifel aus unserem „Altvater“ entstanden ist — ein halb Duzend Prophetinnen auf einmal erstanden. Kurz die merkwürdige Gemeinde vergrößerte sich innerhalb fünfzig Jahren auf eine in der That überraschende Weise, und ums Jahr 1830 bestanden bereits fünfzehn Shakerdörfchen, welche jedoch beinahe sämmtlich in der Grafschaft Watervliet lagen und sich um die Hauptgemeinde von Newlebanon herumschaarten, wie die Küchlein um die Mutterhenne.

Sehen wir uns nun nach der innern Einrichtung dieser Gemeinden etwas näher um, um einen richtigen Begriff von ihrem Thun und Treiben zu bekommen. In dieser Beziehung ist vor allem zu konstatiren, daß der Charakter der Sektenmitglieder im Durchschnitt genommen ein über-

aus wohlwollender und friedfertiger ist und daß sie sämmtlich Redlichkeit, Barmherzigkeit und Nächstenliebe auf ihr Panier geschrieben haben. Ueberdem zeichnen sie sich durch eine ungemeine Genügsamkeit, sowie durch einen fast eisernen Fleiß aus, und die Reinlichkeit, Ordnung und, wenn wir so sagen dürfen, „Nettigkeit", welche überall herrscht, macht einen überaus wohlthuenden Eindruck. Dagegen aber wird dieser Eindruck durch verschiedene andere Gebräuche und Eigenthümlichkeiten, welche mit der Denkungsweise der gewöhnlichen Menschen im vollkommensten Gegensatze stehen, wieder gestört, und es erscheint uns wie ein wahres Wunder, daß die Sekte trotz dieser Sonderbarkeiten doch noch forteristiren kann. Die Brüder und Schwestern leben nemlich in totaler geschlechtlicher Trennung von einander und stehen sich viel fremder gegenüber, als Mönche und Nonnen. Es gibt also Wohnhäuser für die Männer und Wohnhäuser für die Mädchen, die letzteren aber dürfen nie von einem Manne betreten werden. Dagegen übernehmen die Jungfrauen das Geschäft des Waschens, Kochens und Nähens für ihre Brüder und nicht minder liegt ihnen ob, die Schlafsäle der Männer in Ordnung zu erhalten, wobei jedoch die Vorsicht gebraucht wird, daß man nur immer die ältesten Mädchen, welche über die fleischlichen Anfechtungen hinaus sind, zu solchem Geschäfte verwendet. Alle schwereren Arbeiten gehören in das Ressort der Brüder und wird von diesen gemeinschaftlich betrieben. Hieher rechnen wir den Ackerbau und die Viehzucht, welche beide in hohem Flore stehen, sodann die Verfertigung von allerlei Holzwerk, ferner die Korb- und Strohflechtereien, sowie die Wollen- und Leinewebereien, welche sämmtlich fabrikmäßig betrieben werden; endlich die Anpflanzung, Samm-

lung und Präparirung (es sind eigene Laboratorien da) von medicinischen Kräutern, worauf sie sich so gut verstehen, daß die „Shakers-herbs“ d. h. die Zittererskräuter einen äußerst hochgeschätzten Namen unter der Apothekerzunft und Doktorenwelt Amerikas bekommen haben. Die Oberleitung all dieser Arbeiten ist in die Hände von selbstgewählten Vorstehern gegeben, welche man „Aelteste“ nennt, und ihnen gehorcht die ganze Gemeinde ebenso bereitwillig oder noch bereitwilliger, als man bei uns einem Regenten Gehorsam leistet. Nicht selten werden auch Schwestern mit dem Vorsteheramte betraut, allein wenn dieß geschieht, so fällt die Wahl immer nur auf solche Persönlichkeiten, in welchen das „Wort Gottes“, d. h. die Hellseherei und das Prophetenthum besonders lebendig ist. Von selbst versteht es sich übrigens, daß sowohl Schwestern als Brüder vollkommen gleiche Rechte haben, denn der Kommunismus ist erster leitender Grundsatz, und ebenso wenig als Einer oder Eine etwas für sich selbst besitzt, darf sich auch irgend ein Mitglied anmaßen, mehr sein zu wollen, als das andere. Alle arbeiten ja zusammen für einen gemeinsamen Zweck; Alle werden aus der gemeinsamen Kasse genährt und gekleidet; Alle sind nur anzusehen als Zweige und Blätter eines und desselben Stammes, und selbst die Aeltesten haben durch dieses ihr Amt weniger eine Gewalt als vielmehr nur eine Pflicht bekommen, nemlich die Pflicht, für die Andern das gemeinsame Vermögen zu verwalten!

Endlich nach ziemlich langem Harren kam die Zeit des Morgengottesdienstes herbei und die sämmtlichen Fremden, die sich in dem oben geschilderten Hotel gesammelt hatten, eilten nun der Kirche zu. Wir waren ja nicht hieher ge-

kommen, blos um einige Notizen über das Shakerwesen zu sammeln, sondern wir waren vielmehr gekommen, um uns persönlich von den Sonderbarkeiten der religiösen Gebräuche dieses merkwürdigen Völkleins zu überzeugen! Schon das Aussehen der Kirche fiel mir auf, denn sie hatte im Gegensatz zu den rothbraunen Häusern einen vollkommen weißen Anstrich; wahrscheinlich zur Erinnerung an die Abstammung der Zitterer von den französischen „Katharern.“ Weiß ist ja die Farbe der Reinheit und Unschuld, wie könnte also ein Tempel, in welchem blos geistig und körperlich Unschuldige verkehren, anders aussehen, denn weiß? Zwei Eingänge führten in die Kirche. Durch den ersten traten die Männer in langer Reihe, während durch den zweiten, dem ersten entgegengesetzten, die Schwestern herbeitrippelten. Auch wir mußten uns trennen, denn da unsere Gesellschaft aus Herren und Frauen bestand, so wurde es uns nicht gestattet, zusammen durch eine und dieselbe Pforte das Heiligthum zu betreten. Ebenso getrennt blieben beide Geschlechter im Innern des Tempels und wenn das eine Ende desselben von den Brüdern eingenommen wurde, so blieb das andere den Weibern überlassen, während wir Fremde unsere Sitze mehr in der Mitte, aber Männer und Weiber ebenfalls vollkommen geschieden, erhielten. Längere Zeit herrschte die tiefste Stille und ich hatte also Muße genug, mich umzusehen. Die Kirche selbst bot übrigens nichts Merkwürdiges dar, sondern machte vielmehr durch ihre vollkommene Schmucklosigkeit jenen Eindruck der Trauer, welchen ein Kirchhof bietet. Um so mehr Interesse dagegen erweckte in mir der Anblick der Schwestern und Brüder. Die Schwestern waren sämmtlich mit schneeweißen mousselinen Häubchen

versehen, ihr langer Kattunrock aber zeigte auf weißem Grunde dünne blaue Striche. Ueber dem Rocke trugen sie eine schneeweiße Schürze und um den Hals ein ditto weißes Tuch, dessen Zipfel ins Kleid hineingesteckt waren. An den Füßen steckten ziemlich plumpe Schuhe, die Beine aber waren abermals in schneeweiße gewobene Strümpfe gehüllt. Somit nahm sich ihre Tracht äußerst reinlich aus, allein deßwegen war der Eindruck doch kein wohlthuender, denn der Schnitt des Rockes gab dem Leibe keine Taille, sondern diese endete vielmehr hart unter den Armen, und das Kleid selbst, das wie ein Sack oben wie unten die gleiche Breite hatte, legte sich so glatt an den Leib an, daß man keinen Wuchs unterscheiden konnte. Demgemäß nahmen sich die Dürren und Langen unter den Schwestern wie Hopfenstangen aus, während die Dicken und Kurzen den Bierfässern glichen. Ueberdieß quollen die von der harten Arbeit gerötheten Arme und Hände aus den überaus engen Aermeln wie plumpe rohe Fleischmassen hervor, und wenn man dann noch dazu rechnet, daß die meisten der Schönen sehr alt und sehr runzlich waren, so kann man sich wohl denken, daß der Blick nicht mit Wohlgefallen auf ihnen weilte. Nicht minder unangenehm war der Eindruck, den die Männer auf mich machten. Sie trugen nemlich sämmtlich lange baumwollene Röcke von dunkler Farbe, die bis auf die Knöchel herabhingen, und ihre ebenso monotonen mit überaus großen Knöpfen versehenen Westen bedeckten den ganzen Leib bis über die Weichen hinab. Noch eigenthümlicher erschien mir der Schnitt ihrer Beinkleider, denn bei den Einen, den Großen und Langen, reichten dieselben kaum bis an die Knöchel, während die Andern, die Kleinen und Kurzen, sie

aufschürzen mußten, gerade wie es Knaben bei kothigem Wetter machen. Der Grund dieser Eigenthümlichkeit liegt, wie man mir sagte, darin, daß die Hosen, deren Anfertigung den Schwestern obliegt, nicht „nach dem Maße“, sondern vielmehr „fabrikmäßig“, d. h. nach einem und demselben Muster gemacht werden, und eben daher kommt es wohl auch, daß bei den Magern unter den Brüdern die Sitztheile wie ein Sack herabhängen. Zum Glück übrigens erfreuten sich beinahe sämmtliche Herren Zitterer einer ziemlichen Wohlbeleibtheit und somit füllten sie das bewußte Kleidungsstück meistentheils durch ihre Körperfülle aus.

So weit war ich in meinen Bemerkungen gekommen, als endlich der Gottesdienst seinen Anfang nahm. Einer der Aeltesten erhob sich sofort von seinem Sitze und sprach mit schreiender Stimme eine Art von Gebet, dessen Inhalt darin bestand, daß die ganze Gemeinde ermahnt wurde, dem Herrn für seine Segnungen zu danken. Nach dem Gebet folgte ein gemeinschaftlicher Gesang, allein es war mir rein unmöglich, etwas von seinem Inhalte zu verstehen, denn ich hörte eigentlich nichts, als ein furchtbares Getöse. In der That schrie immer Einer ärger, als der Andere, ohne Zweifel zum Lobe des Herrn, und am Ende wurde das Ensemble so furchtbar, daß die Kirchendecke bebte. Plötzlich jedoch trat abermals tiefe Stille ein und nach einer kurzen Pause machte sich ein zweiter Aeltester fertig, um zum Publikum zu sprechen. Eine eigentliche Predigt jedoch kann ich diese Ansprache nicht nennen, denn sie hatte keinen innern Zusammenhang, sondern erging sich vielmehr sprungweise in dunklen Phrasen und mystischen Sätzen, welche sehr nach der Prophetensprache des alten Testamentes schmeckten. Ueberhaupt

wurde die Bibel stark ausgebeutet und namentlich hielt sich der Redner auch an die alterthümliche Ausdruck- und Schreibweise der alten Bibelübersetzung, so daß er z. B. das Wort „nicht“ stets mit »nay«, statt mit »no«, und das Wort „Ja“ mit »aye« statt mit »yes« wiedergab. Wenn er übrigens je in die moderne Sprache und in die unbiblische Ausdrucksweise überging, so that er dieß nur, um sich selbst nebst seinen Mitbrüdern mit vieler Bravour zu loben und zugleich andere Religionen oder vielmehr Religionssekten mit zornigen Ausfällen zu verunglimpfen. Namentlich hatte er es auf die „besoldeten“ Geistlichen — protestantische, wie katholische — abgesehen, dieweil diese nicht die wahren Hirten, sondern nur „elende, bestochene Lohndiener“ seien, während dagegen auf den Nachfolgern der Mutter Anna der Geist Gottes ruhe. „Nur wir allein,“ schrie er mit kreischender Stimme und verdrehten Augen; „nur wir allein erfüllen das Wort Gottes in unserer Selbstverleugnung und Selbstkasteiung. Nur wir allein haben die Lüste der Welt und ihre Sünde verlassen, und leben im Zustand der Gnade und Heiligkeit. Darum ist auch in uns allein die Erlösung zur Wahrheit geworden und wir allein sind der Eckstein, auf welchen der Herr seine Kirche gründet.“ So rief er mit wüthender Geberde, indem er zugleich seine Stimme immer höher und höher erhob. Auf einmal aber, als sein geistlicher Hochmuth sich eben zur höchsten Potenz entfaltet hatte, fielen die sämmtlichen Anwesenden, natürlich die Fremden ausgenommen, mit furchtbarem Geschrei ein und wiederholten den Refrain: „Wir sind der Eckstein der Kirche Gottes: in uns ist die Erlösung zur Wahrheit geworden; in uns lebt das Wort und der Geist; die draußen in der Welt

aber sind in der Sünde befangen und können nie sitzen zur rechten Hand des Ewigen!" So ging es eine gute Weile fort und es trat erst wieder Stille ein, als sich alle beinahe heißer geschrieen hatten. Nun nahm der Prediger von vorhin seine Rede wieder auf und wandte sich, nachdem er das Selbstlob noch einigemale gründlich wiederholt, schließlich an uns Fremde, um uns zu ermahnen, Reue zu zeigen und zum heiligen Glauben der Gemeinde von Newlebanon überzutreten. Namentlich aber erinnerte er uns daran, daß wir sämmtlich noch in der Sünde befangen seien und daß wir also nicht Ursache hätten, über die Begeisterung der Kinder Gottes den Mund zum Lachen zu verziehen. Ich muß nemlich hier bemerken, daß mehrere der anwesenden Herrn und Damen, die natürlich nur gekommen waren, um das fremdartige Schauspiel recht von Herzensgrund zu genießen, bei dem Spektakel, welcher vorhin entstanden wor, der Lachlust kaum hatten widerstehen können, und da der Prediger dieß ohne Zweifel gesehen, so benützte er den Augenblick dazu, um uns wegen dieser unserer sündlichen Verdorbenheit recht tüchtig den Kopf zu waschen. Nachdem er aber seine Galle ausgeleert, kehrte er zur Lobpreisung seiner selbst zurück und schloß endlich mit einem kräftigen „Kyrie eleyson."

Die Predigt war also zu Ende, nicht so aber der Gottesdienst, sondern der Haupttheil desselben sollte nun erst kommen. Es heißt nemlich in der Schrift: „Lasset die Kinder Zions sich ihres Königs freuen und lasset sie seinen Namen preisen im Tanze." Auch ist weiter aus der Schrift bekannt, daß König David vor der Bundeslade her getanzt hat, und nicht minder wissen wir, daß der reuige Sohn, als er in seines Vaters Haus zurückkehrte,

mit Musik und Tanz empfangen worden ist. Eben deßwegen erklärte schon Mutter Anna den Tanz als das Hauptingredienz des Gottesdienstes, denn nur allein durch diese leibliche Bewegung könne der Geist zur wirklichen Extase gebracht werden, und ihren Anordnungen gemäß mußte man also regelmäßig nach Beendigung der Predigt zum Tanze schreiten. Dieß war auch jetzt der Fall und die Vorbereitungen, die man sofort traf, ließen uns keinen Zweifel übrig, daß wir dieses gloriosen Schauspiels nicht verlustig gehen würden. Die Männer zogen nemlich sofort ihre langen Röcke aus, hängten sie an den Nägeln, die auf der Seite in die Wand geschlagen waren, auf, schoben die Bänke, auf welchen sie bisher gesessen, zur Seite, und machten alles zum Balle fertig. Kaum war dieß geschehen, so traten sowohl die Brüder als die Schwestern vor, um ein Viereck zu bilden. Zwei Seiten nahmen die Männer ein, zwei Seiten die Weiber; aber nicht so, daß die beiden Geschlechter einander gegenüber gestanden wären, sondern die Brüder sahen den Brüdern, die Schwestern den Schwestern ins Angesicht. Nun gab ein Aeltester das Zeichen und alsbald erhoben zwölf oder fünfzehn Weiber in schrecklichen Mißtönen einen herzzerreißenden Gesang, worauf die einander gegenüberstehenden Parthieen sich im Takte zu bewegen anfingen. Vorwärts ging es und rückwärts, zuerst im Schritt, dann im Trab und zuletzt in den heftigsten Sprüngen des Galopps. Immer wüthender wurden die Geberden und immer wüthender wirbelten sie um einander herum. Sie sangen und jauchzten, sie schlugen in die Hände und stampften mit den Füßen, bis sie alle wie Wahnsinnige erschienen. Immer höher und höher sprangen sie, wohl volle anderthalb Stunden lang, wäh-

rend sie zugleich nie aufhörten, zu johlen und zu schreien. Der Schweiß rann ihnen in kleinen Strömen von der Stirne, und sie kamen mir vor, wie greuelhafte Götzendiener, welche um ein Idol herumspringen. Endlich aber fielen sie an allen Gliedern zitternd auf die Knie nieder, und nicht Wenige von ihnen zuckten krampfhaft auf, gerade wie wenn sie von der Hundefallsucht befangen wären. In der That ein äußerst widerliches Schauspiel, vor dem ich vor Eckel die Augen abwenden mußte; allein sie selbst befanden sich offenbar im siebenten Himmel und wußten in ihrer Verzückung vielleicht kaum mehr, daß sie irdische Wesen seien. In diesem Zustande, der ihnen den Namen „Shaker" oder „Zitterer" erworben hat, blieben sie eine geraume Zeit, und Einer, den ich später sprach, erklärte mir, daß sie nur deßwegen so lange auf dem Boden gelegen seien, um für uns gottlose Weltkinder zu beten. Doch wollte es mich bedünken, als ob ihre verrenkten und erschlafften Glieder ihnen nicht erlaubt hätten, früher wieder aufzustehen, und überdieß arbeitete ihre Brust wie ein Blasebalg, um den gehörigen Athem wieder zu erwerben. Genug übrigens, nach etwa zehn Minuten erhoben sie sich schwankend und todesbleich; dagegen aber setzten sie sich so ruhig auf ihre Plätze, als ob nichts geschehen wäre. Nun ergriff Einer der Aeltesten abermals das Wort, und wandte sich alsbald an uns Auswärtige, um uns wiederholt zu ermahnen, zu ihnen überzugehen. „Wir," sagte er, „haben die sündhafte Welt abgethan und sind heilig geworden, ihr aber lebt noch in der Finsterniß und werdet alle der Hölle verfallen, wenn ihr nicht in unsere Gemeinschaft tretet." Er mußte uns übrigens ansehen, daß wir bis jetzt noch keine Lust verspürten, uns bekehren

zu lassen, und somit spann er das Thema nicht weiter aus, sondern kehrte sich nach seinen Brüdern und Schwestern, ihnen kurzweg zurufend, daß die Versammlung beendet sei. Schließlich kam jetzt noch ein Gesang, dessen einen Vers ich mir wegen der Selbsterhebung, welche darin liegt, bemerkt habe. Er heißt folgendermaßen:

»I love to sing; I love to pray;
I love to praise my maker,
I love the glorious Sabbathday,
I love to be a Shaker.«

Dies heißt auf Deutsch: „Ich liebe zu singen, ich liebe zu preisen, ich liebe zu preisen meinen Erschaffer; ich liebe den ruhmvollen Sabbathtag; ich liebe zu sein ein Zitterer.“ Liegt darin nicht des Beweises genug, daß die Anhänger der Anna Lee nur sich allein für die Auserwählten des Herrn betrachten?

Nach Beendigung des Gottesdienstes verfügte ich mich in das Fremdenhaus zurück; mein Kopf war aber zu sehr eingenommen und meine Brust allzubeengt, als daß ich an dem für uns Auswärtige bereiteten Mahle hätte Theil nehmen können, und somit machte ich mich nach dem nahen Lebanon-Springs auf den Weg, um in Einsamkeit über den geistigen Unsinn sowie über den geistlichen Hochmuth, in welchem noch so viele Menschen befangen sind, nachzudenken. Zum Glück übrigens ist wenigstens die Sekte der Zitterer für jetzt nicht mehr im Zunehmen, sondern vielmehr in der Abnahme begriffen, und in wenigen Jahrzehnten dürfte vielleicht von ihnen nichts mehr zurückgeblieben sein, als der blose Name. Das Cölibat nemlich, auf welches sie so überaus streng halten, ist nicht dazu geeignet, ihnen viele Proselyten zuzuführen, besonders nicht

in unseren genußsüchtigen Zeiten. Dazu kommt dann noch die Seltsamkeit ihrer Tracht, sowie die finstere ascetische Lebensanschauung, welche ihnen nicht blos alle weltlichen Vergnügungen versagt, sondern auch den Verkehr mit den andern Menschen der Erde beinahe vollständig verbietet. Es muß also Einer des Unglückes übermäßig viel erlebt haben, oder sich in einer so großen Noth, daß er sich gar nicht mehr zu helfen weiß, befinden, wenn er den Entschluß faßt, zu ihnen überzutreten. Gibt er ja doch mit diesem Uebertritt all seine Selbstständigkeit auf und begräbt sich so zu sagen bei lebendigem Leibe in die traurige Einsamkeit von Newlebanon! Eben deßwegen sind auch die meisten Novizen und Proselyten, die jetzt noch gewonnen werden, entweder alte Jungfern, die aus Lebensüberdruß das Betschwesterthum erwählen, oder elende verkommene Männer, welche die Aussicht, wenigstens nicht verhungern zu müssen, anlockt; von edleren Motiven aber wird nur hie und da ein halb Verrückter getrieben.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß die Aeltesten der Zitterergemeinde sich meist als sehr gute Geschäftsleute bewähren. Sie sind so nüchtern und zäh, wie nur irgend ein erwerbssüchtiger Yankee sein kann und eben deßwegen vermehrt sich auch das gemeinsame Vermögen der „Familie“ immer mehr; allein wem wird es am Ende zufallen?

20.

Richter Lynch.

Vor hundert Jahren, als kaum erst die an der Ostsee gelegenen Provinzen von Nordamerika nothdürftig bewohnt und kultivirt waren, ging es weiter innen im Westen noch äußerst roh und wild zu, und die wenigen Menschen, die bis dorthin vordrangen, gehörten fast alle der Klasse der „Desperados“ an. Ausnahmen gab es, wie sich von selbst versteht, auch hier; aber selbst wenn sich ein „rechtlicher“ Mann in jene wilden Steppen hineinwagte, mußte es ein hartgesottener Geselle sein, welcher vor den größten Gefahren und Mühseligkeiten nicht zurückschreckte und wilde Abenteuer höher anschlug, denn ein geordnetes und gesittetes Leben. Dieser Art von Menschen nun gehörte Daniel Boone an, der, ein geborener Maryländer, um's Jahr 1775 als der erste weiße Ansiedler in das jetzige Kentucky kam. Man darf aber nicht glauben, daß Kentucky zu jener Zeit auch nur irgend eine Aehnlichkeit mit dem hatte, was es jetzt ist, sondern es bildete vielmehr einen Theil des Gebietes von Virginien, und dichte Wälder sowie unermeßliche Prairien bedeckten seine Anhöhen und Thäler. Wild gab es im Ueberflusse, dagegen um so weniger Menschen, und wenn je Daniel Boone einem solchen

begegnete, so war es sicherlich ein Indianer oder auch ein Mexikaner, d. h. ein Abkömmling jener grundverdorbenen fluchwürdigen Race, welche aus der Vermischung der Spanier mit den Rothhäuten entstanden ist. Hierum kümmerte sich aber der genannte Maryländer ganz und gar nichts, denn er hatte, was man sagt, den Teufel im Leibe, und wäre selbst einem Ungethüm nicht aus dem Wege gegangen. Somit ergab er sich furchtlos dem Jagdvergnügen, sowie seinen übrigen Beschäftigungen, und als es ruchbar wurde, daß in dem „schwarzblutigen" Lande — so hieß man nemlich damals Kentucky, weil die schwarzblutigen Mexikaner so viele Mordthaten daselbst verübten — ein abenteuernder Geselle, oder vielmehr ein Liebhaber von Abenteuern, in jeglicher Hinsicht vollkommene Gelegenheit habe, seine Lust zu büßen, so zogen bald noch verschiedene andere kühne Männer dorthin, um auf dieselbe Weise zu leben, wie Daniel Boone. Nun ereignete es sich, daß dem Letzteren von einem Indianer ein Pferd gestohlen wurde, und da der Dieb auf der That ertappt worden war, so mußte man natürlich an eine exemplarische Strafe denken. Allein auf welche Art sollte man diese Bestrafung herbeiführen? Der nächste Gerichtshof im Mutterstaate Virginien lag über vierhundert und fünfzig englische Meilen entfernt und dorthin konnte man also den Indianer offenbar nicht schleppen. Ebensowenig wollte Daniel Boone gewaltthätig verfahren, sondern es lag ihm vielmehr daran, die übrigen Gauner und Schufte, welche die Gegend unsicher machten, durch ein abschreckendes Beispiel einzuschüchtern. Was that er also? Er ritt zu den andern weißen Ansiedlern seiner nächsten Nähe und constituirte aus ihnen eine Jury oder ein Geschworenengericht, welches den Dieb

aburtheilen sollte. Diese Jury versammelte sich im Freien unter einem Baume, erwählte den John Lynch, einen Eingeborenen Südcarolina's, zum Obmann und verurtheilte den Indianer zu neununddreißig Stockhieben, welches Urtheil auch alsobald in Vollzug gesetzt wurde. Es war also eine Art von richterlichem Spruch, den die Hinterwäldler fällten, und von nun an unterwarf man in Kentucky alle Diebereien und Räubereien, sowie überhaupt alle Verbrechen, die vorkamen, einem ähnlichen Spruche; der besagte „John Lynch" aber präsidirte den meisten dieser Gerichtshöfe und somit hieß man eine derartige Strafe kurzweg „Lynchjustiz" oder *„Lynch-law"*.

Die ersten Ansiedler von Kentucky hatten also die Gerechtigkeit selbst in die Hand genommen, weil kein ordentlicher Richter da war, und alle Welt hieß ein solches Verfahren gut. „Das Volk ist ja," so sagte man sich, „der Urheber der Gesetze und kann diese nach Gutbefinden schaffen oder umstoßen; wer kann also etwas an der Lynchjustiz aussetzen?" Bei dieser Argumentation übersah man nur, daß die „Schaffung" der Gesetze „auf gesetzlich normirtem Wege", also durch gewählte Vertreter und Legislaturen, welche darüber zu berathen und abzustimmen haben, geschehen soll, sowie ferner, daß die „Ausübung und Handhabung" der Gesetze von „Richtern", d. h. von eigends dazu aufgestellten Personen auszugehen hat. So wird es wenigstens in civilisirten Staaten gehalten, sogar in denjenigen, in welchen alle Gewalt vom Volke ausgeht, d. h. in den Republiken und Freistaaten. In der Union dagegen fand man das Lynchverfahren, weil es viel schneller zum Ziele führt, so überaus bequem, daß man es seit den Zeiten Daniel Boone's nicht mehr abkommen ließ, sondern viel=

mehr immer weiter ausbildete, bis es sich am Ende förmlich „einbürgerte“. „Hilf dir selbst“, ist ja in Amerika oberster Grundsatz, warum sollte also die Selbsthilfe der Lynchjustiz nicht erlaubt sein? Einmal nemlich finden sich in diesem Welttheile noch immer viele Distrikte, bis zu welchen der Arm des ordentlichen Richters gar nicht reicht, — wir meinen jene entlegenen Gegenden und Territorien, in welchen von Polizei noch gar keine Rede ist; zum Zweiten sind die Herren Richter, sei’s nun wegen Bestechung, oder wegen Faulheit, oder wegen Bornirtheit, oft und viel mit ihrem Spruche gar nicht oder wenigstens nicht schnell genug bei der Hand; zum Dritten gibt es gewisse Handlungen, welche das Volk, oder wenigstens ein Theil desselben, als gemeinschädlich und verbrecherisch ansieht, während die „bestehenden“ Gesetze gar keine Strafe dafür haben. Sollte man nun in allen diesen Fällen nicht das Recht haben, selbstthätig einzugreifen? Ei natürlich hat man dieses Recht, und wenn man es nicht hat, so nimmt man es sich.

Der Richter Lynch tritt also in Amerika bei nur zu vielen Gelegenheiten an die Stelle des ordentlichen Richters, d. h. er maßt sich dessen Strafgewalt an, und somit fragt es sich jetzt, worin seine Strafen bestehen? Die Civilisation kennt dreierlei Strafarten: die körperliche Züchtigung, die Entziehung der Freiheit und die Todesstrafe; wie straft aber der Richter Lynch? Ei nun, auch er verhängt die körperliche Züchtigung und ist mit dem Ertheilen von Stockstreichen gleich bei der Hand. Ebenso wenig schreckt er vor der Todesstrafe zurück und verurtheilt in allen schwereren Fällen ohne Weiteres zum Strange. Nur allein von der Entziehung der Freiheit weiß er nichts,

und zwar ohne Zweifel deßwegen, weil er über keine Gefängnisse zu verfügen hat; dagegen aber erfand er eine andere Strafart, welche man specifisch amerikanisch nennen kann, da selbst die ärgsten Despoten Europas, Asiens und Afrikas keine Kenntniß von ihr haben, — wir meinen die Strafe des Theerens und Federns! „Was? Theeren und Federn? Was soll denn das heißen?" Ei nun, wenn man diese Procedur vornehmen will, zieht man einen Menschen vom Kopf bis zum Fuß nackt aus, bestreicht die sämmtlichen Theile seines Körpers, keinen einzigen ausgenommen, mit warmem flüssigen Theer, und wälzt ihn dann in einem Haufen von Federn herum. Natürlich hängen sich sofort die Federn an den Leib an, und man sieht bald weder von der eigentlichen Gestalt, noch von Augen und Ohren, oder von Mund und Nase mehr etwas. Diese letzteren vier Körpertheile werden vielmehr vollständig zugeklebt, so daß der arme Bursche, über den man diese Strafe verhängt, nicht nur nichts mehr sieht und hört, sondern auch kaum mehr Athem schöpfen kann. Hat man ihn nun aber so gehörig zum Vogel verwandelt, so jagt man ihn, natürlich ohne ihm Kleider oder Geld in die Hand zu drücken, unter Hohngelächter aus dem Weichbild der Stadt, und er hat nachher nicht nur mehr als eines heißen Bades nöthig, um den Theer mit den Federn abzuwaschen, sondern er findet oft auch für sein Leben lang keine Ruhe mehr, weil seine Schande in allen Blättern verkündet wird. Nicht selten begnügt man sich übrigens hiebei noch nicht, sondern die Zuschauer bilden vielmehr lange Spaliere, durch welche der Getheerte und Gefederte rennen muß, um wie ein durch Spießruthen Verurtheilter links und rechts Schläge zu erhalten, bis er die ganze

Reihe durchlaufen hat. Ja, wenn man recht grausam verfahren will, zündet man die vom Theer triefenden Federn an, und das Schlachtopfer mag auch vor Schmerz und Wuth wie ein wildes Thier brüllen, so fällt es doch Niemanden ein, den Brand zu löschen. Im Gegentheil treibt man den Unglücklichen durch Schläge zu immer eifrigrem Dahinrennen an, damit der Luftzug das Feuer lebendig erhalte, und der arme Mensch bekommt erst dann, wenn er seine Verfolger weit hinter sich hat, Gelegenheit, sich im Kothe zu wälzen, um den Brand zu ersticken. Nur zu oft aber stirbt er an den Wunden, oder bleibt er wenigstens für sein Lebenlang gebrandmarkt, denn brennender Theer frißt sich tief ein, oft bis auf die Knochen!

„In welchen Fällen nun," frägt der Leser ohne Zweifel, „wird gefedert und getheert, in welchen wird gepeitscht und in welchen gehängt?" Hierauf jedoch ist es unmöglich, eine ganz genaue Antwort zu geben, denn der Lynchgebrauch setzt nichts bestimmtes fest, wann diese oder jene Strafe in Anwendung kommen soll, sondern überläßt dieß vielmehr rein der Willkühr und dem Belieben der Lynchrichter. Allein gerade dieser Umstand führt uns auf eine weitere Frage, nemlich auf die Frage nach der „Gerechtigkeit" des Lynchgesetzes. Die Lynchjury handelt „nach Willkühr" in Beziehung auf das Strafmaß, und ebenso „willkührlich" erscheint ihre Berechtigung zu den Funktionen eines Gerichtshofs, — wird man also je von ihr annehmen können, daß sie „wirkliche Justiz" übe? Wir haben oben drei Fälle genannt, in welchen der Richter Lynch bei der Hand zu sein pflegt, und wollen um diese drei Fälle des Nähern betrachten. Zum ersten also sehen wir danach, ob Lynchjustiz in den Distrikten,

welche „außerhalb“ des Gesetzesrayons liegen, an seinem Platze ist oder nicht.

Bekanntlich bestand die Union im Anfang nur aus dreizehn Staaten, und die übrigen sind erst nachher hinzugekommen, so bald ihre Bevölkerung groß genug war, um in den Verband aufgenommen zu werden. So trat z. B. Kentucky anno 1792, Tennessee anno 1796, Ohio anno 1802, Louisiana anno 1812, Indiana anno 1816, Missisippi anno 1817, Illinois anno 1818, Alabama anno 1819, Missouri anno 1821, Arcansas anno 1826, Florida und Texas anno 1845, Jowa anno 1846, Wisconsin anno 1848, Californien anno 1850 u. s. w. u. s. w. bei, und alle diese Staaten mußten die Periode „der ersten Kolonisation“ durchmachen. Nun war es aber natürlich, daß nicht blos „ehrliche und redliche“ Kolonisten sich in ihnen niederließen, sondern daß auch eine Menge von Dieben, Räubern und Mördern dahin flüchteten. Ja es wimmelte förmlich von solchen Strolchen, weil dieselben in diesen öden Gegenden eine gewisse Sicherheit fanden, während sie in ihrer früheren und eigentlichen Heimath so zu sagen vogelfrei waren. Von was sollten sich aber derartige Menschen nähren, als nur allein vom Raub und Diebstahl? Einige Wenige unter ihnen mögen sich allerdings zu einem ordentlichen Ansiedlerleben bekehrt haben, allein die meisten behielten ihren frühern Charakter bei und fristeten ihre Existenz auf Kosten der übrigen Einwohner. Insbesondere nährten sie sich vom Pferdediebstahl, denn dieß war das bequemste und einträglichste Geschäft, das sie treiben konnten. In allen Distrikten nemlich, welche erst der Kultur erschlossen werden, spielt das Pferd eine Hauptrolle, und ein Hinterwäldler kann desselben so wenig

entbehren, als seiner Büchse. Er braucht es zur Bebauung des Feldes, er braucht es zur Jagd, er braucht es zum Reisen, er braucht es jeden Tag ohne Ausnahme. Straßen gibt es ja keine, wie sollte er also fortkommen ohne sein treues Roß? Ebendeßwegen hat dieses in jenen halbcivilisirten Gegenden einen ungemein hohen Werth, und es werden oft aus ziemlich unansehnlichen Thieren höhere Preise erzielt, als in den Städten aus doppelt so schönen Exemplaren. Natürlich — denn in der Steppe bezahlt man nicht die äußere Gestalt eines Rosses, nicht seinen runden Leib und seine glänzende Haut, sondern die Kraft seiner Knochen, die Schnelligkeit seiner Bewegungen und die Ausdauer seiner Sehnen und Muskeln. Dessenungeachtet ist es einem Hinterwäldler nicht möglich, seinem vierfüßigen Freunde mit der Sorgfalt und Courtoisie zu begegnen, mit der man die Wagen- und Reitpferde in den Häusern der Vornehmen behandelt. Es fehlt ihm ja an dem nöthigen Futter und sein Roß muß sich oft statt des Heu's und Hafer's mit schlechtem Gras und einigen Waizenkolben begnügen. Ebensowenig hat er einen Stall für dasselbe und er läßt es selbst in kalten oder regnerischen Nächten frei in der Umzäunung seines Gütchens grasen. Aus dem letzteren Umstande nun ersieht man, wie unschwer es für die Liebhaber fremden Eigenthumes ist, sich auf den viel Geld eintragenden Pferdediebstahl zu legen; allein die Sache sieht doch leichter aus, als sie in der That ist. Weil nemlich die Kolonisten jener einsamen Gegenden ihre Rosse gar nicht entbehren können, stehen die letzteren so zu sagen „unter dem öffentlichen Schutze" und jeder Hinterwäldler steht dem andern bei, um ihm wieder zu seinem gestohlenen Eigenthum zu verhelfen. Ja

schon das Wort „Pferdedieb“, nebenbeigesagt der ärgste Schimpfname, den es im Westen gibt, bringt einen ehrlichen Mann, der sich im Busche oder in der Prairie angesiedelt hat, in die furchtbarste Aufregung, und noch zorniger wird er, wenn er von einem jener Diebshehler hört, welche mit den Räubern gewöhnlich in Verbindung stehen und den Verkauf der gestohlenen Vierfüßler vermitteln. Sobald also ein solcher Raub ausgeführt worden ist, sei's nun an einem einzelnen oder an einer ganzen Heerde von Rossen, so eilt der Bestohlene zu seinen nächsten Nachbarn und diese werfen im Momente selbst das wichtigste Geschäft bei Seite, um ihrem Kollegen beizustehen. So sind in wenigen Stunden zwanzig bis fünfundzwanzig Kolonisten beisammen, alle hoch zu Roß und jeder mit seiner guten Büchse bewaffnet, und nun geht's in sausendem Galopp hinter den Dieben her. Nicht selten gelingt es den letztern, weil sie einen guten Vorsprung haben, mit dem Raube in ihre Schlupfwinkel zu entkommen, allein da die Hinterwäldler von einer Verfolgung von mehreren Tagen, also bis auf eine Entfernung von hundert oder zweihundert englischen Meilen nicht zurückschrecken, so gelingt es ebenso oft, die Schufte einzufangen, oft im Neste der Diebshehler, und im letzteren Fall natürlich mit denselben. Nun aber wird augenblicklich Standrecht gehalten, d. h. der Richter Lynch wird aufgefordert, seine Pflicht zu thun. Zwölf unter den Kolonisten bilden die Jury und diese zwölf wählen sich einen Obmann. Vor diesen Gerichtshof stellt man den Dieb und Hehler — oder auch die Diebe und Hehler, wenn es nemlich mehrere sind —; aber so summarisch auch das Verfahren ist, so läßt man dem Schufte doch Zeit, seine Entschuldigungs- oder Recht-

fertigungsgründe vorzutragen. Ja nicht selten tritt sogar einer der Hinterwäldler als sein Vertheidiger auf, während umgekehrt ein anderer den Staatsankläger macht. In zehn Minuten jedoch ist das ganze Verhör zu Ende und der Dieb wird sofort, wenn überwiesen, zum Tode verurtheilt. Auch die Vollstreckung des Urtheils läßt nicht lange auf sich warten, denn die Vorbereitungen dazu sind im Augenblicke getroffen. Ein Strick und ein Baum, das ist alles, was man braucht! Den Strick befestigt man an einen Ast des Baumes, schlingt ihn dann um den Hals des Delinquenten, zieht sofort mit vereinten Kräften und — in fünf Minuten hat der Elende aufgehört zu athmen. Nun durchsucht man den Todten, nimmt das Geld, die Uhr, sowie was er sonst kostbares bei sich führt, und übergibt dieses alles dem Obmann des Lynchgerichts. Dieser aber ruht nicht, als bis er die Wittwe oder die Angehörigen des Getödteten ausfindig gemacht hat, um ihnen das Erbe zu überliefern, denn die Aneignung auch nur einer Kleinigkeit vom Eigenthume des Gelynchten gälte als eine ewige Schmach.

So wurde es ehemals in sämmtlichen Distrikten des Westens, welche jetzt als Staaten in der Union figuriren, gehalten, und so hält man es auch jetzt noch in all' den Gegenden, welche noch nicht in die Civilisation eingerückt sind. Wie könnte man auch anders verfahren, wenn nicht Raub und Mord an der Tagesordnung sein soll? In solchen Distrikten ist ja die Bevölkerung nur äußerst spärlich zugemessen, so daß man oft stundenweis reiten muß, bis man wieder auf eine kleine Ansiedlung stößt. Ueberdieß hat jeder Kolonist ohnehin schon mit der Natur einen harten Kampf zu kämpfen, um sich und den Seinigen die

Existenz zu sichern. Somit ist ein Eingriff in das Eigenthum doppelt fühlbar und wenn die Hinterwäldler sich nicht selbst Recht verschaffen würden, so müßte man ihnen den Vorwurf machen, daß sie die Existenz und die Wohlfahrt nicht blos ihrer selbst, sondern auch die ihrer Familien auf's Spiel setzten. In solchen Gegenden ist also der Richter Lynch eine Nothwendigkeit; wenn er aber eine Nothwendigkeit ist, wird dann irgend Jemand es zu tadeln wagen, daß er sich „aus eigener Machtvollkommenheit“ und ohne vorher die viele hundert Meilen weit entfernten gesetzlichen Behörden, die ihn nicht zu schützen vermögen, um Erlaubniß zu fragen, constituirt hat?

Gehen wir nun zum zweiten Falle über, in welchem die Lynchjustiz in Amerika gewöhnlich in Anwendung gebracht wird, nemlich zu dem Fall, wenn der ordentliche Richter nicht schnell und prompt genug mit seinem Spruche bei der Hand ist. Dieser Fall setzt also immer voraus, daß das zu richtende Verbrechen, sei es nun ein wirkliches oder blos vermeintliches, in einem bereits organisirten Staate, in welchem man zu den Staatsbehörden seine Zuflucht nehmen kann, begangen worden ist, und wir werden deßhalb nicht umhin können, hier das Lynch-Verfahren als eine Umgehung des Gesetzes, ja als eine Auflehnung gegen die rechtmäßige Gesetzesverwaltung zu bezeichnen. Wozu hätte man denn die ordentlichen Gerichte, wenn es dem Einzelnen erlaubt sein sollte, nach eigener Willkühr, vielleicht von Rache und Haß, oder von einer noch schlechteren Leidenschaft getrieben, gewaltthätiger Weise Selbstjustiz zu üben? Dennoch kommen solche Fälle in Nordamerika nur zu häufig vor, und es lassen sich der Beispiele viele hunderte anführen, wo ein Haufe Volks in voller Wuth über

einen Einzelnen herstürzte, um ihn seiner Rache zu opfern, ohne daß nachher durch Bestrafung der Attentäter dem Gesetze irgend Rechnung getragen worden wäre. Wer wird nun solche Handlungen auch nur im Geringsten entschuldigen wollen? Umgekehrt aber gibt es doch auch Fälle, aus denen klar hervorgeht, daß selbst in „organisirten" Staaten ohne den Richter Lynch nicht auszukommen wäre, und wir erlauben uns, dem Leser mit einigen derartigen Episoden aus der amerikanischen Geschichte aufzuwarten. Der Staat Mississippi hatte im Jahr 1817, in welchem er in die Union aufgenommen wurde, kaum etwas mehr als fünfundsiebenzigtausend Einwohner. Diese Anzahl stieg bis zum Jahr 1840 bis auf etwa dreimalhundert und fünfundsiebenzigtausend, allein wenn man bedenkt, daß jener Staat nicht weniger als zweitausendzweihundertfünfundzwanzig deutsche Quadratmeilen umfaßt, so wird man wohl zugeben müssen, daß selbst anno 1840 die Bevölkerung noch äußerst dünn gesäet war. Je dünner aber die Einwohnerzahl in einem Staate ist, um so weniger können die Gesetzes-Vollstrecker darauf rechnen, bei der Handhabung ihres Amtes die gehörige Unterstützung zu finden, und in denjenigen Bezirken, in welchen die Kolonisten oft stundenweit von einander entfernt wohnen, sind sie nothgedrungen ebensosehr auf den Selbstschutz und die Selbsthilfe angewiesen, als in jenen Territorien, die sich noch nicht zu Staaten organisirt haben. In Mississippi war dieß aber um so mehr der Fall, als die sehr sparsame Bevölkerung nur zur Hälfte aus „weißen" Männern bestand, während die andere Hälfte der „schwarzen" Race, d. h. dem Sclaventhum, welches bekanntlich in Amerika nicht zum Menschenthum gerechnet wird, angehörte. Nun traf es sich,

daß in Natchez, einer überaus vortheilhaft am Missisippistrome gelegenen Stadt, welche jetzt als die größte und wichtigste des ganzen Staates gilt, damals aber, d. h. vor zwanzig Jahren, nur erst im Aufschwung begriffen war, und noch keine viertausend Einwohner zählte, sich eine ganze Bande von Gaunern, Spielern, Pferdedieben, Flußpiraten und anderem Gesindel festsetzte, welche dem friedlichen ehrlichen Bürger das Leben sauer machte. Die Behörden schritten ein, aber die Polizeimacht, welche ihnen zu Diensten stand, war so gering, daß die frechen Bursche derselben in's Gesicht hätten lachen können, wenn sich ihr nicht die rechtlichen Bürger in ihrer Gesammtheit beigesellt haben würden. Somit stellte man der räuberischen Bande das Dilemma, entweder augenblicklich auszuwandern, oder aber sofort gelyncht zu werden, und natürlich als sie den Ernst sahen, zogen sie es vor, sich fortzutrollen. Wohin gingen sie aber nun? Nicht allzuweit, sondern nur nach dem etwa vierzig Stunden weiter oben, ebenfalls am Missisippi gelegenen Städtchen Vicksburg, das ihnen wegen des großen Verkehrs, der sich daselbst zu entwickeln begann — der Missisippistrom ist ja bekanntlich die große Handelsader des ganzen Westens — fast dieselben Chancen bot, als das so eben verlassene Natchez. Hier nemlich landeten alltäglich eine Menge von Schiffen, die von St. Louis und anderen großen Städten kamen, und ebenso alltäglich wurden große Ladungen von Baumwolle aus dem Innern des Landes herbeigeführt, um auf dem Missisippi nach Neworleans hinab geschifft zu werden. An Fremden aller Art, insbesondere an kaufslustigen Händlern, wie an Pflanzern, welche verkaufen wollten, fehlte es also nicht, und da das Geld demnach stark fluctuirte, so hatten

Spieler, Diebe und Räuber ein weites Feld für ihre Thätigkeit. Ueberdieß war das Städtchen kaum erst gegründet worden und zählte der Einwohner noch sehr wenige — den statistischen Ausweisen nach noch keine zweitausend — und somit durfte die schwarze Bande hoffen, mit Leichtigkeit den Herren spielen und dem Gesetze Trotz bieten zu können. Dieß glückte auch wirklich, und das liederliche Gesindel stand so fest zusammen, daß es bald alle Gewalt an sich gerissen hatte. Da half keine Klage bei den ordentlichen Richtern, denn diese fühlten sich zu schwach, um mit Kraft einzuschreiten. Auch steckte vielleicht der Eine oder der Andere mit den als Gentlemen auftretenden Gaunern und Spielern unter einer Decke, während ein Dritter oder Vierter aus Angst, ein Racheopfer der Bande zu werden, sich bereitwilligst duckte. Kurz, die freche Rotte verhöhnte das Gesetz am offenen Tage, und Vicksburg kam dadurch in kurzer Zeit so in Verruf, daß redliche Schiffskapitaine gar nicht mehr daselbst anlegen wollten, um nicht ihre Passagiere der Gefahr, ausgeplündert oder gar ermordet zu werden, auszusetzen; die Pflanzer aber zogen es vor, ihre Waaren lieber auf eine entlegenere Haltstation zu bringen, als in Vicksburg auf diese oder jene Weise um ihren Erlös zu kommen. Für die ehrlichen Bürger, denen das Wohl ihrer aufkeimenden Stadt am Herzen lag, war es also nicht mehr auszuhalten, und somit traten einige der kühneren unter ihnen in aller Stille zusammen, um sich über das, was zu thun sei, zu berathen. In dieser Versammlung nun wurde einstimmig beschlossen, das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen, und Jeder der Verschwör machte sich anheischig, einen Nachbar oder Bekannten, auf den er sich verlassen konnte, mit in das Interesse zu ziehen.

Wie nun aber diese Männer sich stark genug fühlten, um über die schwarze Bande Herr zu werden, wählten sie eine dunkle Nacht zur Durchführung ihres Vorhabens, umstellten die Spielbutiken, sowie die übrigen liederlichen Häuser, in welchen die frechen Bursche ihr Wesen trieben oder wenigstens Zuflucht fanden, drangen mit gewaffneter Hand ein, ergriffen die Elenden, so weit sie sich nicht durch die Flucht retten konnten, führten sie zur Stadt hinaus auf einen hübsch mit Bäumen bewachsenen Platz und eröffneten alsobald das Lynchgericht. Zwölf aus ihrer Mitte bildeten die Jury und einer von den Zwölfen führte den Vorsitz; die Verbrecher aber mußten Rede stehen, Einer nach dem Andern. Von Entsetzen gelähmt entschuldigten oder verantworteten sich die Gauner so gut sie konnten, aber es traten Zeugen in so großer Menge auf, daß nur Wenige nicht überführt werden konnten. Diese Wenigen ließ man laufen und die minder Gravirten strafte man mit je vierzig Hieben ab, indem man sie zugleich auf ewig aus dem Weichbilde der Stadt verwies; den Rest aber, ihrer zwölf oder vierzehn, welche sich der Plünderung, des Raubs oder gar des Mords schuldig gemacht hatten, verurtheilte man zum Tode und hängte sie sämmtlich in einer langen Reihe an den nächsten Bäumen auf, nachdem man ihnen noch vorher Zeit gegeben hatte, ein kurzes Stoßgebet zu sprechen, oder auch auf ein Blättchen Papier ihren letzten Willen, der in jeder Hinsicht respektirt wurde, niederzuschreiben. So handelten die Bürger von Vicksburg und ihre Stadt hatte von nun an Ruhe.

Was würde man nun bei uns zu Lande zu einem solchen Verfahren sagen? Würde man es nicht eine abscheuliche gesetzwidrige Handlung heißen und würden nicht

nachträglich die Behörden mit aller nur möglichen Energie einschreiten, um wenigstens die Rädelsführer einer solchen Verschwörung mit jahrelangem Zuchthause zu bedenken, während in Mississippi lediglich nichts geschah und die Bürger von Vicksburg für ihre Heldenthat von allen Nachbarn weit und breit noch beglückwünscht wurden? Auch wir läugnen das Ungesetzliche der Handlung, die wir so eben erzählten, keineswegs, allein was bleibt den Bürgern einer Stadt anders übrig, wenn die Behörden nicht mehr die Kraft oder den Willen haben, dem Gesetze Achtung zu verschaffen? Was bleibt übrig, wenn durch die Schlechtigkeit und Feilheit der Verwaltung, oder durch die Feigheit und Bestechlichkeit der Richter das Leben, das Eigenthum und die Freiheit des Volkes selbst in Gefahr kommt? Muß dann nicht das letztere aus eigener Machtvollkommenheit die Justiz in die Hand nehmen, um die Atmosphäre von der tief eingewurzelten Immoralität zu säubern?

Ganz diesem Grundsatze gemäß handelte erst vor wenigen Jahren die große Stadt San Francisco in Kalifornien. Als nemlich in letzterem Staate die Goldminen entdeckt worden waren, strömten die Abenteurer der halben Welt dort zusammen, und weil die Goldgräber ihren in den Minen erbeuteten Goldstaub in San Francisco in klingende Münze umzuwechseln pflegten, sammelten sich hier die Spieler, die Kuppler, die Diebe, die Räuber, die Mörder und die Gauner aller Art in so großen Massen, daß kein ehrlicher Mensch sich des Lebens mehr erfreuen konnte. Es war ganz dieselbe Geschichte, wie in Vicksburg, nur in einem viel vergrößerten Maßstabe, und die Behörden, die entweder mit den Schuften unter einer Decke spielten, oder aber die Rache derselben fürchteten, gewährten lediglich keine

Abhilfe. Was geschah nun? Einige entschlossene und kräftige Bürger traten insgeheim zusammen, und jeder von ihnen forderte seine Freunde, die er als ehrenwerth kannte, auf, in Gemeinschaft dem gräßlichen Treiben ein Ende zu machen. So entstand über Nacht ein sogenanntes „Sicherheits-Comité", welches sich bewaffnete, das Rathhaus besetzte, sich des Arsenals bemächtigte und augenblicklich, so zu sagen mit einem Schlage, die ganze Gewalt der Stadt an sich riß, um von nun an vollkommen dictatorisch aufzutreten. Den andern Morgen machte es sowohl durch die Zeitungen als durch Maueranschläge bekannt, daß es bis auf Weiteres die Zügel der Regierung und des Richteramtes in die Hände genommen habe, weil die bestehende Polizei- und Justizverwaltung vollkommen ungenügend sei, die Verbrecher zur gerechten Strafe zu ziehen, und forderte zugleich seine Mitbürger auf, ihm von jeder vorfallenden Gewaltthat sofort Anzeige zu machen. Weiter verfügte es, daß alle die schlechten Subjekte und Verbrecher, welche in großer Anzahl aus aller Herren Ländern nach San Francisco gekommen waren, und deren Namen man in nur zu vielen Fällen ganz genau kannte, innerhalb fünf Tagen die Stadt verlassen müßten, widrigenfalls sie gewaltsam ergriffen und standrechtlich behandelt würden, und ordnete sofort, um dieser Verfügung Nachdruck zu geben, die Einsetzung eines Ausschusses von dreißig Personen an, welcher sowohl die Schiffe im Hafen, als auch die öffentlichen Häuser in der Stadt zu untersuchen und für die Entfernung aller darin befindlichen verdächtigen Personen Sorge zu tragen hätte. Schließlich befahl es, daß jeder Uebertreter des Gesetzes augenblicklich vor den Ausschuß des Sicherheits-Comité zu bringen sei, um von diesem seinen

Spruch zu erhalten, und stellte eine bewaffnete Mannschaft auf, groß genug, um jeden etwaigen gegen das Lynchtribunal zu versuchenden Aufruhr mit Gewalt niederzuschlagen. Auf diese Art introducirte sich das Sicherheits-Comité in San Francisco zur großen Freude aller rechtlichen Bürger, und wenn nun auch vielleicht die Einen oder die Andern der großen Gaunerbande meinten, es werde bei den bloßen Worten sein Bewenden haben, so sollten sie sich doch bald getäuscht sehen, denn der neue Richter Lynch ging mit einer Energie zu Werke, welche in einem vollkommenen Gegensatze zu dem bisherigen Verfahren der ordentlichen Behörden stand. Der Erste, der dem Lynchgesetze verfiel, war ein Strolch, den man über der That ertappte, als er aus einem Comptoir die Summe von achtzehnhundert Dollars entwendete. Man führte ihn sofort, statt nach der Polizei, nach dem Versammlungslokal des Sicherheitsausschusses, dessen Mitglieder, durch die Allarmtrommel zusammengerufen, sich in der Zahl von achtzig versammelten und die Untersuchung sogleich vornahmen. Diese nebst dem Verhör nahm übrigens nur kurze Zeit weg, denn es waren Zeugen genug vorhanden, welche den Diebstahl mit angesehen hatten. Auch läugnete der Delinquent nicht, verlangte aber in's Gefängniß abgeführt und vor den ordentlichen Richter gestellt zu werden. Doch hierauf nahm das Comité keine Rücksicht, sondern faßte vielmehr den einstimmigen Beschluß, daß der Dieb innerhalb der Frist von einer Stunde, welche man ihm zur Vorbereitung für den Himmel gewähren wolle, aufzuknüpfen sei. Kaum war dieser Beschluß gefaßt, so verkündete man ihn dem in großer Menge vor dem Lokale zusammengelaufenen Volke, und der Vorsitzer des Gerichts stellte, auf

den Balkon hinaustretend, die laute Frage an das Publikum, ob es dem Urtheil beistimme. „Ja, hängt ihn!" rief Alles, und klatschte lauten Beifall. Nun wurde der Delinquent aufgefordert, seinen letzten Willen aufzusetzen, und überdieß gewährte man ihm einen Geistlichen, der ihm das Abendmahl reichte; aber genau nach Ablauf der bestimmten Frist führte man ihn auf die sogenannte Plaza, um das Urtheil zu vollstrecken. Zweimal versuchten es hier seine Freunde, lauter Diebe, Gauner und Räuber wie er selbst, ihn gewaltsam zu befreien, aber die Comitémitglieder, welche ihn begleiteten, hatten sich mit Seitengewehren und Pistolen bewaffnet und zu gleicher Zeit stellte sich das versammelte Volk dem Beginnen der räuberischen Bande entschlossen entgegen. So wurde es möglich, den Urtheilsspruch zu vollziehen und nach einer Viertelstunde hing der Dieb todt am Galgen. Dieß war die erste richterliche Handlung des Sicherheits-Comité's, allein nun folgten sich die Urtheilssprüche in reißender Schnelle und nicht einen einzigen ehrlichen Mann gab es in ganz San Francisco, der nicht aus vollem Herzen beigestimmt hätte. Bestand ja doch leider ein nur allzu großer Theil der Einwohnerschaft der Stadt aus dem Auswurf aller Länder! Mußte man doch unbedingt zugeben, daß die stets steigende Vermehrung der Verbrecher die Anwendung des Lynchgesetzes zur Nothwendigkeit gemacht habe! Mehr als ein Dutzend Personen, und darunter auch etwelche Frauen, aber alle überwiesene Diebe, Räuber oder Mörder, wurden gehenkt, und über fünfzig Andere, welche als Galgenvögel bekannt waren, transportirte man aus der Stadt, oder führte sie zu Schiffe auf entlegene Inseln, indem man ihnen zugleich drohte, daß man sie sofort aufknüpfen werde,

wenn sie sich wieder blicken ließen. Nun kam eine große Angst über die ganze Bande und wer sich bewußt war, einen schlechten Streich begangen zu haben, nahm sofort freiwillig Reißaus. Allein auch im übrigen Californien duldete man das Gesindel nicht mehr und die sämmtlichen größeren Städte des Staates, wie z. B. Stockton, Sacramento u. s. w. u. s. w. ahmten das Beispiel San Francisco's nach. So kam es im ganzen Staate nach kurzer Zeit zu einer allgemeinen Hetzjagd nach übelberüchtigten Subjekten, und der Richter Lynch spielte überall den Herrn, während die Behörden in vollkommener Unmacht zusehen mußten. Was sagt nun der Leser zu diesem Stücklein? Es ist vollkommen richtig, daß jene Gesellschaft von Männern, welche sich als „Sicherheits-Comité" aufthaten, eine gewaltthätige, von jedem Gesetz unabhängige, und über jede Verantwortlichkeit erhabene Behörde bildete, welche sich auf eigene Gefahr hin anmaßte, über Freiheit, Leben und Tod ihrer Mitbürger abzuurtheilen, aber — wie hätte man es anders machen sollen? In Deutschland freilich würde der Faden der Geduld nicht so bald gerissen sein. Man würde geklagt und gejammert haben, aber man hätte sich gefügt, nur um nichts Ungesetzliches unternehmen zu müssen. In den westlichen Staaten Amerikas jedoch sind die Leute nicht so geduldig, und halten Manches für erlaubt, was bei uns für Aufruhr oder gar Hochverrath gelten würde. Jedenfalls aber ist so viel sicher, daß Californien, sowie insbesondere San Francisco, für einen ordentlichen Menschen erst wieder „existenzfähig" wurde, als das Lynchgesetz daselbst aufgeräumt hatte!

Es bleibt uns nun noch der dritte Fall, in welchem die Amerikaner das Lynchgesetz in Anwendung zu bringen

pflegen, zur Besprechung übrig, der Fall nemlich, wenn für gewisse Handlungen, welche vom Volke, oder wenigstens von einem Theil desselben als verbrecherisch angesehen werden, aus den bestehenden Gesetzen kein verdammender Urtheilsspruch erzielt werden kann. In diesem Falle also ist die Selbstjustiz nicht sowohl gegen die Richter, wegen ihrer schlechten Vollziehung der Gesetze, als vielmehr gegen den Abmangel der Gesetze selbst gerichtet, und es handelt sich darum, eine That oder Handlung zu bestrafen, die eigentlich „gesetzlich gar nicht strafbar“ wäre, während sie doch die öffentliche Meinung für gemeinschädlich hält. „Aber,“ fragt verwundert der Leser, „wo in aller Welt gibt es solche Thaten und Handlungen?“ Ei nun, im Süden von Nordamerika gibt es solche, und um dieß dem Leser klar zu machen, brauchen wir ihn blos an den Artikel vom „Baumwollenbaron“ zu erinnern. Den Sclavenbesitzern nemlich ist, wie bekannt, nichts wichtiger und nichts heiliger, als eben der Besitz ihres lebendigen schwarzen Eigenthums, und ebendeßwegen hassen sie diejenigen, welche ihnen ihre Sclaven auf diese oder jene Art nehmen wollen, auf's blutigste. Unter diesen gegebenen Verhältnissen kann man sich wohl denken, daß es strenge Gesetze gibt, welche die Plantagen-Inhaber in ihrem Niggerbesitz sichern, und Jeder, der einem Sclaven zur Flucht verhilft, oder denselben auch nur zum Entfliehen auffordert, sowie ohnehin Jeder, der unter der schwarzen Brut revolutionäre Gedanken erweckt, wird unnachsichtlich von den Behörden dem Gefängnisse oder gar dem Tode überantwortet. Wenn also irgend ein derartiges Vergehen vorkommt, so kann man sich mit vollem Vertrauen, augenblickliche Hilfe zu erlangen, an den ordentlichen Richter wenden und braucht

keineswegs zur Lynchjustiz zu greifen. Wie nun aber, wenn einer dieser verdammten Abolitionisten, welche vom Norden herab in den Süden kommen, um die Niggerrace aufzureizen und ihren Herren abtrünnig zu machen, — wie, sagen wir, wenn ein solcher Bursche nicht „überwiesen" werden kann, d. h. wenn man ihn nicht über der That ertappt, sondern blos „vermuthet", daß er „die Absicht hege", abolitionistische Versuche zu machen? Soll man in diesem Falle den Schlingel „ungerupft" laufen lassen, oder soll man ihm nicht vielmehr den Laufpaß aus dem Lande geben, und zwar mit einem Denkzettel, der ihm für sein ganzes übriges Leben nicht aus dem Kopfe kommt? Ja, soll man es überhaupt dulden, daß ein Mensch, welcher das Sclaveninstitut für keine göttliche Anstalt ansieht, die Frechheit habe, in den Sclavenstaaten sein Quartier aufzuschlagen, oder soll man nicht vielmehr einen solchen bösen Geist „austreiben", gerade wie man im Mittelalter die höllischen Geister aus den Besessenen trieb? Gesetze kann es natürlich in dieser Beziehung keine geben, denn Gedanken sind bekanntlich zollfrei, und die „Muthmaßung", daß dieser oder jener abolitionistisch „denke", läßt sich unmöglich beweisen! Allein gerade deßwegen nimmt man im Süden in solchen Fällen das Gesetz selbst in die Hand und straft einen solchen vermeintlichen Sünder und vermuthlichen Revolutionär aus höchst eigener Machtvollkommenheit, d. h. man straft ihn wegen seiner möglicherweise nicht sclavenfreundlichen Gesinnung. Ein paar Beispiele werden die Sache dem Leser am besten klar machen.

Nach der guten Stadt Nashville, der Hauptstadt des Sclavenstaates Tennessee, war vor verschiedenen Jahren ein Yankee gekommen, und hatte sich daselbst als Grocer

oder Allerweltskrämer niedergelassen. Der Mann gebärdete sich so, als ob er der größte Freund des Sclaventhums wäre, und schimpfte bei jeder Gelegenheit ganz entsetzlich auf das Corps der Abolitionisten. Auf diese Art konnte es ihm nicht fehlen, daß er nach und nach einen großen Zulauf erhielt, denn man hielt ihn allgemein für einen eifrigen Anhänger des herrschenden Systems, besonders da er auch noch gegenüber den Herren Plantagenbesitzern den Unterthänigen spielte. Nur allein ein Concurrent von ihm, d. h. ein anderer Grocer, der im Lande geboren war, und den das Glück des Nordländers mit tiefem Neid erfüllte, traute ihm nicht ganz und paßte ihm auf allen Wegen und Stegen auf, ob er ihn nicht auf einer conträren Denkungs- und Handlungsweise erwische. Ja in vertrauten Kreisen erlaubte er es sich sogar, den fremden Eindringling geradezu zu verdächtigen, und für ein geheimes Mitglied einer jener im Verborgenen nistenden Abolitionistenlogen, welche im Süden so furchtbar verhaßt sind, zu erklären. Man muß nemlich wissen, daß die Abolitionisten oder Sclavenemancipationsfreunde in den Vereinigten Staaten eine weit verzweigte Gesellschaft bilden, welche sogar tief unten in den Baumwollenstaaten ihre Logen besitzen, und obwohl es äußerst gefährlich ist, einer solchen Loge anzugehören, denn wenn die Sache herauskommt, darf man der härtesten Strafe gewiß sein, so gibt es doch immer einzelne entschlossene Männer, die sich in den Geheimbund aufnehmen lassen. Sie spielen dann die Agenten, welche die Schwarzen zur Flucht verlocken, und sind denselben zugleich zum Entkommen aus dem Lande behülflich. Um dieß aber möglich zu machen, hat man für den Süden eine eigene Beförderungsmanier erfunden, den sogenannten „Unter-

ground-railway", d. h. die unterirdische Eisenbahn, welche übrigens mit einer wirklichen Eisenbahn nichts zu schaffen hat, sondern ganz einfach darin besteht, daß man einen Neger, welchen man überredet hat, seinem Herrn zu entlaufen, in das Haus irgend eines heimlichen aber nicht als solcher verdächtigen Abolitionisten bringt, ihn dort, bis der erste Sturm des Nachforschens vorüber ist, verbirgt und dann bei nächtlicher Weile in guter Verkleidung in das nächste Städtchen zu einem andern Logenmitglied schafft, das seinerseits den Flüchtigen abermals weiter befördert, bis derselbe nach dem brittischen Canada, von wo aus keine Sclavenauslieferung stattfindet, entkommen ist. Einer solchen geheimen Loge nun sollte der Grocer nach der Ueberzeugung oder vielmehr Aussage seines neidischen Kollegen angehören, allein es vergingen verschiedene Jahre, ohne daß dieser Verdacht irgend hätte bewiesen werden können, und der Krämer blieb also vollkommen unbehelligt. Nun kam es vor, daß eines Morgens auf einer benachbarten Pflanzung ein Sclave vermißt wurde, und natürlich veranstaltete man augenblicklich die genaueste Nachforschung, wohin derselbe gekommen sein möge. Trotz aller Mühe aber brachte man nichts heraus und sogar die Jäger, welche man mit Bluthunden die ganze Gegend durchstreifen ließ, kamen unverrichteter Dinge wieder zurück. „Die verfluchten Abolitionisten," hieß es nun allgemein, „haben den Flüchtigen auf der unterirdischen Eisenbahn weiter befördert, denn sonst wäre es demselben unmöglich gewesen, der feinen Nase unserer Spürhunde zu entgehen!" Wer waren jedoch diese Abolitionisten? Dieß wußte Niemand anzugeben, denn kein einziger verdächtiger Fremde hatte sich in der letzten Zeit in der Umgegend blicken lassen, und

ebensowenig lebte in Nashville oder gar auf einer der benachbarten Pflanzungen ein Einheimischer, welcher einer solchen That mit irgend welcher Wahrscheinlichkeit bezüchtigt werden konnte. Im Gegentheil schien die ganze Bevölkerung äußerst entrüstet über die Frechheit, einem Sclaven zur Flucht verholfen zu haben, und gerade unter die Entrüstetsten gehörte auch der bewußte Grocer. Dieser nemlich schimpfte nicht blos auf's heftigste über den ganzen Abolitionistentroß, sondern veranlaßte auch seine nächsten Nachbarn, mit ihm gemeinsam ein Wachcomité zu bilden, dessen Aufgabe es sein sollte, jede Wiederholung einer solchen schlimmen That unmöglich zu machen. Trotzdem ließ sich der neidische Kollege in dem Verdachte, den er schon früher gefaßt hatte, nicht wankend machen, sondern suchte vielmehr auch Anderen seine Ueberzeugung beizubringen, und es gelang ihm auch wirklich, einige Gleichgesinnte zu finden, welche den Grocer in ihrem Innern beschuldigten, den flüchtigen Neger bei sich verborgen und dann weiter befördert zu haben. Kaum waren also einige Tage vergangen, ohne daß irgend eine Spur von dem Flüchtling aufgefunden worden wäre, so drangen sie plötzlich, ohne daß der Grocer nur irgend etwas geahnt hätte, in dessen Magazin ein, wo derselbe seine verschiedene Vorräthe aufzustapeln gewohnt war, warfen die leeren Whiskyfässer, die sich daselbst befanden, auf die Seite, und durchsuchten den ganzen Raum auf's Genaueste. Der Grocer wollte ihnen wehren und drohte die Hilfe der Stadtbehörde in Anspruch zu nehmen, wenn sie auf diese Art fortführen, ihn in seinem Eigenthume zu beschädigen, allein die gewaltthätigen Männer kümmerten sich nichts um seine Drohungen, sondern fuhren im Gegentheil in ihrer Nachforschung um so eifriger fort,

je zorniger sich der von ihnen Verdächtigte geberdete. Und siehe da, was war das Ende vom Liede? Es fand sich ein Schuh, wie ihn die Sclaven des Südens zu tragen gewohnt sind, und nun schrien die Eindringlinge, daß dieser Schuh dem flüchtigen Neger gehört, d. h. mit andern Worten, daß der Flüchtling hier verborgen gelegen habe. Natürlich opponirte der Grocer aus Leibeskräften und in der That war auch durchaus kein Beweis vorhanden, daß die besagte Fußbekleidung je einmal an dem Fuße des durchgebrannten Schwarzen befindlich gewesen, sondern sie konnte ebensogut einem andern Sclaven angehören. Ja es ließ sich sogar sehr leicht denken, daß dieselbe von dem Kollegen des Grocer böswilligerweise in das Magazin hineinpraktizirt worden sei, und wenn also eine genaue gesetzliche Untersuchung veranstaltet worden wäre, so hätte sich möglicher Weise die vollkommenste Unschuld des Grocer herausstellen können, allein eine solche Untersuchung anzustellen oder zu erlauben, daß sie angestellt werde, fiel natürlich Niemanden ein. Im Gegentheil ergriffen die Eingedrungenen den Schuh, rannten mit ihm durch die Straßen und brüllten, daß nun die Höhle, in welcher der flüchtige Sclave verborgen gelegen, entdeckt worden sei. Auf dieses Geschrei hin sammelte sich alsbald ein Haufe müssigen Volkes und dieser Mob stürmte wuthentbrannt auf den Grocersladen zu, schlug alles, was sich daselbst vorfand, kurz und klein zusammen, steckte den Trümmerhaufen in Brand und hätte sicherlich den Grocer selbst ebenfalls dem Feuertode überantwortet, wenn es desselben habhaft geworden wäre. Zum Glück jedoch sah dieser gleich nach dem Auffinden des Schuhes ein, was kommen würde, und machte sich so schnell als möglich auf die Flucht. Auch gelang es ihm wirklich,

mit heiler Haut zu entkommen, ohne Zweifel durch die Hilfe einiger geheimen Freunde, allein sein Eigenthum wurde wie gesagt vollständig zerstört, ohne daß ihm je trotz aller angestellten Klagen irgend ein Ersatz geleistet worden wäre, und eben so wenig durfte er es wieder wagen, nach Nashville zurückzukommen, denn sonst hätte er sein Leben riskirt.

Ein anderes noch schlagenderes Beispiel ist folgendes. Vor einigen Jahren ließ sich in einem Städtchen des Staates Alabama ein Deutscher mit Namen Dowiat nieder, um sich daselbst auf irgend eine Weise seine Lebensexistenz zu gründen. Diesen Dowiat kennen ohne Zweifel verschiedene unserer Leser, denn er spielte vor einem Dutzend Jahre, als der Deutschkatholicismus aufkam, eine ziemlich hervorragende Rolle in unserem Vaterlande. Um so mehr werden sie sich also für sein Schicksal in Amerika, wohin er, als es mit dem Deutschkatholicismus nicht recht vorwärts wollte, ausgewandert war, interessiren. Genug, der junge Mann kam, nachdem er es vergeblich versucht hatte, in den sogenannten freien Staaten der Union sein Glück zu machen, in den Sclavenstaat Alabama hinab und logirte sich dort in einem kleinen Städtchen bei einer deutschen Familie Namens „Kneusel" ein. Die besagte Familie war, wie sich von selbst versteht, gut „südlich", d. h. sclavenfreundlich gesinnt, oder stellte sich wenigstens, als ob sie so gesinnt wäre, und Dowiat selbst benahm sich ebenfalls in diesem Sinne, so daß man ihm weder aus einer Handlung, noch auch nur aus einem Worte einen Vorwurf hätte machen können. Nun lebte aber in demselben Städtchen ein anderer Deutscher, mit Namen Eßmann, welcher den früheren deutschkatholischen Priester

nicht leiden konnte, und dieser Eßmann brachte in Erfahrung, daß Dowiat ein Jahr zuvor in Waterloo, im Staate Illinois, eine freisinnige, auf Abschaffung der Sclaverei dringende, d. h. abolitionistische Zeitung redigirt habe. Was that er also? Er schrieb an einem Bekannten nach Waterloo und ließ sich eine Nummer dieser Zeitung schicken, und zwar eine solche, in welcher ein fulminanter Artikel „gegen das gehässige Institut der Sclaverei“ stand. Diese Zeitungsnummer zeigte er seinen Bekannten und nun war natürlich das Schicksal Dowiats entschieden. „Was?“ hieß es, „ein solcher Bursche, der noch vor kurzem dem Abolitionismus gehuldigt hat, will sich unter uns niederlassen? Offenbar ist er ein geheimer Spion und wir wollen ihn also auch als solchen behandeln!“ So urtheilten die Leute, welche das Zeitungsblatt lasen und Eßmann schürte tüchtig, daß die Flamme immer höher schlug. Noch in der Nacht lief er mit seinen Anhängern in allen Häusern herum, und stachelte besonders die niederere Volksklasse gegen den vermeintlichen Abolitionisten auf, so daß sich am andern Morgen schon vor Tagesanbruch eine große Menge vor der Wohnung der Familie Kneusel ansammelte. „Heraus mit dem Abolitionisten,“ schrie der Mob wüthend. „Heraus mit dem Hunde, daß wir ihm sein Recht anthun!“ Dowiat lag noch zu Bette, als diese Rufe ertönten, denn er war sehr unwohl, und um ihn zu schonen, trat der Herr des Hauses, der ältere Kneusel, vor's Haus hinaus, die dort Versammelten bittend, daß man den armen kranken Menschen doch gehen lassen möchte. Zugleich versprach er aber auch auf's heiligste, daß er demselben das Entfliehen unmöglich machen, und ihn gleich nach seiner Genesung den Behörden überantworten werde. Damit gab

sich jedoch die wüthende Rotte nicht zufrieden, sondern sie drang vielmehr unter tollem Geschrei in das Haus ein, riß den Armen aus seinem Lager heraus, schleppte ihn, natürlich ohne daß man ihm, trotzdem das Wetter ungemein kalt und unfreundlich war, erlaubt hätte, sich vorher anzuziehen, im Hemde nach einem, unweit der Stadt gelegenen Walde, band ihn dort an einen Baum fest, und mißhandelte ihn so lange mit Stockstreichen und Peitschenhieben, bis das Blut an ihm herunterlief und er ohnmächtig zusammensank. Nun schleppten Einige eine Pfanne mit Theer herbei, während Andere ein Feuer anzündeten, über das man die Pfanne setzte. Darauf rasirte man dem Delinquenten die Haare auf dem Kopfe sowie am Leibe ab und goß ihm sofort den inzwischen flüssig gewordenen Theer über das Haupt, so daß sein ganzes Gesicht, wie auch sein übriger Körper von der ölichten Flüssigkeit wie mit einer Schichte überzogen wurde. Natürlich brachte der furchtbare Schmerz den Unglücklichen alsbald wieder zur Besinnung, und er bat nun auf's flehentlichste, ihn gehen zu lassen. Allein hierum kümmerte sich die gräßliche Bande nicht im Geringsten, sondern schürte vielmehr das Feuer, über welches man die Theerpfanne gehängt hatte, und warf immer neuen Stoff hinein, während sie zugleich den armen Gequälten mit den rohesten Schimpfworten verhöhnte. Auch hatte man kaum wieder eine Portion Theer siedend gemacht, so schüttete man diesen abermals über den Unglücklichen aus, schnitt ihn dann los und wälzte ihn in einem Haufen von Federn, die man zu diesem Behufe herbeigeschafft, herum. So fuhr man fort, bis Dowiat vollständig mit Theer und Federn überzogen war, während das Blut sich überall durch die dicke Kruste hindurchdrängte

und den ganzen Körper roth färbte. Wahrhaftig es war ein grauenerregender Anblick, aber das grausame Herz der furchtbaren Lynchrichter ließ sich hiedurch nicht erweichen! Im Gegentheil wurde nunmehr beschlossen, den Getheerten und Gefederten in diesem seinem gräßlichen Zustande auf den Marktplatz des Städtchens zu führen, ihn dort an einen Pfahl gebunden drei Tage lang, ohne ihm Nahrung und Trank zu reichen, auszustellen, und sodann schließlich mit Spießruthen aus dem Lande zu jagen! Dieser unmenschlichen Beschluß wurde auch in der That buchstäblich ausgeführt, und weder die Polizei noch die sonstigen Behörden der Stadt fanden es für nöthig, das Blutgericht zu sistiren. Drei Tage lang stand Dowiat in seinem Federschmucke am Pranger und als man ihn endlich losband, um ihn mit Peitschenhieben über die Grenze zu treiben, war er mehr todt als lebendig. Dennoch wurde ihm auch nicht ein einziger Streich erlassen, und es ist wirklich als ein Wunder zu bezeichnen, daß er diese furchtbare Tortur überlebte. Freilich die Brandmale an seinem Körper verwischten sich seither nie mehr, und seine Augen hatten durch den heißen Theer so sehr gelitten, daß er beinahe vollständig erblindete, sowie man ihn überhaupt, als er nach drei Monaten im Staate Illinois, in welchen er sich geflüchtet, wieder von seinem Schmerzenslager erstand, gar nicht mehr zu erkennen vermochte.

Also that man dem Dowiat, und was sagt nun der Leser zu dieser Procedur? Man darf übrigens durchaus nicht glauben, daß derartige Schändlichkeiten nur in wenigen vereinzelten Fällen vorkommen, sondern im Gegentheil, das gemeine Volk des Südens ist überall und immer, sobald gegen Jemanden der Verdacht des Abolitionismus sich

regt, augenblicklich bereit, den Verdächtigen zu lynchen, und wenn auch die besseren oder gebildeteren Klassen der Bevölkerung an solchen Gewaltthaten keinen „aktiven" Antheil nehmen, so sind sie wenigstens „stillschweigend" damit einverstanden, und nicken den Frevlern ihren Beifall zu. Jedenfalls aber schreiten die Behörden nie ein, und wenn je später eine Klage von Seiten des Beleidigten angestellt wird, so hüten sie sich wohl, dieser Klage irgend eine Folge zu geben. Vielmehr weiß man aus der Erfahrung verschiedener Jahrzehnte, daß die Theilnehmer an solchen Mobaufläufen stets ungestraft geblieben sind, und zwar einfach deßwegen, weil man die wahren Attentäter herauszufinden schon zum voraus für unmöglich erklärte, und sich auch nie die Mühe gab, nach ihnen zu fahnden. Darf doch, meinen die Herren Baumwollenbarone des Südens, ein getheerter und gefederter Abolitionist froh sein, daß man ihn nur so gelinde strafte, statt ihn zum Strange oder zum Scheiterhaufen zu verurtheilen, wie mag also ein solcher Bursche die Frechheit haben, sich noch zu beklagen?

Auf diese Art tritt die Lynchjustiz als ureigenthümliche Rechtspflege in Amerika auf. Ursprünglich entstand sie, um einen wirklich Schuldigen zur Strafe zu ziehen, und noch jetzt hat sie, besonders in den weniger bevölkerten Gegenden jenes weiten Ländergebietes, keinen andern Zweck; in den sclavenhaltenden Staaten des Südens aber artete sie zum Verbrechen aus, denn dort lyncht die zügellose Menge, nur um ihre Rache an Andersdenkenden zu befriedigen, und um die Barbarei mit dem Siegeskranze zu schmücken.

21.

Eine Wasserleitung en gros.

Die Menschen der Neuzeit lieben es, auf die Vergangenheit hinzuweisen, als auf die Erzeugerin alles Großartigen, mit welcher die jetzige Welt nicht in Concurrenz treten könne. So geschieht's wenigstens immer wenn von „Bauten“ die Rede ist, und in dieser Beziehung gelten hauptsächlich die alten Römer als ein Mustervolk von so außerordentlicher Unübertrefflichkeit, daß wohl kein späteres Geschlecht je darauf Anspruch machen werde, ihnen gleichgekommen zu sein. In der That haben sie auch in dieser Beziehung Ungewöhnliches geleistet und die Ruinen ihrer Werke weisen durch eine Entfaltung von Kräften, auf einen Aufwand von Geld, auf einen Reichthum von Intelligenz hin, daß man mit vollkommener Ehrfurcht zu ihnen aufblickt. Allein wäre es deßhalb unmöglich, ihnen nachzuahmen, ihnen gleichzukommen? Wahrhaftig, daß diese Möglichkeit vorhanden ist, das hat die Stadt Newyork durch ihre Wasserleitung bewiesen!*)

*) Außer Newyork haben noch verschiedene andere bedeutendere Städte Amerikas großartige Wasserleitungen. So z. B. Cincinnati, welches seinen nöthigen Bedarf durch ein Dampfpumpwerk aus dem Ohiostrome bezieht. Das ganze Werk ist übrigens sehr

Es ist ein immenses Werk, ein Werk, das einer eingehenderen Beschreibung wohl werth ist!

Etwa siebenzig englische Meilen oberhalb der Stadt Newyork, nur wenige Stunden vom Hudson entfernt, da wo die Westchestercounty aufhört, in einer von Anhöhen durchschnittenen Gegend entspringen dem felsigen Boden einige mächtige Quellen, die sich nach kurzem Laufe einigen und als ein nicht unbedeutender Bach dem Hudsonstrome zufließen. Dieser Bach oder Fluß — sein Name ist Crotonriver — fließt Sommers und Winters fast gleich stark und sein Wasserquantum ist so mächtig, daß er einen Kessel von zehn Fuß Höhe und tausend Fuß Durchmesser in weniger als einer Stunde bis oben hinauf füllen würde.

---

einfach, denn es besteht außer dem besagten Pumpwerk nur aus einem großen Reservoir, welches fünf Millionen Gallonen Wassers hält und von dem aus die nöthige Röhrenleitung sich über die Stadt erstreckt. Eben deßhalb beliefen sich auch die Herstellungskosten auf kaum achtmalhunderttausend Dollars und wenn man hätte sparen wollen, so wäre man mit einer halben Million ausgekommen. Etwas kunstreichere Bauten sind die Wasserleitungen von San Francisco und Boston, denn die erste führt das Wasser von dem sogenannten Mountainlake, d. h. dem „Bergsee" aus einer Entfernung von zwei Stunden herbei und für Boston muß gar der zwanzig englische Meilen weit entlegene Cochituatesee als Trinkquelle dienen. Am interessantesten jedoch, nach der Newyorker Wasserleitung, sind die Fairmontwerke von Philadelphia, welche von einem Deutschen ins Leben gerufen worden sind. Ihre Anlage fällt schon in das Jahr 1819 und das Eigenthümliche dabei ist, daß das dem Schuylkill entnommene Wasser durch die Gewalt dieses Flusses selbst in die Stadt getrieben wird. Leider jedoch haben wir nicht Raum genug, um uns ausführlicher darüber auszulassen, und müssen den Leser auf die über Philadelphia existirenden statistischen Beschreibungen verweisen.

Auch süß ist das Wasser und fast chemisch rein, so daß es wegen seiner Weichheit zu jeglichem Zwecke verwendet werden kann. Als es sich daher vor jetzt etwa zwanzig Jahren darum handelte, der immer größer werdenden Stadt Newyork, die bisher ihren Bedarf meist nur aus Pumpbrunnen bezog, ein gutes Trinkwasser zu verschaffen, welches für alle Zeiten ausreiche, kam man auf den kühnen Gedanken, besagten Fluß nach der Stadt zu leiten, und in der That ist es nunmehr der Crotonbach, der die ganze Empire City mit ihren zehnmalhunderttausend Einwohnern, sowie mit all ihren Tausenden von Fabriken und Werkstätten mit Wasser versieht und zwar in Hülle und Fülle versieht!

Es war ein riesenhaftes Werk und doch wurde es in wenigen Jahren vollendet! Es war ein Werk, das Millionen und nochmals Millionen — nach unserer Währung etwas über zweiunddreißig Millionen Gulden — kostete, und doch leistete alles die einzige Stadt Newyork! Sechs englische Meilen, also etwa zwei und eine halbe Stunde oberhalb seiner Einmündung in den Hudsonstrom dämmte man den Crotonfluß ab, um ihm eine andere Richtung zu geben. Der Damm kostete unendlich viele Arbeit, denn er ist, bei einer Länge von zweihundertfünfzig und einer Höhe von vierzig Fuß, an der Bodenfläche nicht weniger als siebenzig Fuß breit — eine Breite die sich nach und nach bis auf sieben Fuß zuspitzt — und bildet einen zwei Stunden langen Teich oder See, der fünfhundert Morgen Feldes bedeckt und fünfhundert Millionen Gallonen — eine Gallone ist gleich zweieinhalb Frankfurter oder zweieinviertel württembergischen Maßes — Wassers enthält. Von diesem Damm aus führte man das Wasser in einem be-

deckten, acht Fuß hohen und sieben Fuß breiten, aus Quader- und Backsteinen mit Cement erbauten, sowie durchaus unten und oben gewölbten Canal über Thäler und Berge, durch Moräste und Felsenparthien — wobei nicht weniger als sechszehn Tunnels, die zusammen 6841 Fuß lang sind, nöthig waren, — bis an den Harlemfluß herab, welcher bekanntlich die Grenzlinie der Manhattaninsel, auf der Newyork steht, bildet. Es war eine Strecke von ungefähr vierunddreißig englischen Meilen und man kann sich also wohl denken, daß nicht wenige Schwierigkeiten zu überwinden waren; aber dennoch — so fest ist der Unterbau, so vortrefflich das Material des Gewölbes, so musterhaft die Struktur desselben, daß bis jetzt noch gar nie ein Ausbruch des Wassers stattfand oder auch nur eine Hauptreparatur nöthig wurde.

Wahrhaftig die alten römischen Wasserleitungen sind heute noch in ihren Trümmern für uns ein Gegenstand der Bewunderung und doch dürfte die Frage entstehen, wo größeres geleistet wurde, in Rom oder Newyork! Das Hauptwerk begann nämlich erst, als man den Harlemfluß erreicht hatte, denn wie sollte man mit dem Crotonbache über diesen hinüberkommen? Allein die kühnen Architekten schreckten weder vor der Breite noch vor der Tiefe des Harlem zurück, sondern erbauten eine Brücke, die von vierzehn Pfeilern getragen wird und bei einer Höhe von hundertundvierzehn Fuß über dem Wasserspiegel eine Länge von vierzehnhundertundfünfzig Fuß hat. Ueber diese immense Brücke, welcher man den bezeichnenden Namen „Highbridge", d. h. „die hohe Brücke" gab, legte man kolossale eiserne Röhren, in welche man den ganzen Crotonfluß hineinleitete, und jetzt hatte man das ersehnte Wasser glücklich auf dem

Newyorker Territorium. Nun errichtete man zwischen der sechsundachtzigsten und achtundachtzigsten Straße, sechs englische Meilen unterhalb der Highbridge, sowie fünf Meilen oberhalb der Cityhall einen großen Aufnahmebehälter (das sogenannte „receiving reservoir"), der bei einer Breite von achthundertsechsunddreißig, sowie einer Länge von achtzehnhundertsechsundzwanzig Fuß nicht weniger als 150, sage hundertundfünfzig Millionen Gallonen zu fassen und also die Stadt auf vierzehn Tage mit Wasser zu speisen im Stande ist. Hier herein ließ man den Croton springen und siehe da, das Reservoir war in zwei und ein halb Tagen voll, zum besten Beweis, wie unendlich ausgiebig der Fluß ist! Darauf zwängte man das Wasser wieder in eiserne Röhren, und leitete diese zum sogenannten Vertheilungsbehälter, dem „distributing reservoir", auf Murreys Höhe an der fünften Avenue zwischen der vierzigsten und zweiundvierzigsten Straße. Dieses Reservoir ist bedeutend kleiner, als das erste, denn es bedeckt blos vier Morgen Landes und faßt nicht mehr als zwanzig Millionen Gallonen. Dagegen aber darf man es als das solideste Stück Mauerwerk, das es vielleicht in der Welt gibt, bezeichnen. Um nemlich einen rechten Fall zu bekommen, legte man es vierundvierzig ein halb Fuß höher, als die Straße, und umgab es mit Ringmauern von so gewaltiger Dicke, daß man es vergeblich versuchen würde, mit Vierzigpfündern eine Bresche hineinzuschießen. Allein freilich — es gehört auch etwas dazu, den Druck einer solchen Wassermasse auszuhalten! Es gehören Mauern dazu von zwanzig Fuß Durchmesser, die so fest aus Quadern und Cement zusammengefügt sind, daß sie gleichsam nur eine einzige Felsenmasse bilden! Ist es nun ein

Wunder, wenn die Newyorker auf dieses riesige, einer ungeheuren Festung gleichende Bassin stolz sind? Ist es ein Wunder, wenn jede Woche Tausende von Neugierigen sowohl das große als das kleine Reservoir zum Zielpunkt ihrer Spaziergänge machen, um darüber nachzudenken, wie elend Newyork daran war, ehe es diese immensen Wasserbehälter zur Speisung seines täglichen Bedarfs erhielt? Ist es ein Wunder, wenn täglich hunderte von Gefährten aller Art nach der Highbridge hinausfahren, um die Kühnheit jenes herrlichen Baues zu bewundern und zugleich ihr Auge an der Pracht der Aussicht, welche von diesem hohen Standpunkt aus fast nicht ihres Gleichen hat, zu weiden? Und doch, so staunenswerth auch alle diese Werke sind, so verschwinden sie doch beinahe vor der Riesenhaftigkeit des Teichelnetzes, das von dem „distributing reservoir“ ausgeht. Von hier aus nemlich werden alle Avenues sowie alle Straßen von ganz Newyork vermittelst größerer oder kleinerer Röhren mit Wasser versehen und die Masse dieser Röhren ist eine so außerordentliche, daß sie zusammen eine Länge von mehr als dreihundert englischen Meilen, d. i. von beinahe hundertvierzig deutschen Stunden haben. So hat mans berechnet; allein wie groß wird erst diese Länge sein, wenn Newyork einmal ausgebaut ist und dreimal so viel Häuser besitzt, als zur gegenwärtigen Zeit? Wahrhaftig, dieses Röhrenmeer geht ins Unermeßliche und erweckt nicht blos unsere Anerkennung, sondern unsere Bewunderung, unser Staunen!

Doch, lieber Leser, ich will dich nicht länger mit der statistischen Beschreibung der Newyorker Wasserleitung ermüden. Auch will ich dir nicht hererzählen, wie viele Millionen Quadersteine dazu verwendet worden sind und

was jeder Quaderstein kostete, denn die Aeußerlichkeiten des großartigen Baues kannst Du vielleicht in irgend einem Reisehandbuch über Amerika weit detaillirter auseinandergesetzt finden. Dagegen aber will ich dich mit etwas anderem bekannt machen, was du sonst wohl nirgends lesen kannst, nemlich mit den Wirkungen dieser Wasserleitung, sowie mit dem Einflusse, den sie auf Newyork ausübt.

Kommt man in eine deutsche Stadt, so ist es gar lieblich mitanzusehen, wie überall auf allen freien Plätzen sowie in allen Hauptstraßen und vor jedem öffentlichen Gebäude die „laufenden" Brunnen ihr frisches süßes Wasser aussprudeln. Ja sogar in fast jedem Dorfe oder Dörflein findet man derlei fließende Borne, denn Deutschland mit seinen vielen Bergen und Thälern besitzt einen großen Reichthum von Quellen, welche tief unten in der Erde ihre Wasser sammeln, bis die geheimen unterirdischen Behälter so angefüllt sind, daß sie einen Ausweg suchen und dem hellen Tageslicht zuströmen. Auch setzt man bei uns zu Lande einen großen Stolz darein, solche Quellen in Brunnen zu fassen, und manche Stadt, sowie manches Dorf erhielt seinen Namen von dem „Brunnen" oder „Born", der innerhalb seiner Markung entsprang. Und unsere Vorväter hielten sie hoch, diese Brunnen mit dem nie versiegenden kühlen Trunke und verzierten sie auf kunstvolle Weise, und umgaben sie mit Denkmälern der Baukunst, die jetzt noch hochbewundert von Kennern wie Laien vielfach auf den öffentlichen Märkten zu sehen sind! Man denke nur an die Brunnen von Nürnberg und der andern süddeutschen Reichsstädte; man denke an die Brunnen der größeren Residenzen, deren königliche Mäcene mit

dem Sinn für die Wohlfahrt ihrer Völker auch noch den Sinn für Schönheit verbanden! Doch nicht blos die Vergangenheit, sondern selbst die Neuzeit hat viel hiefür gethan, nur sind die Verzierungen jetzt selten mehr von Stein und Marmor, sondern von feingegossenem Eisen; allein — eine Freude ist's immer, vor einem solchen Brunnen zu stehen, und im heißen Sommer fühlt man sich schon durch den bloßen Anblick des kühlen Bornes wie neu belebt.

Wie ganz anders in den Städten Amerikas und besonders in der Weltstadt Newyork! Man gehe die Straßen auf und ab, man wende sich bald rechts, bald links, man betrachte die sämmtlichen öffentlichen Plätze, sowie alle die großartigen städtischen Bauten, — von einem Brunnen, von einem laufenden Brunnen mit fließendem Wasser kann man nirgends etwas erblicken. Wahrhaftig, man sollte meinen, die ganze immense Empirecity sei dazu verurtheilt, den Tod durch Verdursten zu sterben, denn nirgends, auch nicht an einer einzigen Stelle, läuft eine Wasserröhre! Wohl liegt Newyork zwischen zwei mächtigen Strömen, von denen jeder so tief und breit ist, daß er die größten Kriegsschiffe trägt, aber die Wasser dieser Ströme sind salzig, wie das Meer, in das sie sich an der Spitze der Manhattaninsel ergießen, denn Ebbe und Fluth wechseln ja täglich dreimal und führen das Seewasser viele Meilen weit den Strom hinauf. Wohl findet man hie und da in einer Seitenstraße einen alten hölzernen Pumpbrunnen, so plump und einfach, wie er im ärmsten Neste Deutschlands nicht plumper und einfacher getroffen werden kann; aber das Wasser, das man da mit vieler Mühe heraufpumpt, schmeckt hart und läßt schon nach wenigen

Minuten einen tiefen Satz in dem Gefäße zurück, so daß es fast ebensowenig zu brauchen ist, als das Stromwasser selbst. Ueberdieß wie groß ist denn die Zahl dieser traurigen Pumpbrunnen? Ihrer gibt es nicht so viel in der ganzen Stadt mit ihrer Million Einwohner, um nur für wenige Tausende genugsam Wasser zu liefern! Es ist also eine Wahrheit, obwohl eine traurige, — die Manhattaninsel, welche man auserwählte, um eine Riesenstadt auf ihr zu erbauen, besitzt nicht eine einzige Quelle, auch nicht eine! Nirgends sprudelt das Wasser von der Tiefe herauf, sondern die ganze Insel ist in ihrem „oberen" Theile ein starrer blauer Fels, während sie im „unteren" eine vielleicht viele hundert Fuß tiefe Ablagerung von Meersand bildet. Der Sand sowohl als der Fels fangen das Regenwasser auf und halten es in natürlichen Cisternen fest. Auch errichtete man, um der Natur zu Hülfe zu kommen, künstliche Cisternen, und beförderte dann das dort gesammelte Naß durch Pumpen wieder ans Tageslicht. Aber der Sand wie der Fels theilen dem Wasser von ihrem Geschmacke mit und obwohl diese kalk- und salzartigen Bestandtheile sich nach kurzer Zeit in den Gefässen niederschlagen, so wird doch das Wasser durch sie herbe und fast ungenießbar. Was sollte also aus Newyork werden, wenn es von „diesem" Wasser leben müßte? Ueberdieß — nirgends auf der ganzen Insel eine waldbewachsene Anhöhe, daß man hoffen könnte, mit der Zeit doch noch auf Quellen zu stoßen! Nichts von allem dem, sondern je tiefer man gräbt, um so gewisser findet man endlich Salzwasser! Sieht man also, warum Newyork keine Brunnen besitzt? Sieht man also, warum es noth-

wendig war, die vielen Millionen auszugeben, welche die Wasserleitung, die wir oben beschrieben, verschlungen hat?

Aber, fragt nun der Leser verwundert, warum hat man denn jetzt, da die Wasserleitung besteht, jetzt da Newyork mit einer solchen Masse von Fluidum versehen ist, daß die Stadt auch bei einer dreimal größeren Einwohnerschaft, als sie zur Zeit zählt, desselben genug hat, — warum hat man denn jetzt keine Brunnen errichtet, wo man doch Gelegenheit hätte, deren hunderte oder gar tausende aufzustellen? Der Grund ist ein ganz einfacher und besteht darin, daß der Amerikaner ein „praktischer" Mensch ist. Er will alles „bei der Hand haben", so auch das Wasser; aber — sind denn Brunnen in der That „händig?" Man denke einmal nach, wie es in Deutschland gehalten wird. Muß da nicht Jedermann, wenn er des Wassers bedarf, sein Haus verlassen, um an den Brunnen zu gehen, oder wenn er dieß nicht thun will, muß er nicht besondere Dienstboten halten, nur um das Wasser herbeizuschleppen? Stehen nicht diese Dienstboten oft Viertelstundenweise oder noch länger an dem Wasserquell und warten, bis wieder eine Gölte oder ein Gefäß gefüllt ist, damit dann endlich für sie Raum werde? Stehen sie nicht oft und viel dort nicht des Wassers wegen, sondern nur allein, um sich köstlich mit einander zu unterhalten? Ja ist nicht diese Brunnenunterhaltung bei uns etwas so Herkömmliches und Naturgemäßes, daß sie sogar bereits zu einer eigenen Literatur führte? Sollten also die Amerikaner so thöricht sein, diesen Schlendrian auch bei ihnen einreißen zu lassen? Ueberdieß, selbst wenn sie so thöricht gewesen wären, läßt sich die „Möglichkeit", das Ding auf dieselbe Art wie in Deutschland zu betreiben, auch nur

denken? Wo sollte man denn in einer Stadt wie Newyork die gehörige Anzahl von brunnenlaufenden und brunnenschwatzenden Dienstmädchen nur überhaupt auftreiben? Von zweimalhunderttausend Familien, welche allda wohnen, haben es bei weitem noch nicht vierzigtausend so weit gebracht, einen Dienstboten halten zu können, und wenn auch vielleicht der zehnte Theil dieser Vierzigtausend, d. h. die Reicheren und Vornehmeren der Newyorker Welt sich nicht mit nur Einem Diener zufrieden geben, sondern deren fünf oder sechs ernähren und bezahlen, so sind jene oben angeführten hundertsechszigtausend Familien um so gewisser darauf angewiesen, ohne einen Knecht oder ein Dienstmädchen auskommen zu müssen. Kostet ja doch das geringste Subjekt der dienenden Klasse ohne die Kost, die man ihm reichen muß, jährlich seine sechszig bis achtzig Dollars baar Geld, während ein besserer Dienstbote auf hundert bis hundertundzwanzig Dollars Anspruch macht! Wie sollte nun aber ein gewöhnlicher Arbeiter oder auch ein besser bezahlter Buchhalter oder Clerk eine solche Summe auftreiben können, ohne sich dieselbe am Munde abzusparen? Wahrhaftig in Newyork muß man es lernen, der dienstbaren Geister zu entbehren und daß man es lernt, — dafür ist durch die Wasserleitung gesorgt! „Durch die Wasserleitung?“ fragt man uns verwundert. Ja wohl, antworten wir, durch die Wasserleitung und durch nichts anderes! Jedes Haus in Newyork, es mag einen oder zehn Stock hoch sein, es mag in der oberen oder in der unteren Stadt liegen, es mag einem Palaste gleichen oder einer Bettlershütte, — jedes Haus hat das Trinkwasser im Hause. Zuerst findet man es in der Yard, d. h. im Hofe; dann im Basement, d. h. in der Kellerwohnung;

darauf in der ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften oder zehnten Etage, und endlich sogar noch unter dem Dache, oder gar auf demselben, wenn es irgend möglich war, es dort anzubringen. Durch die Mitte der Straßen, Berg auf und Berg ab, links und rechts, kreuz und quer führen große Röhren, die von dem „distributing reservoir" gespeist werden, und von den großen Röhren führen dann kleinere in jedes Haus, in jedes Stockwerk, in jedes Zimmer oder wohin man das Wasser nur haben will. Nicht selten zählt man unter einem und demselben Dache dreißig, vierzig, ja fünfzig Wohnungen. Dieß sind die sogenannten „Tenanthäuser", denen wir in Kleindeutschland schon begegnet sind, d. h. die Häuser, worin die Arbeiter, die sich mit einem einzigen Wohn- und Schlafzimmer zufrieden geben müssen, weil sie keine größere Räumlichkeiten bezahlen können, einquartirt sind; aber — von all den fünfzig Familien hat jede das Wasser im Wohnzimmer. Man braucht nur den Hahnen zu drehen, der an der Wasserröhre angebracht ist, so sprudelts gut fingersdick heraus und sprudelt fort, stunden-, tage- und wochenlang, bis man den Hahnen wieder schließt. Somit hat Jedermann das Wasser gleich bei der Hand und man braucht keine fünf Schritte weit zu gehen, um sich mit demselben bis zum Ueberfluß zu versehen. Wie stünde es nun aber ohne diese Einrichtung? Wie wäre es möglich, daß die hundertsechszigtausend Familien, die keinen Dienstboten halten können, auskämen und fertig würden? Wahrhaftig, es würde schwer halten, oder vielmehr es wäre rein pur unmöglich! Auf der Hausfrau ruht in einer großen Fabrik- und Handelsstadt beinahe Alles, denn der Mann ist im Geschäft. Sie hat zu waschen und zu bügeln; sie

hat zu nähen und zu kochen; sie hat die Kinder anzuziehen und zu erziehen; sie hat das Zimmer zu reinigen und die Betten in Ordnung zu erhalten; kurz ihr liegt das ganze Hauswesen ob. Allein wie will sie das alles thun und noch dazu nebenher vielleicht Westen nähen oder Mantillen sticken, oder sonst ein geldeinbringendes Geschäft treiben, wenn sie an den Brunnen muß, um Wasser zu holen? Wie viele Zeit ginge da nicht jeden Morgen verloren, da sie sich doch vorher, ehe sie das Haus verließe, correct anziehen müßte? Ja wie oft müßte sie sich nicht geradezu verdoppeln oder verdreifachen, damit sie der Pflicht, die Kinder zu hüten, am Herde zu kochen und am Brunnen Wasser zu holen, zu gleicher Zeit nachkommen könnte? Dieses alles aber wird ihr möglich und sogar sehr leicht möglich, sobald sie das fließende Wasser neben sich im Zimmer hat.

Sieht man nun, warum die Newyorker, trotz der Fülle des Wassers, die ihnen der Crotonfluß täglich liefert, dennoch keine öffentlichen Brunnen errichteten, sondern vielmehr in jede Stube einen Privatbrunnen hineinprakticirten? Beim Himmel, die Wasserleitung mag Millionen gekostet haben, aber sie erspart jährlich auch Millionen! Wir haben oben gesehen, wie hoch ein gewöhnliches Dienstmädchen in Newyork zu stehen kommt, nemlich auf mindestens sechszig Dollars. Rechnen wir nun dazu, daß dasselbe für Kost und Logis zum mindesten ebensoviel in Anspruch nehmen würde, — wie hoch beläuft sich dann die Summe, wenn jährlich hundertundsechszigtausend Dienstboten erspart werden? Auf beinahe zwanzig Millionen Dollars! Gesetzt der Fall aber, es werden auch nur achtzigtausend Dienstboten durch die Wasserleitung über-

flüssig, so ist doch das indirekte Erträgniß der letzteren ein ungeheures und die ganze Einrichtung machte sich demnach schon in wenigen Jahren bezahlt. Freilich die Poesie der Marktbrunnengeschwätze mußte vollständig entbehrt werden, allein was will der Amerikaner von der Poesie? Der praktische Nutzen geht ihm über alles, denn die Poesie trägt kein Geld ein!

Ist nun schon die Wirkung der newyorker Wasserleitung in Beziehung auf das Dienstbotenwesen eine ungemein werthvolle, so zeigt sich dieselbe als eine wirklich großartige, wenn man die vielen Fabrikgeschäfte und Maschinenwerkstätten, sowie die Bierbrauereien, Gerbereien und Schlächtereien, bei welchen allen das Wasser ein Hauptbedürfniß ist, in Betracht zieht. Nehmen wir nur z. B. eine Bierbrauerei an, — wären da nicht verschiedene Knechte nöthig, um das Wasser aus der Tiefe herauszupumpen oder von den laufenden Brunnen herbeizuschleppen? Ja müßte man nicht bei irgend größerer Ausdehnung des Geschäfts sogar Pferde halten, um das nöthige Fluidum in Fässern herbeizuführen? Ueberdieß wie viel weitere Hände wären nicht nöthig, um den Kessel oder die Pfanne zu füllen und um das gehörige Wasserquantum zum Ausschwenken und Putzen der Maischbütte, der Kühle, sowie der vielen Fässer an Ort und Stelle zu tragen? Jetzt aber, — hat man nicht das Wasser im Keller, das Wasser am Kessel, das Wasser an der Maischbütte? Kann man nicht an den nächsten besten Hahnen einen Schlauch befestigen, um einen armsdicken Strahl auf die Kühle hinauf, oder wohin man sonst will, springen zu lassen? Wahrhaftig drei Männer mit zwei Rossen sind in einem nur mittelgroßen Geschäft durch die Wasserleitung zum min=

desten erspart und was an Zeit erspart wird, das ist noch mehr werth. Was aber von den Bierbrauereien gilt, das gilt auch von einer ganzen Menge anderer Geschäfte, bei denen man des Wassers nicht entbehren kann, und die meisten derselben sind erst entstanden seit der Crotonfluß hereingeleitet worden ist. Ja ihm allein verdanken sie ihre Existenz und Existenzfähigkeit und sie hätten also alle Ursache, sich ihm recht dankbar zu erweisen. Aber — wie halten sie es in dieser Beziehung? Wahrhaftig recht rücksichtslos und verschwenderisch, denn sie gehen mit dem Wasser um, als ob ein Meer auszuschöpfen wäre. Da gibt es deren eine Menge, welche täglich mit zehn oder höchstens zwölf Eimern auskommen könnten und die sogar, wenn man das Wasser pumpen oder herbeiführen lassen müßte, an acht oder zehn Eimern genug hätten; allein wie viel brauchen sie unter den gegebenen Verhältnissen? Nicht weniger als fünfzig, sechszig oder hundert Eimer! Man hats ja und braucht nicht zu sparen! Ganz auf dieselbe Weise geht man auch in den Privatfamilien mit dem Wasser um und die Dienstboten verschleudern es, als ob man gar keinen Werth darauf legen müßte. Allein trotz dieser immensen Verschwendung und trotz dem, daß daß fast Jedermann ums Dreifache mehr braucht, als er naturgemäß nöthig hätte, trotz allem dem gabs noch keinen Sommer in Newyork, in welchem Wassermangel eingetreten wäre. Ja nicht einmal die Hitze hat Einfluß auf den Crotonstrom, die Hitze, die doch oft so wahnsinnig groß ist, daß Menschen und Vieh auf der Straße umfallen, als wären sie Fliegen! Nur allein wenn einer der großen dicken Teichel, von denen wir oben sprachen, oder eine der Hauptröhren, die über die Highbridge führen, beschädigt

wird; nur dann, wenn man denken muß, die großen Reservoirs könnten sich, weil die Ausbesserung einige Wochen in Anspruch nimmt, entleeren; nur dann wird den Leuten angesagt, sie möchten mit dem Wasser ein wenig schonender umgehen. Man „befiehlts" ihnen nicht, sondern „bittet" sie blos darum, in der Hoffnung, daß Jedermann die Bitte respectiren werde, und das höchste, was je geschieht, ist, daß man recht ausgedehnte Geschäfte veranlaßt, ein- oder zweimal in der Woche mit dem Wasserverbrauch auszusetzen, bis die Röhren wieder hergestellt sind. Man kann aber fünf Jahre und länger in der Hauptstadt des Staates Newyork leben, ohne von einem solchen Befehl zu hören, zum besten Beweis, wie vorzüglich die Construction der ganzen Leitung ist!

Der Vortheil, den die Wasserleitung dem Einwohner von Newyork bietet, liegt also auf der platten Hand; allein wir gehen noch weiter und behaupten, daß diese Stadt gar nie das hätte werden können, was sie geworden ist, wenn die Wasserleitung nicht wäre. Im Hafen von Newyork, dem besten, geschütztesten und größten der Vereinigten Staaten liegen täglich im Durchschnitt zweitausend Schiffe, Schooner und Barken. Hunderte kommen heute und hunderte gehen morgen ab. Es ist ein Wald von Masten, eine Stadt von schwimmenden Fahrzeugen! Wie könnte man nun aber all diese Schiffe, die täglich den Hafen verlassen, um eine kürzer oder länger andauernde Fahrt anzutreten, mit Wasser versehen, wenn die Wasserleitung nicht wäre? Das Wasser ist bekanntlich für ein Schiff noch nothwendiger, als der Proviant, und es müssen daher täglich viele tausend Tonnen mit diesem Elemente gefüllt werden, allein wie viele Menschen, wie viele Pferde,

wie viele Fuhren wären nicht nöthig, wenn man all diese Wasserquantitäten von entfernteren Brunnen herbeizuschleppen hätte? Nunmehr jedoch, so wie die Sachen jetzt stehen, dreht man den Hahnen in der großen Wasserröhre, die an den verschiedenen Docks vorbeiführt, legt den Schlauch an und in wenigen Stunden sind alle Fässer voll. Ja das ganze Geschäft geht vor sich, ohne daß mehr als ein einzelner Mann nöthig wäre, die Füllung zu leiten! Sieht man nun was der Crotonaquadukt für Newyork thut?

Wahrhaftig, es ist etwas Großartiges um diese Wasserleitung! Für die Frauen so bequem und händig, für die Gewerbe so nützlich und zeitsparend, für die Schifffahrt so praktisch und unentbehrlich! Wie nun aber erst für den Luxus! Der Leser sieht vielleicht bei diesem Wort etwas verwundert auf, denn er denkt, wenn man Luxus treiben wolle, so trinke man kein Wasser, sondern Champagner. Allein vom Trinken ist auch nicht die Rede, sondern vielmehr vom Baden. Wie viele Städte — um von Städtchen oder Dörfern gar nicht zu reden — wie viele Städte gibt es nicht in Deutschland, in denen auch nicht eine einzige Badeanstalt existirt? Meistens muß man, wenn man sich den Genuß der Körperabschwemmung verschaffen will, nach dem nächsten Fluß, dem nächsten See hinfahren, aber — wie weit entfernt ist nicht dieser nächste Fluß, dieser nächste See? Darum kennen Hunderte bei uns zu Lande das Baden nur vom Hörensagen und Tausende kommen im Jahre blos einmal dazu, sich dieses Labsal zu verschaffen. Ja sogar in größeren Städten gilt das Baden als Luxusartikel, denn man trifft in ihnen meist nur eine einzige, höchstens zwei Badeanstalten, und der gemeine Mann kann sich ihrer gar nicht bedienen,

weil sie ihm zu theuer sind. Wie ganz anders in Newyork! Nicht blos hat man da die beiden großen Ströme, den Northriver und den Eastriver, an deren Ufern die großartigsten Badeanstalten bestehen. Nicht blos hat man da in der Mitte der Stadt eine Menge von Badstuben, welche gewöhnlich von Barbieren neben ihren Rasiranstalten gehalten werden und so wohlfeil sind, daß sie fast jeder benützen kann. Nicht blos hat man da die sogenannten Arbeiterbäder, d. h. jene ausgedehnten Armengesellschaftsbadeanstalten, in welchen man für drei Cents, also für vier und ein halb Kreuzer denselben Comfort genießt, wie der Reiche in Deutschland für einen halben Gulden. Nicht blos hat man dies alles, sondern der Luxus wird noch viel weiter getrieben und es gibt kein einziges nur halbwegs gentile Privathaus, das nicht mit seiner eigenen Badeanstalt versehen wäre. Nicht selten, besonders wenn man in der Mitte der Stadt wohnt, ist es ziemlich weit an einen der beiden Flüsse und die geschäftsthätigen Bewohner von Newyork lieben es nicht immer, einige Stunden zu opfern, um ein Bad zu nehmen. Ebenso unbequem finden sie es oft, irgend eine der öffentlichen Badeanstalten zu benützen, und Viele halten es sogar für despektirlich, dahin zu gehen, wo alle Welt hingehen kann. Umgekehrt aber macht es gar keine Mühe, sich im eigenen Hause seine Badstube einzurichten, da man ja im untersten, wie im obersten Stockwerke fließendes Wasser hat. Man darf ja nur einen Schlauch an den Wasserhahnen anschrauben und denselben in einen Badzuber richten, so hat man wenigstens ein kaltes Bad; im Winter aber, während dessen der Kochofen den ganzen Tag gefeuert wird, weil man sich der wenig kostenden Steinkohlen bedient, — wie

leicht ist es da nicht, einen blechernen Cylinder über dem Ofenrohre anzubringen, welcher eine ganze Familie tagtäglich mit warmem Wasser zum Baden versorgt? So kann sich jeder, der nur halbwegs ordentlich wohnt, mit ganz wenigen Kosten seine eigene Badeanstalt herrichten; der Vermögliche aber, welcher sein eigenes Haus besitzt, braucht sich nicht einmal so viele Mühe zu geben, denn es wird in Newyork keine Familienwohnung erbaut, ohne daß zugleich für ein eigenes Badekabinet Sorge getragen würde. Ja die ganz Reichen besitzen solcher Cabinette drei oder vier, das erste für den Vater, das zweite für die Mutter, das dritte für die Kinder und das vierte für die Gäste; wie bequem aber oder vielmehr wie luxuriös dieselben eingerichtet sind, werde ich wohl nicht nöthig haben, hier des Näheren auseinanderzusetzen.

Doch einen weiteren Nutzen der Newyorker Wasserleitung hätte ich beinahe vergessen und zwar einen Hauptnutzen, nemlich den Feuersbrunstlöschungsnutzen. Es gibt keine Stadt in der ganzen Welt, wo es so oft brennt, als in Newyork. Kein Tag vergeht, an dem nicht zwei- oder dreimal Feuerallarm vorkäme; sehr viele Tage aber gibts, an denen sich dieser Allarm zehn- und zwölfmal oder gar noch öfter wiederholt. Auch haben sich die Einwohner der besagten Stadt an dieses oftmalige Brennen schon so sehr gewöhnt, daß keine Seele daran denkt, vom Bette aufzustehen, wenn nicht gerade das Nebenhaus in lichten Flammen steht. Ja, Viele sind so kaltblütig geworden, daß sie vorerst an die Wand fühlen ob diese schon heiß ist, ehe sie sich dazu bequemen, die Kleider anzulegen. Dem Fremden erscheinen diese oftmaligen Feuersbrünste als ein Räthsel, allein es dürfte doch nicht schwer zu errathen

sein, worin sie ihren Grund haben. Die erste Ursache liegt offenbar in der Bauart der Häuser. Obgleich diese nemlich auf den ersten Anblick ganz solid erscheinen, weil ihre äußere Seiten von Backsteinen aufgeführt sind, so verschwindet doch dieser Soliditätsnimbus sobald man ihr Inneres betrachtet, denn dieses ist lauter dünnes Fachwerk und besteht aus nichts als aus Latten, Meerrohr und Brettern. Wenn es da einmal Feuer gefangen hat, dann brennts gleich lichterloh, so ungefähr gerade wie in einer Schwefelhölzlesfabrik. Die zweite Ursache ist im Leichtsinn zu suchen. Man geht überall hin im ganzen Hause mit dem brennenden Lichte in der Hand, und denkt selbst in denjenigen Lokalitäten, in welchen die entzündbarsten Stoffe aufgehäuft sind, an keine Laterne. Ebensowenig ist von andern Vorsichtsmaßregeln die Rede, und man heizt z. B. das ganze Jahr hindurch ein, ohne daß es einem Menschen beifiele, auch nur ein einzigesmal nach dem Schornsteinfeger zu senden. Ist es also da ein Wunder, wenn hie und da ein kleines Feuerchen entsteht? Die dritte und Hauptursache aber muß darin gesucht werden, daß die Bewohner Newyorks dem Feuer „an die Hand gehen“, d. h. daß sie das thun, was man im prosaischen Leben „Brandstiften“ nennt. Was könnte auch ein Kaufmann, der halb bankerott aber gut versichert ist, oder ein Fabrikant, dessen Fabrikate keinen Absatz finden, gescheidteres thun, als daß er seine Barake anzündet? Es gibt ein schnelles Geld, das Brandstiften, wenn nemlich die Sache nicht herauskömmt, und schon mancher Geschäftsmann hat sich dadurch geholfen! Uebrigens darf man nicht glauben, daß in der Empirecity blos Kaufleute und Fabrikanten auf diesen Ausweg verfallen, sondern die Mode des Brandstiftens

hat sich vielmehr in allen Klassen der Gesellschaft eingebürgert. Oder woher käme es denn sonst, daß es am „ersten“ Mai, d. h. an dem großen „Movingstag“, an welchem allgemeiner Wohnungsumzug stattfindet, weil man nur auf diesen Tag einen Miether zwingen kann, das Haus zu verlassen,*) — woher käme es, daß um diese Zeit keine Stunde vergeht, in der nicht die große Glocke von Cityhall ein oder zweimal Allarm schlüge? Die Leute finden es bequemer, ihre alten Möbel verbrennen zu lassen, als sie in's neue Quartier zu schleppen, und die Feuerversicherungs-Gesellschaften müssen den Stoff zur neuen Einrichtung liefern! Doch — mag auch die Ursache der vielen Feuersbrünste, die in Newyork vorkommen, liegen worin sie wolle, Thatsache ist, daß es allda unendlich oft brennt. Wie nun aber, wenn man die Croton-Wasserleitung nicht hätte? Erinnert sich der Leser vielleicht des großen Brandes von 1835? Damals wurden nicht weniger als sechshundertundachtundvierzig Häuser vom Feuer verzehrt, und diese Häuser standen noch dazuhin alle im werthvollsten Theile der Stadt, so daß der Schaden auf nicht weniger als fünfzig Millionen Gulden geschätzt wurde. Aehnliche Brandunglücke, obgleich nicht in so großartigem

---

*) In Newyork hat der Miether vielfache Vorrechte. So steht es ihm z. B. frei, jeden Monat auszuziehen, wenn er nicht etwa einen Vertrag auf mehrere Jahre abschloß. Umgekehrt aber darf ihm der Hauseigenthümer nur auf den ersten Mai aufkündigen, sobald der Hauszins regelmäßig alle Monate bezahlt wird, und sonst keine Unordnungen vorkommen. Man kann sich also wohl denken, daß auf den besagten ersten Mai viele Haushaltungen ziehen müssen, und deßwegen heißt dieser Tag in der newyorker Sprache gewöhnlich nur der Movingsday, d. h. der Tag des großen Umzugs.

Maßstabe, fielen fast jedes Jahr, ja fast jeden Monat vor, und man durfte immer von Glück sagen, wenn nicht ein ganzes Stadtviertel darauf ging, so lange nemlich die Wasserleitung nicht bestand. Nunmehr aber, seitdem diese Einrichtung getroffen ist, mag immerhin ein Feuer entstehen, ohne daß man nöthig hätte, sich darüber zu beunruhigen. Beim ersten Allarmzeichen stürzen die Feuerwehrmannschaften herbei; die eine mit den Spritzen, die andern mit den Leitern und Schläuchen. In zwei Minuten sind die Croton-Wasserröhren geöffnet und in zehn Minuten arbeiten schon sechs von den Spritzen; oben aber auf dem brennenden Hause, gleichsam in der Mitte des Feuers, steht ein Dutzend der verwegensten Feuerwehrmänner und läßt die Schläuche gerade in die Gluth hineinspielen. Mag es also immerhin brennen, das Feuer wird nicht Meister! Es „kann" ja nicht Meister werden, denn Spritzen und Schläuche gießen eine Wassermasse über die Flammen aus, daß man glauben könnte, das Weltmeer entleere sich. Somit kann man eigentlich von keinem „Löschen" sprechen, sondern muß vielmehr diese Art von Bewältigung des Feuers ein „Unterwassersetzen" nennen. In längstens einer Stunde ist beinahe regelmäßig der ganze Akt vorüber und statt der Flammen sieht man nur noch einen mächtigen Rauch und einen großen Haufen von Mauertrümmern. Dagegen aber steht in den Straßen, die zum Brandplatze führen, das Wasser oft einen Fuß hoch und die anstoßenden Häuser nehmen sich gerade aus, wie wenn sie geschwemmt worden wären; so außerordentlich verschwenderisch ging man mit dem nassen Elemente um! Doch was thuts? Der Brand wurde doch wenigstens gelöscht, und zwar so schnell gelöscht, daß nicht einmal ein zweites Haus

Feuer fangen konnte! *) Sieht man nun ein, warum die Leute in Newyork trotz alles Feuerlärmens so ruhig schlafen? Sieht man ein, warum möglicher Weise ein Auktionator ungenirt fortfährt, im ersten Stocke seine Waaren zum Verkaufe auszurufen, während die vierte Etage bereits in lichterlohen Flammen steht? Sieht man ein, warum in den Häusern, die an das brennende anstoßen, kein Mensch daran denkt, seine Effekten zu retten, oder auch nur einzupacken, sondern vielmehr gerade so thut, als ob nichts Ungewöhnliches passirte?

Solcher Art sind die Wirkungen der großen newyorker Wasserleitung, und daß es großartige Wirkungen sind, wird Jedermann zugeben müssen. Um so trauriger ist es aber, daß man mit dem Nützlichen nicht auch das Schöne zu verbinden versteht und den unendlichen Wasservorrath dazu benützt, um an den öffentlichen Plätzen Springbrunnen und andere Wasserwerke zu errichten. Das Reservoir an der vierzigsten Straße liegt so hoch, daß es keines künstlichen Druckes bedarf, um das Wasser in die höchsten Häuser hinauf zu leiten. Somit hätte man die Mittel an der Hand, ohne große Kosten die herrlichsten Fontainen springen zu lassen, und — wäre es nicht eine herrliche Zierde für die Stadt, wenn nur wenigstens jeder größere

---

*) Wie es „sonst" bei einem Brande in Newyork zugeht, und insbesondere, wie sich die Feuerwehrmänner in nur zu vielen Fällen dabei benehmen, d. h. wie sie hie und da statt zu löschen sich gegenseitig mit ihren Feuerspritzen beschießen, und wie Manche von ihnen den Augenblick benützen, um sich die in den brennenden Häusern befindlichen Waaren anzueignen, darüber kann der Leser in der „Alten Brauerei" von Theodor Griesinger das Nöthige nachlesen.

Anmerkung des Setzers.

öffentliche Platz mit einem solchen Werke versehen würde? Allein — solche Spielwerke mögen wohl schön sein und das Auge bezaubern, doch sie tragen nichts ein! Praktisch ist der Newyorker, und den Nutzen einer Sache weiß er auszubeuten, aber Schönheitssinn darf man ihm nicht zumuthen, und noch weniger muß man von ihm verlangen, für derlei „Lappalien" gar vollends Geld auszugeben. Deßwegen sieht man auch in den Parkanlagen, welche sich neben den Palästen der Reichen in der fünften Avenue ausdehnen, nur selten eine Fontaine, und wenn eine da ist, so erscheint sie so dünn und schwach, daß man meinen könnte, es sei ein Kindlein, welches erst wachsen und groß werden müsse. Ebensowenig thut die Stadt Etwas. Ihr Budget ist sehr groß, denn sie gibt jährlich mehr als zehn Millionen Dollars aus, also mehr als manches Königreich der alten Welt, und in mancher Beziehung läßt sie das Geld wirklich verschwenderisch fließen. Dagegen aber genügt ihr ein einziger Springbrunnen vor der Cityhall und selbst mit dieser einzigen Fontaine geizt sie so sehr, daß die Wasser nur dann und wann, d. h. nur bei den festlichsten Gelegenheiten springen dürfen. Liegt hierin nicht ein bischen allzuviel Haushälterisches? Ja, möchte man diese Verfahrungsweise nicht geradezu Knickerei nennen?

Fast noch widerwärtiger übrigens als diese übertriebene Sparsamkeit fällt es auf, daß man den Crotonaquaduct nicht wenigstens zur „Reinlichhaltung" der Straßen verwendet, während es ja doch bekannt ist, daß die Gesundheit mit der Reinlichkeit Hand in Hand geht. Die Herren Stadtväter von Newyork dürften sich nur Philadelphia zum Muster nehmen, dann wüßten sie, was sie zu thun hätten. Dort wird nemlich beinahe alle Morgen —

wenigstens während der heißen Sommermonate — eine Art von Generalwäsche vorgenommen und man überschwemmt nicht nur die Außenseiten der Häuser, sowie die Fenster, die Thüren und die Treppen derselben, sondern auch die sämmtlichen Trottoirs mit nebst den Straßen selbst so vollständig, daß, wenn die Sonne das Naß aufgesogen hat, die ganze Stadt gleichsam in einem neuen Gewande prangt. In Newyork dagegen läßt man den Schmutz zollhoch überhand nehmen, und der Staub wirbelt oft so furchtbar auf, daß man nicht auf fünf Schritte weit sehen kann. Müssen also da nicht böse Ausdünstungen und Miasmen entstehen? Oeffnet man nicht hiedurch den Fiebern und der Cholera die Thüre, während eine alltägliche Abschwemmung der Straßen die Luft abkühlen und purificiren würde? Man sieht also, daß das Sparen nicht überall am Platze ist!

Eine einzige unangenehme Seite hat das newyorker Trinkwasser, nemlich die, daß es im Winter zu kalt, im Sommer aber zu warm ist. Die Röhren liegen nemlich nicht tief genug, um dem Wasser eine gleichmäßige Temperatur zu geben, und wenn man daher im Winter Vorsichtsmaßregeln ergreifen muß, daß die Pumpen in den Häusern nicht einfrieren, so kann man umgekehrt im Sommer nie daran denken, einen kühlenden Trunk zu thun, wenn man nicht vorher Eis unter das Wasser mischte. Eis aber — wahrhaftig es gibt nichts Schädlicheres, als mit Eis abgekühltes Wasser, und schon Mancher hat sich durch einen einzigen jähen Schluck eine lange Krankheit oder gar den Tod geholt. Man darf's also nicht pur trinken, sondern muß ein paar Tropfen Brandy, d. h. Schnapps, darein mischen, allein schmeckt's dann so gut, wie bei uns ein Schluck aus einem Brunnquell?

22.

Die Ladies im freien Amerika.

Wenn man einer eingeborenen Amerikanerin auf der Straße begegnet, so wird man sie stets geputzt und elegant angezogen finden. Dieser Satz gilt sowohl von der Frau oder Tochter des gewöhnlichen Arbeiters, als von der des vornehmen Kaufmanns, und selbst das Weib des Farmers, also das was bei uns eine Bäurin ist, unterscheidet sich in der äußern Erscheinung nur wenig von einer Frau Senatorin, Generalin oder Präsidentin. Alle tragen vielmehr fast ohne Unterschied Werktags wie Sonntags seidene Kleider, nebst atlassenen Hüten, wenn sie ausgehen, und die Differenz besteht beinahe nur in dem Preise des Stoffes, sowie in dem Schmuck, der den Körper nebenbei ziert. Eigentlich „feine" Toiletten trifft man aber nur wenige und besonders wird es einem scrupulösen Beobachter auffallen, daß die Amerikanerinnen fast durchgängig grelle Farben der würdigen Einfachheit vorziehen. So mag möglicher Weise eine Dame Geschmack daran finden, einen grünen Shawl nebst einem roth garnirten Hute zu einem blauen Kleide zu tragen, und wieder eine Andere ahmt vielleicht gar den ganzen Regenbogen nach; allein wird man eine solche Toilette „nobel" nennen dürfen? Ueber=

dieß wo fiele es je einer eleganten Pariserin ein, in einem Putze, der für einen Ball passen mag, auf die Straße zu gehen oder Besuche zu machen? Die Amerikanerin dagegen kennt diesen Unterschied nicht, sondern glaubt, eine Lady zu sein, wenn sie reich angezogen ist und von Seide strotzt.

Wenn nun aber schon hierin, d. h. in der äußeren Umhüllung des Körpers unter den eingeborenen Amerikanerinnen eine so große Uebereinstimmung herrscht, so fällt die Gleichheit der Gesichtszüge und die Aehnlichkeit des Kopfschnittes noch weit mehr auf. Es ist ein und derselbe Typus für alle und man sieht gleich, daß sie sämmtlich der gleichen Race angehören. Ja man könnte sogar glauben, die ganze amerikanische Damenwelt sei aus derselben Fabrik hervorgegangen, so ähnlich sehen die eingeborenen Ladies einander! „Einige" Verschiedenheiten findet man bei genauer Betrachtung allerdings, wie dieß auch nicht anders möglich ist, aber jedenfalls keine „auffallende", während dagegen unter deutschen oder französischen Frauen bekanntlich oft vollständige „Gegensätze" vorkommen. Dieß ist eine in der That auffallende Erscheinung, allein die Wahrheit derselben läßt sich nicht in Abrede ziehen. Somit trifft man weder besonders große oder gar abnorme Häßlichkeiten, noch auch übermäßig plumpe und bäurische Züge, aber ebenso wenig einen üppigen Leibesbau oder auch nur einen vollen runden Arm. Am allerwenigsten jedoch zeichnet sich die eingeborne Amerikanerin durch einen junonischen Busen, respektive durch das, was man „eine klassische Büste" nennt, aus, während sie dagegen beinahe immer ein hübsches Gesicht, eine zierliche schlanke Figur, zarte kleine Händchen und Füßchen, sowie große sprechende Augen hat. Umgekehrt gibt es selten rothwangige Damen mit einer wirklich frischen und

lebhaften Farbe, sondern sie sind vielmehr meist so bleich und zart, daß man glauben könnte, sie tränken Essig, nur um ein recht madonnaartiges Mondscheingesicht zu bekommen. Bei Vielen mangelt es an schönen gesunden Zähnen, offenbar weil der Magen vom vielen Zuckeressen angegriffen ist, und noch Mehrere leiden an einer gewissen Schlaffheit und Mattheit, wie wenn ihnen der rechte Saft und die rechte Kraft ausgegangen wäre. Man darf übrigens durchaus nicht glauben, daß das, was wir hier als allgemeine Regel aufstellen, blos von den vornehmeren Damen gelte, sondern im Gegentheil, die Farmerinnen, d. h. die Bauerntöchter und Bauernweiber auf dem Lande, sowie die Arbeitersfrauen und Handwerkerstöchter in den Städten, haben ganz dasselbe Aussehen, und es gibt keine unter ihnen, die nicht auf den frisch rothen Teint, sowie auf die vollbusige Rundheit der Französinnen oder Deutschen voll Verachtung hinblicken oder gar mit den Fingern deuten würde. Glauben sie doch, daß blos sie allein jenes interessante Wesen an sich hätten, welches Anspruch auf Noblesse machen könne! Sind sie doch überzeugt, daß nur die Weiber roher Völker mit der runden Fülle, welche ihnen total abgeht, gesegnet seien!

Woher kommt nun aber diese eigenthümliche Formation und Konstitution der amerikanischen Frauen und Mädchen? Offenbar einzig und allein von der „Lebensweise". Ein eigentliches „Schaffen", also eine Anstrengung des Muskelsystems kennt die Amerikanerin nicht, und die Eltern hüten sich wohl, ihre Töchter zu einer wirklichen körperlichen Thätigkeit zu erziehen. Händearbeit ist zu gemein und schmeckt zu sehr nach dem Helotenthum der alten Spartaner, als daß sich eine freie Bürgerin des freiesten

Staates der Welt damit abgeben dürfte. Ja nicht einmal das Spazierengehen, also die Bewegung der Füße, liebt sie und daher kommt es wohl auch, daß es in ganz Nordamerika so wenig schöne Promenaden gibt, während wir in Deutschland auf deren Herstellung so viele Mühe verwenden. Eine ächte Amerikanerin sitzt vielmehr den ganzen Tag in ihrem „Rocking chair", d. h. in ihrem „Schaukelstuhl", welcher wie bekannt die Eigenschaften eines Altvatersessels und einer Kinderwiege in sich vereinigt, und wenn sie denselben je verläßt, so geschieht es nur, um sich auf einen gepolsterten Sopha zu werfen, oder sich im Lotterbette zu dehnen. Bei einer solchen Lebensmanier kann natürlich weder der Körper Kraft, noch das Muskelsystem Elasticität gewinnen, und es erklärt sich somit das Gewächshauspflanzenartige einer Amerikanerin ganz von selbst. Das ewige Sitzen auf dem Schaukelstuhle hat aber noch eine andere Folge, nemlich die, daß die geschlechtlichen Triebe allzufrühe aufgereizt werden, und man wird daher stets finden, daß ein amerikanisches Mädchen im vierzehnten Jahre bereits viel weiter ist, als eine Europäerin im zwanzigsten. Sie ist stets, was man sagt „frühreif" und die Mütter tragen so viel als möglich dazu bei, diese Frühreifheit auf die höchste Spitze zu treiben. Gibt man ja doch beinahe in jedem Hause, welches ein nur halbwegs anständiges Auskommen hat, für die Leibesdescendenten sogenannte „Kinderbälle" und „Kindergesellschaften", bei welchen es gerade so zugeht, wie bei den Bällen und Gesellschaften der Erwachsenen! Unterhalten sich doch bei solchen Gelegenheiten die jungen Dämchen, von denen man glauben sollte, sie können noch keine Fünfe zählen, mit ihren kaum ältern Tänzern auf ganz dieselbe Weise, als

bei uns eine kokette Liebhaberin mit ihrem Curmacher! Dieses Verhältniß dehnt sich dann natürlich immer weiter aus; die junge Bekanntschaft wird fortgesetzt und der kleine Liebhaber stattet seiner Auserkorenen regelmäßige Besuche ab und begleitet sie in das Institut oder die Schule. Im zwölften Jahre ist die Kleine bereits so gut wie emancipirt und spielt die „Lady", d. h. die erwachsene Jungfrau, welche sich selbst zu regieren vermag. Von nun an duldet sie durchaus keine Bevormundung mehr und die Mutter, welche keine Ruhe hatte, als bis sie ihr Töchterchen zu einem ebenso zierlichen als schwächlichen Modepüppchen heranzog, freut sich ungemein über die Bestrebungen dieses Kindes: „Lady like" zu sein, d. h. sich wie eine Weltdame zu betragen, und mit den Prätentionen einer solchen aufzutreten. Ist dann vollends die Tochter schön, — nun dann commandirt sie alles im Hause, wie wenn sie die Herrin desselben wäre, und sogar der Vater wird nach gar nichts mehr gefragt. Es ist genug, wenn er das Geld hergibt, dessen man zu den theuern Kleidern und zu den noch theureren Vergnügungen benöthigt ist; im Uebrigen aber kümmert man sich wenig oder gar nichts um ihn und es ist der Tochter ganz gleich, ob er bei den Gesellschaften, die sie nunmehr gibt, gegenwärtig ist oder nicht. Derlei Gesellschaften bestehen natürlich ganz allein aus jungen Leuten, welche die Fräulein Tochter einzuladen für gut findet, und die Hauptsache dabei ist, wie sich von selbst versteht, das Tanzen. Wo gäbe es denn ein Vergnügen für junge Damen, wenn das Tanzen nicht dabei wäre? Eben darum heißen diese Unterhaltungen auch „Hops", ein Wort, das aus dem deutschen Hopsen oder Hüpfen entstanden ist, und man darf darauf rechnen, daß es da immer

recht „springinsfeldmäßig“ zugeht. Ja „Ungenirtheit“ im vollsten Sinne des Wortes ist die Losung bei solchen Gelegenheiten und von einer Oberaufsicht der Mutter über das junge Volk sieht man nur selten etwas. Im Gegentheil befindet sich die letztere während der ganzen Abendunterhaltung meistentheils im Nebenzimmer, nur allein damit beschäftigt, die Speisen und Erfrischungen für die jungen Gäste zu arrangiren, so daß diese auf keine Weise gehindert sind, sich nach Belieben zu amüsiren. Da wird denn dann in den Zwischenpausen, während deren man vom Tanzen ausruht, unendlich viel gelacht und geplappert; aber es fehlt den Gesprächen, sowie der ganzen Unterhaltung jeder solide Anstrich, sowie ohnehin jeder geistreiche Inhalt, weßhalb auch wirklich intelligente Männer von einem solchen Treiben vollständig angeeckelt werden. Dagegen aber fühlen sich die jungen Leute ganz glücklich und kommen bald auf einen solch' freundschaftlichen Fuß mit einander zu stehen, daß nur noch wenig bis zur Vertrautheit fehlt.

Ist nun ein junges amerikanisches Fräulein einmal so weit, daß man ihr erlaubt, „Hops“ oder Gesellschaftsabende zu geben, so tritt sie, auch wenn sie erst vierzehn Jahre zählen sollte, in das Stadium der Volljährigkeit ein, welches ihr vollständige Freiheit gibt, über sich und ihre Zeit zu verfügen. Sie hat also von jetzt an nichts mehr zu thun, als entweder sich wollüstig im Rocking-chair hin und her zu schaukeln und nebenbei Romane zu lesen, oder auch Besuche zu machen und Besuche anzunehmen. Auch macht sie von dieser ihrer Freiheit den ausgedehntesten Gebrauch, und nimmt sich gar vieles heraus, was bei uns als unschicklich, wenn nicht gar als unsittlich

gelten würde. So kann es ihr z. B. einfallen, ganz allein, oder nur von einer Freundin begleitet, einen Icecreamsalon zu besuchen, um allda ihrem Gelüste nach Gefrorenem zu fröhnen, und kein Mensch denkt daran, ihr hierüber Vorwürfe zu machen. Ein anderes Mal zieht sie es vor, mit einer Gesellschaft von Männern, ohne daß ein anderes Frauenzimmer dabei wäre, eine Spazierfahrt zu machen, und wieder ein anderes Mal besucht sie, nur allein von einem jungen Freunde begleitet, das Theater oder das Concert und läßt sich vielleicht erst spät in der Nacht von diesem ihrem Freunde nach Hause führen. Ja es kommt ihr sogar nicht darauf an, mit verschiedenen anderen Herren und Damen zusammen ein Seebad in freiem Bassin zu nehmen, natürlich jedoch nie ohne daß sie sich vorher mit einer passenden Badekleidung versehen hätte; allein wenn dann die naßgewordenen Kleider sich hart an den Körper anschmiegen, so daß die Formen des Leibes nur zu lebhaft hervortreten, so macht ihr dieß auch nicht den geringsten Scrupel, und ebensowenig findet sie es für nöthig, ihre Blicke von ihren männlichen Mitbadenden, deren Beinkleider nicht weniger „schmiegsam“ sind, abzuwenden. Kurz eine junge amerikanische Lady ist vollständig „emancipirt“ und sie mag sich daher befinden, wo sie will, sei's auf der Straße, oder in einem Putzladen, oder auch zu Hause, so wird sie nie mit bescheiden niedergeschlagenem Blicke einhergehen, denn von der blöden Schüchternheit unserer deutschen Jungfrauen hat sie gar keinen Begriff. Im Gegentheil sieht sie den Herren, welchen sie etwa begegnet, so keck in die Augen, daß man es fast „frech“ nennen könnte. Auch wartet sie nicht, bis man sie grüßt oder anredet, sondern sie selbst ist es vielmehr, welche zuerst grüßt und spricht.

Bei uns zu Lande würde man ein solches Betragen vollkommen unschicklich finden, in Amerika aber wundert man sich nicht einmal darüber, wenn die jungen Damen den jungen Herren „Fensterparade" machen, — was braucht es also noch weiter Zeugniß für die „Emancipirtheit" der jungen Ladies?

Eine unumgängliche Nothwendigkeit für jede junge Amerikanerin ist es, einen sogenannten „Beau" zu haben, und zwar erstreckt sich diese Sitte bis in das geringste Farmershaus. Unter diesem Beau darf man übrigens keineswegs einen „Stutzer" verstehen, was das Wort in England bedeutet, und noch weniger einen wirklich erklärten „Liebhaber", wie in Frankreich geschieht, sondern der amerikanische Beau hat vielmehr eine ganze Menge von Obliegenheiten zu erfüllen, und ist dasjenige, was der Italiener den „Cicisbeo" nennt. Als galanter Ritter hat er seine Dame in die Kirche oder in's Theater zu begleiten; auf den Bällen hat er mit ihr zu tanzen; auf den Spaziergängen ist er ihr steter Begleiter; bei der Besichtigung von irgend einer Merkwürdigkeit spielt er den Cicerone; auf Reisen macht er den Marschall und zu Hause liegt ihm ob, in jeder Beziehung den Galanten zu spielen. Somit ist er zu gleicher Zeit Chapeau, Courmacher und dienstthuender Kammerherr, oder mit einem Wort der „Cavaliere servente", dessen ein junges Fräulein, selbst wenn sie eine Handwerkerstochter wäre, unmöglich entbehren kann. Auch betrachtet sie ihn so sehr als vertrauten Freund, daß sie ihn zu jeglicher Dienstleistung verwendet, während sie sich umgekehrt nicht im geringsten genirt, ihn in alle ihre Geheimnisse einzuweihen. Mit ihm geht sie Arm in Arm, ihn nimmt sie an der

Hand, ihm flüstert sie in die Ohren, und mit ihm sieht man sie überall von Morgens früh bis Abends spät. Für dieses vertraute Wesen haben die Amerikaner ein eigenes Wort, nemlich das Wort „Flirtation“, das in England nichts weiter als Liebeständelei bedeutet, durch welches aber in Amerika jene Innigkeit, welche zwischen einem Beau und seiner Dame existirt, bezeichnet werden soll. Es soll damit gesagt werden, daß sie, die junge Schöne, gegenüber von ihm, alles Preciösthun sowie alle Sentimentalität abgelegt hat! Eigenthümlich dabei aber ist, daß sie, trotz dieses Abmangels aller und jeder Sprödigkeit, doch wieder in ihrer Sprache ganz sonderbar keusch thut und sich scheut, Worte in den Mund zu nehmen, deren sich unsere Damen ganz ungenirt bedienen. So nennt sie z. B. einen Bullen oder Zuchtstier nie „Bull“, sondern vielmehr „Seedcow“, d. h. die Saamenkuh, und ebensowenig sagt sie „Pantaloons“ oder Hosen, sondern vielmehr „Inexpressibles“, d. h. das Kleidungsstück, welches man nicht beim rechten Namen nennen darf. Ohne Zweifel meint sie durch Vermeidung der wahren naturgemäßen Ausdrücke zu zeigen, daß sie mit den Geheimnissen der Natur noch gar nicht näher vertraut sei, allein liegt nicht eben hierin der Beweis des Gegentheils? Wir sind übrigens weit entfernt zu behaupten, daß in Amerika „alle“ jungen Ladies bereits vom Baume der Erkenntniß gegessen haben, sondern glauben im Gegentheil, daß der größere Theil derselben sich ebensogut seine Reinheit zu bewahren versteht, als unsere deutschen Jungfrauen, aber deßwegen widerspricht doch ihr ganzes Betragen den Vorschriften der Sitte und des Anstandes, welche bei uns gelten. Ueberdieß, wie klein ist oft der Schritt von dem girrenden Kosen, das sich in der Flirtation kund gibt,

bis zur wirklichen effektuellen Minne, und woher kommt es denn, daß in den größeren Städten der Union so gar viele „Doktoren und Doktorinnen" leben, deren ganze Praxis nur allein in künstlicher Abtreibung der Leibesfrucht besteht? Man lese nur die amerikanischen Zeitungen und gehe die sich hierauf beziehenden Ankündigungen durch, so wird man sich bald überzeugen, daß die Sittlichkeit unter dem schönen Geschlechte keinen allzufesten Boden hat!

Hat eine junge Lady eine Zeitlang die emancipirte Jungfrau gespielt, so denkt sie daran, eine verheirathete Dame zu werden, und nirgends in der Welt werden so unendlich viele junge Ehen geschlossen, als in Amerika. Der Leser glaubt nun ohne Zweifel hieraus schließen zu dürfen, daß diese Ehen lauter Liebesheirathen sein werden, denn wer jung freit, der freit doch in der Regel nach Liebe, dieweil in diesem Alter das Herz den Verstand unter den Pantoffel zu bringen versteht. Allein in Amerika fügt sich dieses doch anders, und die meisten Heirathen schmecken nach kluger Berechnung. Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß im Lande der Freiheit gar keine Herzensbünde geschlossen werden, sondern im Gegentheil trifft man es nicht selten, daß der „Beau" sich in den „Herrn Gemahl" verwandelt, d. h. daß der Liebhaber die Geliebte heimführt. Ja sogar sogenannte „Meßalliancen" ereignen sich von Zeit zu Zeit, und manche junge Lady ist schon mit dem Kutscher ihres Vaters durchgegangen. Dennoch bleiben wir auf unserer Behauptung, daß in Nordamerika beim Ehebundschließen das Berechnen eine Hauptrolle spielt und zwar das Berechnen von Seiten des weiblichen Theils. Gehört nemlich das heirathslustige Mädchen den sogenannten gebildeten Ständen an, so wird sie, wenn sich ihr

ein junger Mann naht, immer vor allem genau zu erforschen suchen, wie viel derselbe jährlich für Putz und Vergnügen aufwenden könne. Sie wird sich, ehe sie ihm die Hand zum ewigen Bunde reicht, überzeugen, ob sein Einkommen oder das Vermögen, welches er besitzt und zu erben hat, groß genug ist, um den zu machenden Aufwand zu bestreiten, und fällt die Rechnung nicht nach Wunsch aus, so hat's mit Liebe und Heirath sicherlich ein Ende. Das Leben ist lang, denkt eine Amerikanerin, und von der Liebe allein kann man nicht leben! Noch besser zu rechnen verstehen diejenigen jungen Dämchen, welche kein Vermögen besitzen, und am allerbesten die, welche den niederen Klassen angehören. Sie wissen, daß sie, wenn sie ledig blieben, möglicher Weise „zum Dienen" verurtheilt sein würden, d. h. daß sie sich nicht auf andere Weise fortbringen könnten, als wenn sie irgendwo als Dienstmädchen einträten. Solches aber wollen sie um jeden Preis vermeiden, denn nichts ist ihnen verhaßter, als das Dienstbarkeitsverhältniß. Sie müßten ja in diesem Falle „arbeiten" und sich überdem noch befehlen lassen, was sie zu thun haben!*) Wie aber können sie sich vor solchen knechtischen Dienstleistungen am besten bewahren? Vielleicht dadurch, daß sie irgend ein Geschäft treiben, wie z. B. das Nähen und Sticken? Allerdings ist solches immer noch besser, als das Dienen, denn wenn es auch kaum so viel einbringt, daß man sich nothdürftig ernähren und

---

*) Aus diesem Grunde trifft man auch in ganz Amerika beinahe lauter deutsche oder irländische Dienstmädchen, und wenn die Auswanderung nicht wäre, so wüßten viele amerikanische Hausfrauen nicht, auf welche Art sie zurecht kommen sollten.

Der Verfasser.

anständig kleiden kann, so vermeidet man doch dadurch die Abhängigkeit einer Magd; allein wird denn ein junges Mädchen ihr Leben lang Mantillen sticken wollen? Wird sie es nicht für weit „praktischer" halten, einen Ehemann zu nehmen und sich dadurch die Sorgen für „ihre Existenz" vom Halse zu schaffen? An's Heirathen denkt also jede Amerikanerin, sobald sie der Schule entwachsen ist, aber sie denkt nicht daran, weil die Liebe sie umgarnt hat, sondern sie denkt daran, weil sie sich dadurch eine Zukunft und zwar eine „gesicherte" Zukunft erwerben will. Eben deßhalb macht sie sich auch die Freiheit, deren das weibliche Geschlecht in Amerika genießt, zu Nutzen, um sich höchsteigenhändig nach einem passenden Gegenstande umzuschauen, und jene veilchenartige Bescheidenheit, welche unsere deutschen Jungfrauen zwingt, in aller Stille zu warten, bis sich ihnen ein Mann nähert, ist ihr vollkommen fremd. Man muß das Eisen schmieden, so lange es noch warm ist, denkt sie, und da sie recht wohl weiß, daß nur allein jugendliche Reize der Angelpunkt sein können, durch welche sie einen Gatten zu fangen vermag, so geht sie schon so bald als möglich aufs Köderauswerfen aus. Sie also ist die aktive Person, sie macht die nöthigen Avancen und sie führt die Gelegenheit herbei, welche den Mann schließlich zwingt, den Mund aufzuthun! Ist das nicht wiederum eine Eigenschaft, von der man in Deutschland gar keine Ahnung hat?

Eine Amerikanerin sucht also sobald als nur immer möglich unter die Haube zu kommen, und man trifft deßhalb eine übergroße Menge von Frauen, welche, als sie den Ehebund schlossen, nicht mehr als fünfzehn bis sechszehn Jahre zählten. Was kann nun aber bei einer solchen

Ehe herauskommen? Bedenke man doch eine Hausfrau von fünfzehn Jahren, die also kaum erst aufgehört hat mit Puppen zu spielen, und in ihrem ganzen Thun und Treiben noch vollkommen kindisch ist! Von der Fähigkeit, eine Haushaltung zu führen, kann natürlich gar keine Rede sein, und ohnehin ist die junge Dame hiezu gar nicht erzogen worden. Versteht sie es ja doch nicht einmal eine Suppe zu kochen, wie viel mehr noch werden ihr die andere Eigenschaften, deren eine Hausfrau bedarf, abgehen! Allein, Gott sei Dank, aus diesem Grunde braucht in Amerika keine Ehe aufgeschoben zu werden, denn es ist ganz und gar nicht nothwendig, daß man, wenn man geheirathet hat, auch eine Haushaltung führen muß. Im Gegentheil, die Haushaltung ist förmlich Nebensache und man zieht in's Wirthshaus, wo man am besten aufgehoben ist. „In's Wirthshaus?" fragt verwundert der Leser; aber er darf sich nicht wundern, denn in Amerika ist dieß ganz gang und gäbe. Da lernt z. B. eine junge Arbeiterin einen geschickten Arbeiter kennen, bei dem sie ihr gutes Auskommen zu haben hoffen darf. Sie nähert sich ihm also ohne die geringste Prüderie und nach vierzehn Tagen heirathen sie sich, d. h. sie gehen zur nächsten besten obrigkeitlichen Person, geben ihren Namen an, sagen, daß sie Mann und Frau werden wollen, zahlen einen Dollar und sind kopulirt. In Deutschland hat man von solchen schnellen Heirathen keinen Begriff, in Amerika aber sind sie etwas alltägliches, und ein längerer Brautstand gehört dort unter die gänzlich unbekannten Dinge. Der Arbeiter ist also jetzt mit seiner Arbeiterin verheirathet und das junge Ehepaar sollte wie billig nunmehr seinen eigenen Hausstand führen, allein weder sie noch er, noch beide zusammen, besitzen so

viel Kapital, um eine Aussteuer zu kaufen, und das Borgen derselben ist ebenfalls nicht möglich. Was bleibt nun übrig? Ei nun, die jungen Leutchen gehen zusammen in ein „Boardinghaus", d. h. in ein Haus, in welchem man für ein bestimmtes Wochengeld Frühstück, Mittagessen und Abendkost, sowie ein Zimmer zum Schlafen bekommt. Derartige Häuser gibt es in jeder größeren oder kleineren Stadt eine Menge, und zwar werden dieselben nicht blos von eigentlichen Wirthen, sondern auch oft und viel von Privatpersonen, besonders von „anständigen Wittwen" gehalten. Auch ist ihre Qualität eine äußerst verschiedene, und man zahlt je nach den Bequemlichkeiten, welche den „Boarders", d. h. den Kost- und Schlafgängern geboten werden, von drei bis zu zehn Dollars oder noch mehr per Woche. Dieses Kostgeld kann das junge Ehepaar recht wohl erschwingen, denn er, der Gatte, verdient sich ja seine zehn bis zwölf, und sie, die Gattin, ihre vier oder fünf Dollars, welche jeden Samstag pünktlich ausbezahlt werden. Wenn sie also zusammen ihre acht Dollars „Boarding" bezahlen — und für diesen Preis bekommen sie schon eine ziemlich gute Kost, sowie ein anständiges Zimmer — so bleibt ihnen immer noch so viel übrig, daß sie die Nebenausgaben für Kleider und Schuhe, für das Sonntagsvergnügen u. s. w. bestreiten können. Was will man also weiter? Man braucht ja nun keine eigenen Betten, keine eigenen Meubles, kein eigenes Küchenzeug, sondern das Boardinghaus bietet dieses Alles. Was Wunder also, wenn das junge Ehepaar viele Jahre lang in einem solchen Kosthause zubringt? Was Wunder, wenn es Tausende und aber Tausende von Ehepaaren so machen? Ein kleiner Koffer verschließt dann ihre ganze Habe, denn der Vorrath der Kleider ist nur

gering und von Linnenzeug besitzt man ohnehin nur so viel, daß man sich im Stande sieht, alle Wochen zu wechseln. Uebrigens auch daran darf nicht gedacht werden, daß die junge Frau die schwarze Wäsche selbst in eigener Person reinigen würde, sondern man bedient sich vielmehr hiezu einer Wäscherin oder Waschanstalt, deren es ja hunderte gibt. Was sollte sich auch die junge Frau die Hände beim Waschen aufreiben? Es wäre dieß eine eben so mühsame als herabwürdigende Arbeit, und da sie sich nicht einmal zum Kochen versteht, so wird man ihr das Waschen um so weniger zumuthen dürfen! Freilich einige kleine Unbequemlichkeiten kommen bei einem solchen Boardinghausleben immerhin vor und die größte derselben besteht in den Wochenbetten. So wenig nemlich auch derlei Ehepaare darauf aus sind, viele Kinder zu bekommen, so können doch die Niederkünfte nicht ganz vermieden werden, und es fehlt dann gewöhnlich an Allem und Jedem, was für einen solchen Fall erforderlich ist. Eine deutsche Hausfrau bereitet sich auf diesen Abschnitt ihres Lebens mit gehöriger Umsicht vor, und von der freudigen Hoffnung, Mutter zu werden, gehoben, läßt sie sich keine Mühe verdrießen, die Aussteuer des Kindes anzufertigen. Die Amerikanerin dagegen denkt an derlei Vorbereitungen keineswegs, sondern nimmt die Sache vielmehr auf die leichte Achsel und kauft sich, wenn sie ihre Stunde herannahen sieht, in dem nächsten besten Laden das Allernothwendigste, um nur das Kind wenigstens einwickeln zu können. Was sagen nun unsere deutsche Hausfrauen zu einer solchen Wirthschaft? Sie werden sie abscheulich finden und die Hände über dem Kopf zusammenschlagen; in Amerika da-

gegen ist man so sehr daran gewöhnt, daß kein Mensch auch nur die Achseln darüber zuckt.

Wenn nun aber schon die ärmeren Leute in den Vereinigten Staaten auf diese Art leben, so natürlicherweise noch vielmehr die Reicheren und Vornehmeren. Dämchen dieser Klasse sind ja oft kaum aus der Kostschule entlassen, wenn sie in den Stand der heiligen Ehe treten, und somit wird man ihnen doch unmöglich zumuthen können, die Sorgen und Mühen einer Haushaltung auf sich zu nehmen. Des Geldes wäre allerdings vielleicht genug da, um sich die nöthigen Dienstboten zu halten, so daß die jungen Frauen keinen Finger rühren müßten, aber sie hätten doch die Pflicht der Oberaufsicht und sähen sich jedenfalls zu einem zurückgezogenen Leben genöthigt. Du lieber Gott, es wäre ja himmelschreiend, an ein junges Weib, das die Kinderschuhe kaum vertreten, und nun erst anfangen will, die Jugend recht zu genießen, eine solche Anforderung zu machen! Nein wahrhaftig, deßwegen, um als ehrbare Hausfrau in der Abgeschiedenheit eines eigenen Hauses zu wohnen, heirathet eine junge amerikanische Lady nicht, sondern sie will vielmehr in die Welt hinaus unter die Menschen. Sie will fern von allen Sorgen und Mühen ihre Tage in Freude und Lust zubringen, und um ein solches Leben zu führen, gibt es kein besseres Quartier, als das Gasthaus. Gleich nach der Hochzeit also begibt man sich auf die Reise und hat das Vergnügen in allen Hotels, in welchen man übernachtet, Gemächer zu finden, welche eigens für junge Brautpaare hergerichtet sind. Wir haben schon weiter oben von diesen „Brautgemächern" gesprochen*)

*) Der Leser vergleiche den Aufsatz „Hotel Park in Newyork."

und die wunderherrliche Einrichtung derselben beschrieben, muß es also nicht einer jungen verzogenen Zierpuppe ganz besonders wohl darin sein? Sie sieht ja, wie man sie auszeichnet und mit allem überhäuft, was nur der Luxus in Anspruch nehmen kann; somit braucht sie auch über den Sinn, der in dem Wort „Brautgemach“ liegt, nicht zu erröthen, sondern eilt vielmehr von Genuß zu Genuß und macht immer größere Ansprüche, je mehr man ihr bietet. Sind dann die Flitterwochen vorbei, so kehrt man in die Stadt zurück, in welcher der junge Ehegatte sein Geschäft hat, aber davon kann natürlich nicht die Rede sein, daß man jetzt ein wirkliches häusliches Leben beginnt, denn die junge Dame fühlt sich durchaus nicht in der Stimmung, in ihrem Alter schon die gesetzte Hausmutter zu spielen. Also wohin? Natürlich abermals in's Wirthshaus! In ein gewöhnliches Boardinghaus geht man freilich nicht, denn dort wäre es zu gemein, dagegen aber gibt es feine Hotels in Menge, in welchen man allen Comforts, auf den reiche Leute nur immer Anspruch machen können, theilhaftig wird. Die schönsten Zimmer des Hauses, vielleicht sogar ein Salon nebst Schlafkabinet stehen dem jungen Ehepaare zur Disposition, und welches Vergnügen nun, für nichts zu sorgen, sich um nichts kümmern zu müssen! Welches Vergnügen, stets eine Menge Diener um sich zu haben, welche der Befehle der jungen Herrin gewärtig sind! Welches Vergnügen, Morgens, Mittags und Abends an einer öffentlichen Tafel, umgeben von Herren aller Art, welche der schönen Dame den Hof machen, speisen zu können! Welches Vergnügen, die viele freie Zeit, welche zwischen die Mahlzeiten fällt — während dieser Zeit ist der Herr Gemahl meist im Geschäft abwesend, und seine Frau

ist also sich selbst überlassen — zum förmlichen Nichtsthun, d. h. zur Toilette, zum Herumschlendern in den Läden, sowie zum poussiren und poussirt werden benützen zu können! Freilich etwas anderes ist es, wenn man nach dem häuslichen Sinn, den eine Frau haben soll, fragt, oder wenn man gar an die Erziehung der Kinder, die während des Aufenthalts im Hotel geboren werden, denkt, aber wer wird sich um solche Kleinigkeiten bekümmern? Eine amerikanische Lady ist ja deßwegen in der Welt, um als Lady zu leben, nicht aber um die langweiligen Pflichten eines häuslichen Herdes zu übernehmen und sich die Genüsse der Freiheit zu versagen, nur um die Kinder ehrbar zu erziehen!

Auf diese Art leben Hunderte und Tausende von verheiratheten Ehepaaren in der Union, und wenn wir auch annehmen wollen, daß der größere Theil von ihnen mit der Zeit sich dazu entschließen muß, das Wirthshaus zu verlassen, um einen eigenen Herd zu gründen, so war doch sicherlich die Boardinghauslebensweise keine gute Lehrmeisterin für die Zukunft. Im Gegentheil steht es um die amerikanischen Haushaltungen gewöhnlich sehr schlecht, und die Hausfrauen machen sich die Sache so bequem als möglich. Abgesehen nemlich von den wohlhabenderen Damen, welche sich ohnehin um das Hauswesen nur wenig bekümmern, wird man stets finden, daß eine Amerikanerin die häusliche Arbeit nur als eine „Last oder Bürde“ ansieht, der man sich so schnell als möglich entledigen muß. Somit wird das Kochen, das Anziehen der Kinder, das Ordnen der Wohnstube, oder mit einem Worte das, was man in Amerika „das Fixen des Hauses“ nennt, in einer fast unglaublich kurzen Zeit abgethan, und eine deutsche Haus-

wirthin könnte gar nicht begreifen, wie man in so wenigen Minuten mit all' den mühsamen Geschäften zu Ende zu kommen im Stande ist. Freilich wird auch nicht so gekocht, wie man bei uns kocht, und ebensowenig legt man einen übergroßen Werth auf das oftmalige Aufwaschen des Stubenbodens oder was dergleichen mehr ist, sondern die Hauptsache ist vielmehr, „fertig zu werden“, damit man an seine eigene Unterhaltung denken kann. Das Augenmerk einer jeden Amerikanerin geht nemlich dahin, die Vortheile des Christenthums und des Muhammedanismus in ihrer werthen Person zu vereinigen, d. h. sie will als Christin das „einzige“ Weib sein, und zugleich der christlichen „Freiheit“ genießen, als Muhammedanerin aber will sie das Recht haben, ihre Zeit mit „Nichtsthun“, mit Putz und Tändeln, zuzubringen. Bälle, Theater und Concerte gehören zu ihrer Hauptliebhaberei und nebendem liebt sie schöne Kleider nebst übrigem Putz; das Schaukeln auf dem Rockingchair, das Romanelesen, sowie das Liebeln sind aber ebenfalls nicht ausgeschlossen. Dieses Liebeln heißt man in der amerikanischen Kunstsprache: „Angelhäckchen auswerfen“, und es gibt nur wenige Frauen, welche dasselbe nicht für erlaubt hielten, obwohl wir damit keineswegs sagen wollen, daß es dabei immer oder auch nur oft bis zur wirklichen Untreue kommt. Sie wollen sich ja nur ein bischen „unterhalten“, und welcher Ehemann könnte so selbstsüchtig sein, seiner Frau dieses kleine Vergnügen zu versagen? Nein, ein solcher Tyrann ist ein geborener Amerikaner nicht, sondern er weiß vielmehr, daß er den gehorsamen Diener seiner Gattin zu machen hat und die Gattin weiß dieß ebenfalls. In Deutschland meint man, die Bestimmung der Frau bestehe darin, dem Manne das Leben zu ver-

süßen, ihn zu trösten und aufzurichten, wenn er Kummer hat, sich mit ihm zu freuen, wenn es ihm gut geht, mit einem Wort, ihm in jeglicher Lage des Daseins als treue Genossin beizustehen; die Amerikanerin dagegen hat die Ansicht, daß der Eheherr nur dazu da sei, um alle ihre Wünsche zu befriedigen. Er soll Geld erwerben, damit sie es verthun kann, und seine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß ihr nie etwas abgeht, an was sie sich einmal gewöhnt hat. Viele unserer Leser werden nun vielleicht glauben, es liege in dem, was wir hier sagen, einige Uebertreibung, und wir können ihm dieß auch nicht verübeln, weil die amerikanischen Sitten gegen die unsrigen fast allzusehr abstechen; allein es gehe einmal Einer auf längere Zeit nach der Union hinüber, so wird er unsere Schilderung vollkommen gerechtfertigt finden. Ja er wird dann sogleich sehen, daß dieselbe nicht blos auf den reicheren Städter, sondern auch auf den geringeren Arbeiter, sowie auf den Landmann paßt. Steht doch gerade die ärmere Klasse von Männern noch weit mehr im Subordinationsverhältniß zu den Frauen, als die reichere! Sie, die arbeitenden Männer, haben Morgens den Kaffee zu bereiten, damit die Frau länger im Bett bleiben kann! Sie, die Arbeiter, müssen mit dem Korb am Arme die nöthigen Einkäufe in den Victualienläden oder auf dem Markte machen, während ihre Donna's sich im Lehnstuhl dehnen und süßen Träumen nachhängen! Und kommt es dann am Sonntag vielleicht zu einem Ausfluge, so liegt ihnen die Pflicht ob, das kleinste Kind auf dem Arme zu tragen, damit nicht etwa die seidenen Kleider der Ehegesponsinnen verdorben werden! Was aber vollends das Essen und Trinken anbelangt, das bei solchen Excursionen bestellt

wird, so ist es immer das Weib, nicht der Mann, welches die nöthigen Befehle gibt! Kurz, die Gattin spielt die Oberherrin oder vielmehr das höhere Wesen, dessen Anordnungen der Gatte mit Unterwürfigkeit befolgt, und wenn es ihr möglich wäre, ihm auch noch das Geschäft des Kindergebärens aufzubürden, so würde sie es ganz sicherlich thun.

Woher kommt es nun aber, daß die Frauen in Amerika eine solche Stellung einnehmen? Ei nun einfach daher, daß die Männer das weibliche Geschlecht verhätscheln. Amerika hat seine Bevölkerung, wie bekannt, durch Einwanderung bekommen, und unter den Eingewanderten gehörten immer vier Fünftheile der Männerwelt an. Wenn nun also ein Schiff mit weiblichen Passagieren ankam, so begrüßte man dasselbe mit unendlichem Jubel und die sämmtlichen Mädchen oder Frauen, die häßlichen so gut als die schönen, wurden im Triumphe heimgeführt. Auf diese Art kam es, daß die Frauen „als ein seltener und gesuchter Artikel" mit großer Vorliebe, Hochachtung und Verehrung behandelt wurden, und da nun auch jetzt noch die Zahl der Frauen eine weit geringere ist, als die der Männer, so konnte die Verhätschelung natürlich nicht nachlassen. Möglicherweise haben auch noch andere Gründe eingewirkt, allein die Hauptsache war „die Seltenheit" der Weiber, und wie im alten Europa die Ueberfülle des schönen Geschlechtes dahin führte, daß man dasselbe nur zu oft mit größerer Geringschätzung behandelt, als es seiner Natur nach verdient, so brachte in Amerika die Narheit das umgekehrte Verhältniß zu Stande. Ja man fing bald an, die Frauen wie eine Art von himmlischen Wesen zu behandeln, weil ohne ihren Umgang das Leben keine Selig-

keit bietet! Das Traurige bei der Sache aber war das, daß dieselben in ihrer Eitelkeit ihre naturgemäße Stellung gänzlich verkannten und das, was man ihnen im Anfang aus Courtoisie einräumte, als „ein Recht“ in Anspruch nahmen und noch nehmen. Damit wollen wir natürlich durchaus nicht gesagt haben, daß es in Amerika nicht auch wackere und edle Weiber gebe, die ihren Pflichten so gut nachkommen, als irgend eine ihrer Kolleginnen bei uns, und man kann es z. B. dort nicht selten erleben, daß, wenn das Unglück über eine Familie hereinbricht, die Hausmutter sich viel energischer zeigt, als ihr Gemahl; allein umgekehrt müssen wir auch konstatiren, daß in solchen Fällen nicht wenige der Ladies ohne Weiteres in's elterliche Haus zurückkehren und ihren Angetrauten seinem Schicksale überlassen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Ebenso hat man Beispiele, daß sogar fein erzogene Damen, die ihr Leben lang des Arbeitens nicht gewohnt waren, dem Geliebten, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen wußte, in den fernen Westen folgten, um von nun an als Farmerinnen mitten in einer Waldeinöde zu leben, wie es denn überhaupt auf dem Lande noch recht tüchtige Weiber gibt, die das Herz da haben, wo es hin gehört, und sich selbst nicht scheuen, neben dem Manne mit den Waffen in der Hand gegen die Indianer zu kämpfen. Allein dieß sind doch nur Ausnahmen, und in der Regel leben die Farmersfrauen nicht viel anders, als die Städterinnen. Man sehe nur ihre feinen weißen Hände an, so wird man sich gleich überzeugen, daß sie jedenfalls den ländlichen Geschäften ihre Zeit nicht widmen, und wenn man dann vollends die Zimmereinrichtung, absonderlich aber den unvermeidlichen Schaukelstuhl in's Auge faßt, so weiß man

schon, wo man daran ist. Die Farmerin oder die Farmerstochter will eine „Lady" sein, so gut als die Städterin, und sie erwartet auch vom Gatten oder Vater, daß er sie nie anders behandle. „Girl, Wife, Women", d. h. Mädchen, Weib, Weiber — Pfui, welch gemeine Ausdrücke! „Lady=like" muß man sein, und wehe dem Fremden, der eine Schuhmachersfrau oder ein Bauernweib anders anredet, als „Lady"! Ja sogar der eigene Gatte sagt nie: „meine Frau", sondern stets „my Lady", und wenn er von seinen jungen Mädchen spricht, so wird er nie unterlassen, ihnen den Namen: „Young Ladies" zu geben. Ist hieraus nicht auf's Klarste zu erkennen, welche Stellung die Frauen in Amerika im Hauswesen eines Mannes einnehmen?

Wir haben nun gesehen, wie sich die Amerikanerin als junges Mädchen gerirt und auf welche Weise sie sich als Hausfrau benimmt. Somit bleibt uns nur noch übrig, das Verhältniß, in welches sie sich zu der übrigen menschlichen Gesellschaft stellt, etwas näher zu betrachten; allein auch hierin verläugnet sie ihren wahren Charakter nicht. Bringt sie es nemlich so weit, Dienstboten zu halten, so wird sie dieselben stets als tief unter ihr stehende Personen behandeln und ihnen kaum mehr Rechte einräumen, als man im Süden den Haussclaven gibt. In Deutschland ist gewöhnlich (oder war wenigstens bis vor kurzem) die Meinung verbreitet, als ob in Amerika wegen des Grundsatzes der Freiheit und Gleichheit ein Dienstbote seinem Herrn oder seiner Herrin gegenüber ganz anders angesehen sei, als bei uns zu Lande, und man faselt viel davon, daß dort zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern weder dem Namen noch der Sache nach ein großer Unterschied existire.

Allein wie total verkehrt ist nicht eine solche Ansicht! Die Farmer allerdings werden möglicher Weise ihrem Knecht recht anständig begegnen, denn sie arbeiten beinahe immer zusammen auf dem Felde, und wenn der Knecht einige hundert Dollars erspart hat, so kauft er sich ebenfalls eine Farm und wird sofort seinem bisherigen Herrn gleich. Die Farmersfrau dagegen gibt eine solche „Gleichberechtigung" nie zu und stellt sich jeglichem Dienstboten als vornehme Lady gegenüber. In wie viel größerem Maßstabe aber ist dieß noch der Fall bei den Städterinnen? Diese, sie mögen nun reich oder arm, vornehm oder gering sein, werden es z. B. nie gestatten, daß eine untergebene Person an ihrer Mahlzeit Theil nehme, und sogar die Gouvernanten oder Erzieherinnen der Kinder müssen sich ein solches Dienstbotenverhältniß gefallen lassen. „Sie sollen froh sein, ein Unterkommen gefunden zu haben, diese Gouvernanten", denkt die amerikanische Lady, und gerade je gebildeter eine solche Erzieherin ist, mit um so größerer Geringschätzung wird dieselbe von der vielleicht weit weniger gebildeten Dame des Hauses behandelt, nur damit der Standesunterschied recht grell und rücksichtslos hervortrete! Hievon wissen ohne Zweifel deutsche Jungfrauen, welche schon in amerikanischen Häusern Dienste geleistet haben, mehr zu erzählen, als ich zu thun vermag, allein ich hatte an dem, was ich mit eigenen Augen sah, schon übergenug. Kaum daß man einer solchen Dienerin, auch wenn man weiß, daß dieselbe von Haus aus ein besseres Loos gewohnt war, und sich nur durch die Noth gezwungen, oder weil man ihr eine gute Bezahlung bot, dazu herbeiließ, sich als Küchen- oder Kammermädchen zu verdingen, — kaum, sage ich, daß man einer solchen Dienerin so viel

freie Zeit gestattet, um ihre eigenen Ausgänge zu besorgen und für sich selbst etwas zu nähen oder zu stricken! Die Lady dagegen bringt den größten Theil des Tages mit dem Hin- und Herschlendern auf den Trottoirs zu, oder vergeudet ihre Zeit mit dem sogenannten „Shopping", d. h. sie eilt von einem Shop und Putzladen zum andern und kauft daselbst mehr ein, als dem Manne lieb ist, oder auch mehr, als er bezahlen kann. Ist das nicht ein recht lieblicher Kontrast?

Ganz dieselbe Unterwürfigkeit, wie von den Dienstboten, verlangt die amerikanische Lady von jedem Fremden, auch wenn er ihr noch so unbekannt wäre. Sie betritt z. B. ein Dampfboot oder einen Eisenbahnwagen und findet, daß daselbst die besten Plätze bereits belegt sind. Allein was thut dieß? Ohne weiteres geht sie vorwärts, liest sich die Stelle aus, die ihr am besten convenirt, und verlangt sofort, daß man ihr Platz mache. Der dort sitzende Herr hat es sich vielleicht viel Mühe, Zeit und Geld kosten lassen, um den bewußten Sitz zu bekommen, allein ehe er sich umsieht, klopft ihm Einer auf die Schulter und flüstert die bedeutungsvollen Worte: „eine Lady"! Nun muß er ohne Widerrede aufstehen und der Neuangekommenen seinen Sitz einräumen, selbst wenn er gewiß weiß, daß er hiedurch verurtheilt ist, stundenweise stehen zu müssen. Gerade so geht es auch in den Theatern oder Concertsälen zu, und die Damen kommen oft absichtlich ganz spät, nur um das Vergnügen zu haben, die ganze Männerwelt zu derangiren. Am allernettsten aber ist es, wenn eine amerikanische Lady in Begleitung eines kleinen Kindes in einen Omnibus oder Postwagen steigt, denn dann darf man gewiß sein, daß sie das besagte Kind

alsbald einem ihrer Nachbarn übergibt, damit er es von nun an in seinen Armen halte. Sie selbst wird sich doch dieser Mühe nicht unterziehen müssen, wenn Herrn da sind? Ja noch mehr! Es kann vorkommen, daß das Kind schreit, weil es an den fremden Mann nicht gewöhnt ist, allein wird sich die Mutter hiedurch veranlaßt sehen, ihren Sprößling zurückzunehmen? Gott bewahre, sondern sie macht vielmehr dem Herrn Vorwürfe, daß er das Kind nicht zu behandeln verstehe, und dieser muß sich die Zurechtweisung unterwürfig gefallen lassen. Es ist ja eine Lady und einer Lady darf man nicht widersprechen, selbst wenn sie offenes Unrecht hat!

Nicht minder bevorrechtet ist die Stellung der amerikanischen Damen vor Gericht, und wenn sie einen Mann verklagen, so dürfen sie fast immer versichert sein, ihn verurtheilt zu sehen. Der Richter muß doch Rücksicht nehmen oder man würde ihn für einen Barbaren halten! Uebrigens nicht blos in der „Parteinahme“ des Richters liegt ihre Bevorzugung, sondern sie hat auch wirkliche, reelle Vorrechte, und wenn sie z. B. die eidliche Behauptung aufstellt, dieser oder jener habe ihr die Ehe versprochen, so muß derselbe sich entweder fügen, oder in's Gefängniß wandern. Dieß möchte man nun vielleicht nicht so ganz unbillig finden, weil Männer mit ihrem Eheversprechen oft und viel leichtsinnig umgehen, aber wie nun, wenn die Behauptung der Dame eine vollständig falsche ist? Wie nun, wenn, was nur zu oft vorkommt, eine Lady einen Mann, den sie vielleicht kaum einmal sah, und der gar nicht daran dachte, ihrer zu begehren, durch ihren falschen Schwur förmlich zum Gemahle preßt? Was sagt der Leser dann dazu? Gewiß, denkt er, man sollte dem Worte des

Mannes, wenn beide Theile keine Zeugen beizubringen vermögen, ebenso gut Glauben schenken, als dem des Weibes, — ja sogar noch mehr, weil das Weib offenbar einen selbstsüchtigen Zweck verfolgt; aber — in Amerika denkt man umgekehrt, obgleich zugegeben werden muß, daß in neuerer Zeit die Richter eine Klage auf Einhaltung eines gegebenen Eheversprechens wegen des großen Mißbrauchs, der früher hiermit getrieben wurde, nicht mehr so streng verfolgen, als noch vor zehn Jahren. Ein weiteres Vorrecht genießt die amerikanische Frau durch die gesetzliche Bestimmung, daß sie nie in Schuldenarrest gesteckt werden darf. Eine solche Bestimmung, wenn sie einen Sinn haben soll, setzt voraus, daß die Frau nicht das Recht habe, ihr Vermögen selbstständig zu verwalten, denn nur wenn ihr diese Selbstständigkeit fehlt, kann man ihren Gatten, ihren Vater oder ihren Pfleger vernünftiger Weise für ihr Thun und Treiben verantwortlich machen. Allein in Nordamerika fällt eine solche Voraussetzung durchaus weg, und es darf jedes Weib Geld und Gut, also Kapitalien wie liegende Gründe, außerhalb der Kontrole des Mannes besitzen. Sie darf sogar mit diesem ihrem Vermögen nach Belieben wirthschaften, und dennoch ist nicht sie, sondern der Herr Gemahl für alle ihre Schulden tenent. Ja, möglicherweise besitzt er selbst gar nichts, sondern Haus und Hof, sowie das Geschäft, das er umtreibt, ist ihr, der Frau, verschrieben, so daß er gewissermaßen blos den Buchhalter in ihren Diensten macht, aber wie verhält es sich nun, wenn es zu einer Klage kommt? Oder wenn die verschiedenen Putzmacherläden und Seidehandlungen ihre Rechnungen einsenden? Ei nun, dann packt man ihn und sie geht frei aus! Begreift man jetzt,

warum so mancher junge Mann in Amerika nicht freiwillig, sondern nur durch den Eidschwur seiner Liebhaberin gezwungen, in den sauren Apfel der Ehe beißt?

Bei solchen außerordentlichen Vorrechten und Bevorzugungen, welche die Frau in Amerika genießt, ist es etwas ganz selbstverständliches, daß sie sich in vollster Selbstüberschätzung in Alles mischt und auch in Dingen, welche gar nicht in den Kreis der Weiblichkeit gehören, eine Rolle zu spielen sich anmaßt. So ergeben sich z. B. sehr viele junge oder ältere Ladies der Schriftstellerei, ohne daß sie das geringste Talent dazu hätten, und die meisten belletristischen Journale, deren in den Vereinigten Staaten eine ganze Unzahl erscheinen, werden von ihnen mit Novellen und Gedichten überfluthet. Die Machwerke sind größtentheils kaum genießbar oder vielmehr so seicht und langweilig, daß das große Publikum einen förmlichen Degout davor hat, allein wehe dem Redacteur, der die Frechheit hätte, die Einsendung einer Lady an die Adresse zurückzuschicken oder gar in den Papierkorb zu werfen! „Gedruckt" muß das Zeug werden, selbst auf die Gefahr hin, eine Menge von Abonnenten vor den Kopf zu stoßen oder gar für immer zu verlieren. Neben der Schriftstellerei befleißigen sich die amerikanischen Ladies auch noch der Gelehrsamkeit und es gibt beinahe keinen wissenschaftlichen Verein, dessen Versammlungen sie nicht beiwohnen würden. So existiren z. B. in Newyork, in Philadelphia, in Boston und anderen größeren Städten sogenannte historische, geographische, geologische u. s. w. u. s. w. Gesellschaften, aber wie wäre es möglich, daß die männlichen Mitglieder derselben je zusammenkämen, ohne daß sich auch Frauen an ihren Sitzungen betheiligten? Dieselben ver-

stehen vielleicht nicht eine Silbe von dem, was verhandelt wird, aber — alles eins; sie gehen doch hin und ergreifen nicht selten das Wort, gleichgültig darüber, ob Unsinn herauskömmt oder nicht. Ja selbst die Sternwarten besuchen sie, sowie ohnehin alle Bibliotheken und gelehrte Institute zum großen Schrecken der Herren Bibliothekare und Astronomen, welche ihnen am liebsten die Treppe wiesen, wenn sie nur dürften! Noch stärker sind die Ladies in der Politik und es gibt keine Sitzung der Legislatur eines Staates, in der sie sich nicht schaarenweise einfänden. Besonders aber in der Bundeshauptstadt, also in Washington, spielen sie eine Rolle, und in den Monaten, in welchen der Congreß dort versammelt ist, wimmelt es von schönen Damen, welche „in Politik machen.“ Freilich haben sie nicht das Recht, „aktiv“ an den Berathungen der Congreßmitglieder Theil zu nehmen und ebenso wenig dürfen sie anstatt des Präsidenten oder seiner Minister die Regierungsdekrete unterschreiben; um so gewaltthätiger dagegen benützen sie den Einfluß ihrer Reize, um alles das durchzusetzen, was sie durchgesetzt haben wollen. Ihre Operationsbasis ist das Boudoir, der Theetisch oder der Ballsaal, und ihre Waffen sind zärtliche Blicke, verführerisches Lächeln, und einladende Händedrücke. Wo diese nicht ausreichen, kommt man mit dem Schmollen zu Hülfe oder läßt sich gar im Zorne vor dem Herrn Senator und Abgeordneten, den man vorher durch kokettische Künste aller Art aufgereizt hat, verläugnen. Kurz, kein Mittel bleibt unversucht, um die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung für sich zu gewinnen und junge hübsche Wittwen, oder Mütter mit schönen Töchtern, oder endlich elegante Frauen, welchen die Ehre ihres Gemahls sowie ihr

eigener guter Ruf weniger am Herzen liegt, a
litische Zweck, den sie verfolgen, setzen manche Fo
durch, welche einem Manne, selbst wenn seine Stim
noch so gewichtig wäre, nicht bewilligt worden sein würde. Ja wo es sich nur immer um eine große und profitable Angelegenheit oder um die Ernennung zu einem wichtigen Posten handelt, da werden stets die Weiber vorangeschickt, um den Schlachtplan durchzusetzen, und in den meisten Fällen gelingt auch diese Taktik. Freilich eine andere Frage ist die, ob sich ein solcher weiblicher Einfluß mit der Sittlichkeit und der Würde einer Frau verträgt, und diese Frage wird man bei uns zu Lande unbedingt verneinen. Jener Theil des schönen Geschlechtes, der zu den gefallenen Engeln gehört, mag immerhin mit seinen Leibesreizen thun, was ihm beliebt, aber — dürfen Frauen von Familie und Bildung auf das Wort „anständig" noch irgend Anspruch machen, wenn sie auch nur den „Verdacht" auf sich laden, durch ihre Schönheit zum Ziele gekommen zu sein? Eben deßwegen haben in Europa politische Intriguantinnen ihren guten Ruf stets aufs Spiel gesetzt und eine wackere deutsche Hausfrau, selbst die vornehmste, würde vor Schaam vergehen, wenn man ihr eine solche Rolle zudächte. In Amerika dagegen — ei nun, dort sind die politischen Buhlschaften zu Hause!

Kömmt die Lady in ein gewisses Alter, so fängt sie an religiös zu werden. Eine genaue Regel, wann dieser Zeitpunkt eintritt, läßt sich übrigens nicht festsetzen, denn unverheirathete, besonders wenn sie auf keine Schönheit Anspruch machen können, erreichen jenes Stadium weit früher, als Ehefrauen, denen ein Gatte an der Seite steht. Weiber mit einem Kreis von Kindern kommen am

der vielleicht auch gar nie dazu, um so gewisser
.e Wittwen, welchen keine Hoffnung zu einem noch-
.aligen Herzensbündniß übrig bleibt. Sobald nun eine Lady mit dem Leben abgeschlossen hat, d. h. sobald die Anbeter anfangen auszubleiben, wird der Mantel der christlichen Liebe umgehängt, und das Bibellesen, sowie die Bekehrungssucht nehmen ihren Anfang. Nun ruht die fromme Lady nicht, als bis sie ihren Namen in den Zeitungen als Unterstützerin oder Protektrice dieser oder jener Wohlthätigkeitsanstalt liest, und ein besonderes Wonnegefühl durchbebt sie, wenn sie zur Vorsteherin oder wenigstens zur Sekretairin einer solchen Anstalt erwählt wird. Eben darum gibt es auch solcher Anstalten in den Vereinigten Staaten eine fast unzählige Menge und zwar theils „für Verlassene und Arme“ oder „für Heimathlose und Ausgestoßene“, theils „für Kinder von Verbrechern“ oder „für Mädchen von schlechtem Rufe“, theils „für Bekehrung der Juden“ oder „für Erlösung der Nigger aus der Sklaverei“, oder wie diese Gesellschaften sonst noch heißen mögen; das Eigenthümliche dabei aber ist, daß das Wort „Ladies“ bei keiner derselben fehlen darf. Wir erinnern hiebei nur an die „Ladies relief Society“, an die „Home of the Ladies protection“, an die „Blind-aid-Ladies Society“, an die „German-hebrew-benevolent Ladies Society“, an die „Ladies-Soup-Society“, an die „Ladies Society for the recovery of Drowned“, an die „Ladies Society for the relief of poor women“ u. s. w. u. s. w., zum besten Beweise, daß die amerikanischen Frauen sich nicht damit begnügen, die besagten Anstalten selbst ins Leben gerufen zu haben, sondern daß sie auch ihre Namen dabei glänzen sehen wollen. Ja die Wohlthätigkeit ist

meist bloße Nebensache, denn wenn man ein solches Institut genau besichtigt, so findet man nur zu oft, daß es um die Versorgung der in denselben Aufgehobenen schlimm genug steht, allein was liegt hieran? Man kann deßwegen doch mit der Anstalt Prunk machen und dem großen Publikum den Glauben beibringen, als ob es Einem um nichts zu thun sei, denn um die Wohlfahrt der Armen und Verlassenen. Deßwegen erscheinen auch alle Jahre großartige Berichte in den Zeitungen über eine jede solche Anstalt und es wird dabei nie verabsäumt, die Namen der Vorsteherinnen, Sekretairinnen, Verwalterinnen u. s. w. u. s. w. darunter zu setzen. Ja sogar die bei diesen jährlichen Revuen gehaltenen Reden der hervorragendsten weiblichen Protektricen werden stenographisch berichtet und in eigenen Tractätchen verbreitet, so daß die Eitelkeit in jeder Beziehung ihre Rechnung findet. „Aber," fragt nun vielleicht der Leser, „ist ein solches Urtheil nicht viel zu hart, da ja durch derlei Institute doch wenigstens immer „einige" Hilfe geleistet wird und jedenfalls die Aufopferung sowie die Freigebigkeit ihrer Gründerinnen und Unterstützerinnen aufs höchste zu loben ist?" Du lieber Gott im Himmel, als ob die Ladies, unter deren frommen Protektion jene Institute stehen, irgend je aus ihrem „eigenen" Beutel etwas zu denselben beitrügen! Geld ist freilich nöthig, um die „Society" zu unterhalten, aber dieses Geld wird durch Einsammlung oder vielmehr durch gewerbsmäßige Bettelei gewonnen. Darum kann man auch in allen Städten Amerikas tagtäglich elegant gekleidete Damen sehen, welche in allen Privathäusern, Hotels, Läden, Comptoirs u. s. w., ja sogar in allen Kneipen herumgehen, um für ihre Wohlthätigkeitsanstalten sich eine Gabe zu er=

flehen, und die meisten derselben verstehen das Betteln so aus dem Fundamente, daß man ihnen einen kleinen Beitrag nicht abschlagen kann. Besonders werden die „Fremden" drangsalirt und dieselben geben ihren halben Dollar oder doch ihr fünfundzwanzig Centsstück schon deßwegen, um nicht als Bären aus einem Barbarenlande angesehen zu werden. Die näheren männlichen Bekannten und Verwandten jener Bittstellerinnen aber müssen ohnehin herhalten, denn sonst kämen sie am Ende in förmlichen Verruf. Kurz alle jene Anstalten fristen ihre Existenz auf Kosten des Publikums, nicht aber auf Kosten der Ladies, welche ihnen den Namen gaben. Dessenungeachtet steigt der Ruhm dieser Damen in den Predigten der Herren Geistlichen weihrauchmäßig gen Himmel an und sie selbst halten sich für bevorzugte Wesen, denen Gott den Auftrag gegeben habe, den Teufel, der bekanntlich als brüllender Löwe in der Welt herumläuft, zu besiegen. Somit begnügen sie sich auch nicht damit, blos auf die geringeren Klassen unter der Menschheit, d. h. auf die körperlich und geistig Verwahrlosten einzuwirken, sondern sie versuchen es auch, die bessere Gesellschaft zu bekehren, und man kann daher z. B. auf keinem Dampfboote reisen, ohne auf fromme Ladies zu stoßen, welche Bibeln und neue Testamente verbreiten. Ja, wenn das Abendessen vorbei ist, stellen sie sich gewöhnlich auf das Verdeck mitten unter die dort auf und ab promenirenden Reisenden und sprechen ein ebenso lautes als langes Gebet, worin sie die Sündigen zur Buße auffordern. Ich selbst habe ein solches Gebet mehr als einmal mit angehört und im Anfange glaubte ich, weil es nicht aus einem Buche abgelesen wurde, es komme aus dem Herzen; allein als ich dasselbe

an einem andern Orte von den nämlichen Damen wörtlich wiederholen hörte, überzeugte ich mich, daß es nichts sei, als eine auswendig gelernte Litanei, in welcher die Sprüche des alten Testamentes eine Hauptrolle spielten. Zweifelt nun jemand noch an dem Pharisäismus jener frommen Ladies?

Auf diese Art treibt es gewöhnlich die amerikanische Lady und wenn ihr im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre die „Flirtation" oder das Kosen und Küssen die Hauptsache war, so wird sie, wenn sie einmal die Vierzig hinter sich hat, ohne einen Gemahl erobert zu haben, ganz sicherlich als halbe Heilige auftreten. Jedenfalls sieht sie dann ziemlich abgelebt aus und man wird ihr von nun an nie mehr den Vorwurf machen dürfen, allzuweit ausgeschnittene Kleider zu tragen. Ist sie aber, was in der Regel geschieht, in den Stand der Ehe getreten, und hat einigen Töchtern das Leben gegeben, so verschwindet sie schon als eine Dreißigerin aus der eigentlichen Gesellschaft, oder vielmehr man sieht sie dann gar nicht mehr unter den Lebenden, denn sie muß nun nothgedrungen zurückstehen, um den jungen Ladies freien Spielraum zu lassen. Welche deutsche Hausfrau wird sie um dieses kurze Flitterleben beneiden?

Eine Abart der amerikanischen Ladies, wie wir sie soeben schilderten, bilden die sogenannten „Bloomerheldinnen", welche ihren Namen daher haben, daß die Stifterin ihrer Sekte „Bloomer" hieß. Diese Schönen waren mit den Vorrechten, welche man dem Weibe in Amerika einräumt, noch nicht einmal zufrieden, sondern wollten förmlich die Herren der Schöpfung spielen. Darum trugen sie Hosen, wie die Männer, nahmen einen Spazierstock

in die Hand, rauchten ihre Cigarre und verlangten, daß man ihnen Sitz und Stimme auf dem Congreß einräume. Ein solches Gebahren fanden aber selbst die Herren Amerikaner zu bunt und da in Folge dessen der Spott nicht ausblieb, so bequemten sich am Ende die Hosenträgerinnen dazu, die abgelegten Reifröcke wieder hervorzuholen. Ihr Heldenthum spielte also nur eine kurze Rolle und sogar Mistreß Bloomer selbst ist wieder zur „Frau" geworden.

23.

Wie trinkt man im Lande der Yankees?

In keinem Theile der Welt wird so vielerlei getrunken, als in Amerika. Ja man hat in Europa gar keinen Begriff von dem, was überem Wasser drüben zum Durstlöschen gebraucht wird, oder vielmehr die Getränke, die daselbst gang und gäbe sind, haben eine allzu verwickelte und complicirte Natur, als daß ein Europäer von ihrer Zusammensetzung auch nur eine Ahnung bekommen könnte.

Allerdings gibts auch einfache, naturgemäße Stoffe. So wird z. B. in Nordamerika Wein getrunken, gerade wie in Deutschland und Frankreich. Ja es „wächst" sogar Wein in Nordamerika, z. B. im Pennsylvanischen, im Staat Ohio, in Missouri, in Kentucky, sowie noch mehr in Californien nebst Oregon, und der Wein ist nicht einmal schlecht, obgleich von einem etwas eigenthümlichen Gout, denn er schmeckt, was offenbar die Traubensorte mit sich bringt, wie die schwarze Johannisbeere etwas nach Wanzen. Allein so viel auch in Deutschland laut der großmauligten Zeitungsberichte, die man allda zu lesen bekommt, von der Ausdehnung des nordamerikanischen Weinerzeugnisses geruhmredet wird, so wäre es doch eine Thorheit, die Quantität dieses Erzeugnisses, d. h. des

Erzeugnisses der ganzen Union für höher anzuschlagen, als die eines einzigen ordentlichen Weinorts in Schwaben oder in der Pfalz. Im Gegentheil producirt ein solcher Weinort, wenn seine Markung nur halbwegs ausgedehnt ist, in einem guten Jahrgang für sich allein mehr Wein, als die ganzen Vereinigten Staaten in ihrer Gesammtheit. Ueberhaupt darf man den Weinbau Nordamerikas vor der Hand nur als einen Versuch, nur als ein Beginnen ansehen und erst nach Jahrzehnten wird möglicher Weise das Kindlein so weit erstarkt sein, daß man es aus der Wiege thun darf! Somit importirt man den meisten Wein und zwar großentheils aus Frankreich und Spanien, in neuester Zeit aber auch aus Deutschland. Die beliebtesten Sorten sind nämlich der Portwein und der Xeres oder Sherry; dann kommt der Claret und Bordeaux nebst dem süßlichen Cetteweine, und erst in letzter Instanz passiren die Rheinweine, die Ungarweine, sowie die Neckarweine. Ja wenn ein Amerikaner es irgend vermeiden kann, wird er sowohl das Erzeugniß des Rheines als des Neckars „als zu sauer für seinen Gaumen“ nie an die Lippen bringen, oder genießt er diese Weine nur mit Zucker vermischt in der vollkommensten Ueberzeugung, daß solche barbarische Getränke für eine so feinfühlende Nation, wie die der Yankees, durchaus nicht passen. Viele sind sogar der Ueberzeugung, daß das edle Produkt unserer deutschen Rebe nichts anderes sei, als ein Mischmasch aus Zucker und Citronensaft nebst etwas Alkohol, und sehen mit tiefer Verachtung auf die armen Schwaben oder Rheinländer herab, welche kein größeres Labsal kennen, als den Genuß ihres heimischen Traubensaftes!

Die Thatsache fest also fest, daß man den Wein nach

Amerika importiren muß, weil nur wenig daselbst wächst, und somit entstand die natürliche Frage bei den Amerikanern, ob sich dieses Importiren nicht etwa ganz vermeiden oder doch umgehen ließe, weil das Ding viel Fracht und Zoll kostet. Die Herren Yankees dachten lange hierüber nach und fanden endlich aus, es werde wohl klüger sein, den naturgemäß wachsenden Wein den Europäern zu lassen und denselben im Inlande „nachzuahmen“, dieweil ja die Fabrikation weit wohlfeiler zu stehen komme. Natürlich aber blieben sie bei dem bloßen Gedanken nicht stehen, sondern sie setzten denselben vielmehr alsobald ins Werk, und es ist gegenwärtig so weit gekommen, daß vier Fünftheile des Weines, den man in Nordamerika trinkt, eine fabricirte Waare sind, die mit dem Weinstocke gar nie in Berührung kam. Und dieses schlechte Zeug, dieses Gebräu aus Kartoffelstärke, getrockneten Weinbeeren und Alkohol, dieses höllische Gesüff, welches den Menschen langsam aber sicher vergiftet, wird den Menschen um theures Geld als Wein vorgesetzt! Ist es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn der Wein in Nordamerika bis jetzt wenigstens kein Nationalgetränke wurde? Ist es ein Wunder, wenn es in diesem ganzen großen Lande, welches Europa an Flächengehalt bei weitem übertrifft, unter den Eingeborenen keinen einzigen eigentlichen Weintrinker gibt, keinen einzigen, der sich diesem „Geschäfte“ aus Liebhaberei und mit wissenschaftlicher Genauigkeit sein Leben hindurch widmet?

Aber wenn der Wein nicht Nationalgetränke ist, so wird es, denkt man wohl, um so gewisser das „Bier“ sein. In Deutschland wenigstens hält man es so, und man darf bekanntermaßen bei uns darauf rechnen, daß da

wo die Herrschaft des Weines aufhört, alsobald die des Bieres beginnt. In Amerika jedoch stellt sich die Sache ganz anders heraus, denn die Söhne jenes Landes fragen weder viel nach Gott Bachus, noch nach Gott Gambrinus. Dieß ist übrigens nicht so zu verstehen, als ob in Amerika gar kein Bier gebraut würde, sondern die Fabrikation dieses Getränkes ist vielmehr allda ebenso gut im Schwunge, als die Fabrikation des Weines, ja sogar in einem noch weit größeren Maßstabe; allein eine „Herrschaft" hat dasselbe nicht erlangt, wie bei uns. Ueberdieß ist es ein ganz anderes, als das unsrige und von manchen Sorten, die Amerika liefert, hat man in der alten Welt gar keinen Begriff. Vor allem gibts daselbst Porter, sowie Ale, gerade wie in England und manche amerikanische Porter- oder Alebrauerei beschäftigt Hunderte von Menschen, so großartig ist ihr Betrieb. Man hat es daher auch bereits so weit gebracht, daß der Import dieser beiden Biersorten aus Altengland total wegfallen konnte, dieweil das amerikanische Gebräu sowohl in Beziehung auf Quantität als Qualität vollkommen genügt. Weiter wird Strongbeer fabricirt, sowie sogenanntes Smalbeer und auch in diesen beiden Gattungen leisten einzelne Brauereien wirklich Großartiges. Nur muß ich hier bemerken, daß das „Strongbeer", d. h. zu deutsch „das starke Bier" allzu „Belladonnamäßig", das „Smalbeer" aber, zu deutsch „das schwache Bier", allzu „spülichtmäßig" schmeckt, als daß ein vernünftiger Gaumen ein großes Gelüste darnach haben könnte. An diesen vier Biersorten ists jedoch nicht genug, sondern man braut auch Rootbeer oder Wurzelbier, sowie Sassaparillabeer, d. h. ein aus Sassaparilla bereitetes Getränke, und überdem gibts noch eine Menge

anderer ähnlicher Gebräue, welche der Amerikaner mit dem gemeinsamen Worte „Beer" bezeichnet. Wir Deutsche könnten uns nie dazu verstehen, ihnen den Namen Bier zu geben, denn sie sind eigentlich nichts anderes, als Apothekermischmasche, und ihr Geschmack ist meist so widerlich, daß er Jedermann mehr oder weniger Mißbehagen macht. So kommt es denn, daß das Bier überhaupt in Amerika nicht besonders beliebt ist, und sogar der Porter nebst dem Ale konnten nicht durchdringen. Passen doch dieselben mehr für das nebelige Klima Englands, als für die sonnenbeschienene Neue Welt!

Wenn nun aber schon die „Eingeborenen" jenes Landes sich mit derlei Getränken nicht viel abgeben, wie viel weniger die „Eingewanderten"! Die Irländer halten sich, wie wir schon weiter oben gesehen, hauptsächlich an den Schnaps, für den sie sozusagen mit der Muttermilch eine Vorliebe einsaugen, und den Franzosen oder Italienern geht, wie sich, wenn man ihre ursprüngliche Heimath in Betracht zieht, von selbst versteht, nichts über den Wein. Wie verhält es sich aber mit den Deutschen? Ei nun diese trinken freilich Bier, aber nicht das amerikanische, vor dem sie einen Horror haben, sondern vielmehr das deutsche, d. h. das Lagerbier, und man darf mit Recht behaupten, daß diese Biersorte mit der Zeit eine große Revolution in Amerika bewirken wird. Allerdings fabricirt man es bis jetzt wenigstens nur erst in den größeren Städten, in welchen viele Deutsche zusammenwohnen, wie z. B. in Philadelphia und Newyork, in Boston und Cincinnati, in Sanct Louis und Milwaukie, in Buffallo und Easton, in Reading und Detroit u. s. w. u. s. w., während es auf dem Lande sowie in einer Menge von

kleinen Städten, in welchen der Hauptstamm der Einwohner aus Amerikanern besteht, entweder noch gar nicht bekannt ist oder sich doch noch kein Heimathrecht erwerben konnte. Da aber, wo es gebraut wird, ist es bereits zum Volksbedürfniß geworden, und findet selbst bei den Eingeborenen seine vollste Anerkennung, denn Viele trinken es mit größerer Vorliebe, als selbst die Deutschen. Bedenkt man nun, daß vor zwanzig Jahren noch kein einziger Tropfen dieses Bieres in Amerika zu finden war, während fast bereits Tausende von Lagerbierbrauereien floriren und des edlen Gerstensaftes kaum genug fabriciren können; bedenkt man ferner, daß die Erfindung dieses Bieres eine ausländische ist, während die Eingeborenen Amerikas bekanntlich nur für das eingenommen sind, was aus ihrem eigenen Ingenium hervorgeht; bedenkt man endlich, daß die Herstellung jenes Getränkes ganz allein in den Händen der eingewanderten Deutschen ruht, während die Amerikaner den Deutschen gar nicht aufkommen lassen wollen; — bedenkt man dieses alles, so muß man in der That über das Ungeheure des Lagerbierforschrittes staunen. Es ist ein förmlicher Triumphzug, den das deutsche Bier hält, ein Triumphzug, der durch kein Hinderniß abgeschreckt, am Ende ganz Amerika durchwandert, um überall trotz Temperenz, Frömmelei und Nativismus seine siegreiche Fahnen aufzupflanzen! Und nicht blos ein Triumphzug ist es, sondern auch eine glorreiche Errungenschaft, deren Nutzen für Amerika gar nicht abgesehen werden kann. Durch das Lagerbier nemlich werden nach und nach alle jene Hunderte von Mischmaschgetränken, welche bisher im Schwunge waren und noch sind, unterdrückt werden und der Gesundheitszustand des nördlichen Theiles der neuen Welt muß

dann nothwendiger Weise einer gründlichen Besserung entgegengehen! Freilich für jetzt hat man nur erst den Anfang gemacht und es mögen noch hundert oder vielleicht auch zweihundert Jahre vorübergehen, bis dieser herrliche Sieg errungen ist, aber die großartigen Erfolge, welche jetzt schon erreicht worden sind, beweisen, daß die Zukunft dem Lagerbiere bleibt!

Wenn nun also, laut der bisherigen Auseinandersetzung zugegeben werden muß, daß das Biertrinken bis jetzt in Amerika ebenso wenig „allgemein" durchgedrungen ist, als das Weintrinken, welches ist denn dann das Haupt- und Nationalgetränke der Nordamerikaner? Vielleicht der „Cider." oder Apfelmost? Sollte in der That dieser edle Trunk, auf dessen beste Zubereitung bekanntlich die Frankfurter Anspruch machen, in der neuen Welt die Siegespalme über jedes andere „Naß" errungen haben? O nein, davon ist man dorten weit entfernt! Allerdings wächst viel Obst in der Union und in den kultivirten Staaten derselben gibt es fast keine einzige Farm, auf welcher nicht Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, und Pfirsichbäume gepflanzt worden wären; allein auf wie vielen Bauerhöfen oder Farmen läßt sich denn eine Mostpresse auffinden? Wahrhaftig nur in den wenigsten Gegenden, oder eigentlich nur da, wo Deutsche wohnen, denkt man daran, das Obst zum „Mosten" zu benützen, und die Amerikaner selbst füttern die schönen Äpfel lieber dem Vieh, als daß sie sich die Mühe geben würden, dieselben zu mahlen und zu pressen. Nein, der Apfelwein findet keine Gnade vor ihren Augen und wenn ihn auch hie und da ein Yankeefarmer, wenn er bei seinen deutschen Nachbarn davon zu verkosten bekömmt, nicht gerade verachtet, so besitzt er doch weder

Fässer noch Keller, um ihn aufzubewahren. Freilich so bald er sehen würde, daß er ihn um einen ordentlichen Preis in die Städte verkaufen könnte, dann wäre es etwas anderes; allein die Herren Ciderhändler in den Städten ziehen es vor, aus Syrup einen künstlichen Most zu bereiten, denn dieser kostet sie weniger und schmeckt, wegen seiner Süßigkeit, ihren Kunden sogar noch besser als der natürliche.

Was ist nun aber das Nationalgetränke der Nordamerikaner? Die Antwort läßt sich in einem einzigen Worte geben, nemlich in dem Worte „Schnaps.“ Freilich ein trauriges Wörtlein, aber deßwegen doch ein wahres, denn in Nordamerika trinkt die ganze eingeborene Welt „Schnaps“ und nichts als „Schnaps!“ Man hat verschiedene Namen für denselben, als z. B. „Liquor“, „Spirit“, „Brandy“; auch verschiedene Sorten gibt es, wie; „Kornbrandy“, d. i. Fruchtbranntwein; „Gin“ oder Wachholderbranntwein; „Whisky“, d. i. irländischer Kartoffelschnaps; „Shedambrandy“, d. i. Schidamschnaaps; „Cherrybrandy“, d. i. Kirschengeist; „Frenchbrandy“ d. i. Cognac und so noch Dutzende von andern Arten. Doch darin, daß fünfundzwanzig oder dreißig verschiedene Schnapssorten in Amerika ausgeschenkt werden, liegt noch nicht einmal die Haupteigenthümlichkeit jenes Landes, sondern diese ist vielmehr ganz wo anders zu suchen. Was wäre es auch für etwas Absonderliches, wenn alle Schnapssorten, die es nur überhaupt in der Welt gibt, in Amerika eine Heimath hätten? Sie sind ja auch in unsern Ländern zu Hause und wenn sie auch nicht immer von den Wirthen gehalten werden, so findet man sie um so gewisser in den Droguerien. Ueberdieß gibt es unter allen Himmelsstrichen

Schnapstrinker und sogar recht habituirliche; die Schnapsfabrikanten aber und die Schnapsfälscher, die aus Hefen- oder Kartoffelspiritus jede Sorte von Branntwein hervorzaubern, welche man nur irgend haben will, — ei nun, diese liefert unser Vaterland ebenso gut, als Amerika. Kurz also, im Trinken des Schnapses, sowie im Halten der verschiedenen Branntweinsorten oder in ihrer Erzeugung liegt nichts Außerordentliches und dieß ist es auch nicht, wodurch sich Nordamerika vor andern Ländern auszeichnet, sondern das Absonderliche und Eigenthümliche liegt vielmehr in etwas ganz Anderem, nemlich in der Mischung der verschiedenen Schnapsarten, d. h. „in ihrer Mischung mit andern Ingredienzien", wodurch „ganz neue Sorten" von Getränken, die sonst nirgends in der Welt zu Hause sind, entstehen.

In Nordamerika geben sich nemlich was die Temperatur anbelangt, Archangel am Nordpol und Calcutta am Aequator Rendezvous, d. h. Winters ists merkwürdig kalt und Sommers noch merkwürdiger heiß. Mit was soll man sich nun aber, wenns Stein und Bein zusammenfriert, den Magen wärmen? Nun natürlich mit einem heißen Punch oder etwas dem ähnlichen! Schnaps, siedendes Wasser, Zucker und etwelche Gewürze — Herz, was willst du mehr? An der gehörigen Abwechslung fehlts ja nicht, wenn man nur mit den Gewürzen changirt und vielleicht das eine Mal ein Ei dazu nimmt und das andere Mal kein Ei. Wie ists nun aber im Sommer, wenn der Durst mit dem Monate Mai fast riesengroß anwächst? Was kann gegen diesen helfen? Das Trinkwasser, das meist durch stundenlange Wasserleitungen herbeigeleitet wird, ist bekanntlich beinahe immer wenigstens in den

Städten badwarm und einen kühlen Trunk aus dem Keller kann man sich auch nicht holen, einfach weils in Amerika keine Keller (mit alleiniger Ausnahme der deutschen Bierkeller) gibt. Man müßte also verschmachten, wenn ein Ding nicht wäre; dieses eine Ding aber hilft über alle Nöthen hinweg. Und wie heißt nun dieses Ding? Ei nun einfach „Eis"!*) Mit Eis kühlt man das Wasser, mit Eis das Bier, mit Eis den Wein, mit Eis die Limonade, mit Eis jeden Tropfen, den man hinabschluckt. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß das aufgelöste Eis, wenn man den heißen Magen schnell damit abfrischt, ungeheuer schädlich wirkt, und daß sich schon Mancher durch einen solchen Trunk eine schwere Krankheit, wenn nicht gar den Tod geholt hat. Somit müssen diese schädlichen Wirkungen neutralisirt werden, d. h. man muß dem Eiswasser irgend eine Ingredienz beimischen, welche den Magen erwärmt oder wenigstens eine plötzliche Erkältung desselben unmöglich macht. Was ist aber dieses für eine Ingredienz? Natürlich keine andere, als der Schnaps! „Wein" thäte es zwar auch, allein derselbe ist viel zu theuer, als daß der gewöhnliche Mann seinen Durst damit löschen könnte. Ein paar Tropfen unter das Eiswasser gemischt, helfen ja nichts und eine ganze Flasche kostet zum Mindesten, selbst wenn man das größte Lumpenzeug kauft, seine fünfundzwanzig Cents! Da ist es was ganz anderes um den Schnaps und mit einem Gläschen Whisky

---

*) Wir bitten den Leser den nachfolgenden Artikel „Eisverbrauch in Amerika" zu lesen, denn derselbe ergänzt das, was wir hier beim „Trinken" entweder ganz verschwiegen oder nur kurz berühren können.

für drei Cents kann man eine ganze Maas Eiswasser unschädlich machen! Der Schnaps allein also ist im Sommer das Rettungsmittel vor dem Tode, sowie im Winter der Schutzengel vor dem Erfrieren, und es gibt keinen eingeborenen Amerikaner, der sich seiner nicht in allen Jahreszeiten bedienen würde. Allein Brandy, Whisky oder Gin pur oder alleinig mit Wasser genossen schmecken gar schlecht und sogar wenn man etwas Zucker hinzuthut, will ein verwöhnter Gaumen sich nicht zufrieden geben. Ohnehin aber können doch nicht feiner gebildete Herren oder gar vollends Damen Brandy mit Wasser, ohne eine andere Zuthat trinken, wenigstens nicht vor den Leuten, denn dieß würde gar zu ordinär herauskommen! Man mußte daher daran denken, andere Getränke zu erfinden, welche zwar ebenfalls Brandy und Eiswasser enthalten, dagegen aber wegen der verschiedenen Beimischungen, die man ihnen gab, so lieblich schmecken, daß man den Schnaps gar nicht herausriecht. Und sie sind auch wirklich erfunden worden, diese Sorbets! Sie sind erfunden worden diese Mischungen aus Eis und Schnaps, aus Gewürzen und Früchten, aus Natürlichem und Unnatürlichem. Sie sind erfunden worden diese Getränke, deren Namen kaum entziffert und deren Bedeutung kaum erklärt, deren Duft aber jedenfalls nicht übertroffen werden kann! Sie sind erfunden worden durch vieles Studium und gründliche Forschung und nirgends in der Welt sind sie zu Hause, als nur allein in Nordamerika!

Gott möge uns vor dem Versuche bewahren, all die Benennungen und Bezeichnungen dieser verschiedenen Branntweinmischmasche hier herzuzählen; aber einzelne können wir doch nicht unterlassen der Curiosität wegen namentlich

anzuführen, und der geneigte Leser möge sein englisches Lexikon zur Hand nehmen, um es zu versuchen, einen Sinn hinein- oder herauszubringen. Da ist zu zuerst der Gin-Cocktail, der Champagne-Cocktail, der Whisky-Cocktail, der Portwine-Cocktail, der Brandy-Cocktail sowie noch eine Masse weiterer Cocktails; dann kommt der Sherry-Cobbler, der Brandy-Cobbler, der Ginger-Cobbler, und noch ein halbes oder ganzes Dutzend anderer Cobblers; darauf haben wir den Porter-Sandery, den Champagne-Sandery, den Portwine-Sandery, den Cherry-Sandery nebst noch unzählbaren weiteren Sanderys; weiter gibts Brandy-Smash, Mint-Julep, Boban-Whisky, Ginger-Buck-Whisky, Spruce-Beer-Smash, Limon-Brandy-Soda, Egg-Nogg u. s. w. u. s. w.; zuletzt aber kommt noch ein ganzes Heer von Mischungen aus Vanille, Eis und Schnaps, aus Sassaparilla und Schnaps, aus Citronen und Schnaps, aus Soda und Schnaps, aus Chokolade und Schnaps, aus Ananas und Schnaps, aus spanischem Pfeffer und Schnaps (diese letztere Mischung, der sogenannte „Nightcap", oder die Nachtmütze ist besonders Abends vor Bettgehen beliebt und besteht aus einer Auflösung von spanischem Pfeffer, Zucker und siedendem Wasser, allein wer einen herzhaften Schluck davon nimmt, den brennts wie das höllische Feuer), aus Gott weiß was alles und Schnaps! Der Leser darf aber ja nicht glauben, daß alle diese Mischungen fix und fertig in Flaschen dastehen und daß also nichts weiteres dazu gehöre, als die Flaschen zu nehmen und sich einzuschenken, wie man den Wein oder das Bier einschenkt. Im Gegentheil, wer dieß glaubt, ist in einem großen Irr-

thum befangen und kennt Amerika gar nicht. Allerdings stehen in jeder Wirthschaft unmittelbar hinter dem Schenktische oder der Bar auf einem hohen Gerüste, das sich fast wie ein fein gearbeitetes Büchergestell ausnimmt, eine Menge schön geschliffener, in weißer, grüner, rother, gelber, brauner oder schwarzer Farbe blinkender Flaschen, deren jede mit einem duftenden Inhalt gefüllt ist; aber dieser Inhalt besteht blos aus Schnaps, nemlich aus Brandy, Gin, Whisky, Cognac u. s. w., „Mischung“ dagegen ist noch keine vorhanden, sondern diese wird erst vorgenommen im Augenblicke, da man das Getränke verlangt! Wie wäre es auch möglich, dieses Experiment „im Voraus“ schon darzustellen? Würden ja doch die hunderterlei von Getränken, wenn in Gefässen aufbewahrt, einen so ungeheuren Raum einnehmen, daß kein Flaschenschrank groß genug wäre! Müßten doch diese Getränke, wenn sie nicht an demselben Tage genossen würden, elendiglich verderben und wieder ausgeschüttet werden! Schmecken doch die meisten dieser Mischungen nur dann angenehm, wenn sie frischweg unmittelbar nach der Mischung hinuntergeschluckt werden! Läßt sich doch ein Hauptbestandtheil derselben, nemlich das kühlende Eis gar nicht zum Voraus verwenden! Somit werden hinter der Bar nur die Ingredienzien aufbewahrt, aus denen die Mischungen bereitet werden, und es steht dort außer dem Liquor und Schnaps vor allem das Eis in großen Massen. Dann sieht man Citronen, Orangen, Ananas und andere Südfrüchte in merkwürdiger Auswahl. Weiter ist aufgestellt Zucker, Pfeffer, Muskatnuß, Nelken, Vanille, Cacao und eine ganze Legion anderer Gewürze. Endlich aber fehlen auch die Instrumente nicht, deren man zur Bewerkstelligung

der Mischung bedarf, und man erblickt einen Eisbrecher, einen Stößer, eine Schaumgabel, sowie noch eine Menge von andern Utensilien, über deren Handhabung ein Laie sich vergeblich den Kopf zerbricht. Kommen nun die Gäste angeströmt und stellen sich zwölf oder fünfzehn Mann hoch am Schenktische auf, — ei wie flink bewegt sich da der hinter demselben stehende Kellner oder Barkeeper! Jeder der Gäste hat vielleicht etwas anderes zu trinken verlangt, aber der Barkeeper weiß allen gerecht zu werden. Wie hurtig wird bald diese, bald jene Flasche ergriffen, wie fliegt der Arm von einem Gewürz, von einer Frucht zur andern, wie emsig wird gerührt, gestoßen, geschwenkt!*) Wahrhaftig es ist gerade, als ob der Kellner dort hinter dem Schenktisch zehn Arme hätte, so in Sturmeseile wird alles vollbracht, und in fünf Minuten sind zwanzig Gläser, jedes mit einer andern Mischung, gefüllt! Man kann sich nun wohl denken, daß ein äußerst gewandter Bursche

---

*) Der Kurzweil wegen theile ich dem Leser das Recept mit, wie z. B. der Sherry Cobbler „gefixt" wird. Zu diesem Behufe nimmt der Barkeeper zwei große hölzerne Becher. In den ersten gießt er ein Trinkglas gewöhnlichen Rothweins nebst einem halben Trinkglas voll Xeres, fügt sodann zwei Löffel voll weißen gestoßenen Zucker hinzu, sowie ein Paar Stückchen Citronenschale, und drückt endlich eine halbe Orange darüber aus. Den zweiten Becher füllt er halb mit Eis und so bald er dieses klein gestoßen, gießt er den Inhalt des ersten in den Eisbecher herüber. Aber damit ist die Mischung nicht fertig, sondern er fährt nun mit dem Hinüber- und Herübergießen so lange fort, bis der Zucker und das Eis sich vollständig amalgamirt haben und das Ganze einen dicken Schaum bildet. — Aehnlich wird der Mint-Julep bereitet, nur kommt noch Krausemünze hinzu und statt des Xeres nimmt man Rhum, sowie statt des Rothweins — Whisky.

dazu gehört, um all diese Heldenthalten zu vollbringen — ein Bursche so flink wie der Teufel und so alert wie ein Affe. Uebrigens nicht blos ungewöhnlich gewandt, sondern auch ungewöhnlich kenntnißreich muß der junge Mann sein, denn er hat ja all diese Mischungen sämmtlich ohne Ausnahme im Kopf zu behalten. Oder wie? Bliebe ihm etwa Zeit um nach einem Recept zu sehen? Du lieber Gott, er muß ja oft Stunden lang, nicht selten sogar halbe Nächte hindurch in einem fort mischen und abermals mischen, weil immer neue Gäste kommen, denen die früheren Platz machen! Ueberdieß muß er das Geld für die verschiedenen „Trinks" einnehmen und da in Nordamerika viel Papiergeld, dessen Aechtheit stets einer genauen Untersuchung bedarf, vorzukommen pflegt, so ist das Geldwechseln wahrhaftig keine Kleinigkeit. Trotz all dieser vielen Mühe und Arbeit liegt ihm aber auch noch ob, den Schenktisch mit den Gläsern in frisch glänzender Reinheit zu erhalten und es bleibt ihm also keine Minute Zeit, um im Kochbuch nachzuschlagen, mit welchen Bestandtheilen man die verlangten Trinks zu mischen hat. Ha, ihr deutschen Apothekersgehülfen, wie müsset ihr staunen, wenn ihr zum ersten Mal einen solchen Barkeeper handthieren sehet! Ein solches lebendiges Mixtum compositum, eine solche Fluggeschwindigkeit im Mischen geht über euern Horizont! Uebrigens ist auch in der That und Wahrheit nur ein amerikanischer Junge im Stande, eine Stelle dieser Art zu bekleiden! Nur ein solcher schafft sich von Jugend auf in das Geschäft hinein und bringts später zu einer Virtuosität, daß er die vielen hunderterlei Cocktails, Sanderies und Juleps gleichsam „spielend" bereitet! Ja sogar erfinderisch wird er und kredenzt seinen Stammgästen neue

noch nie dagewesene Mischungen, die aus seiner Phantasie hervorgehen und denen er daher einen eigenen in keinem Lexikon zu findenden Namen schöpft! Wie wollten also gegen ihn die Abkömmlinge deutscher oder französischer Nation aufkommen? Wir wollen ihnen kein Unrecht thun, aber sie bleiben hinter einer amerikanischen Bar immer etwas plump und unbehilflich, denn es liegt nicht in ihrem Blute, Schnaps zu mischen!

Das ists, was der Amerikaner trinkt. Wenn uns nun aber schon die Getränke selbst etwas sonderbar vorkommen, so werden wir uns noch mehr über die Art und Weise, „wie" getrunken wird, verwundern. Bei uns in Deutschland hat man besondere Weinhäuser, sowie besondere Bierhäuser. Ja sogar an Schnapskneipen fehlt es nicht und es weiß jeder, wohin er zu gehen hat, wenn es ihn nach einem dieser verschiedenen Getränke gelüstet. Nicht so in Amerika, sondern hier kann man vielmehr in einer und derselben Wirthschaft alles haben, was man will: Cider wie Wein und Bier wie Schnaps nebst allen Mischmaschen des Schnapses. Es gibt hier keine „Abgränzung" des Trinkgeschäftes, sondern die Wirthschaften sind vielmehr „universell" und eine gewöhnliche Kneipe liefert wenigstens dem Namen nach dieselbe Auswahl in Getränken, wie die feinste Conditorei und das nobelste Hotel. Ein deutscher oder französischer Gasthofbesitzer würde vor Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn ein Bauernlümmel käme, um ein Glas Bier oder gar Schnaps zu verlangen; sein amerikanischer College dagegen, und wenn er das Sct. Nikolaushotel besäße, wird einen solchen Gast gerade so gut bedienen lassen, als einen südlichen Plantagenbe-

sitzer, welcher nur Zwanzigdollarstücke in der Tasche hat. Die Gesellschaft in den verschiedenen Wirthschaften der Städte ist daher stets etwas gemischt; doch kann man die Bemerkung machen, daß die Elite der vornehmen Welt sich in den feineren Conditoreien zu treffen pflegt. Hier gehen nämlich nicht blos Herrn, sondern selbst elegante Damen aus und ein und man kann deren daselbst von Morgens bis Abends, ja oft bis in die späte Nacht hinein eine große Menge bemerken. Da sitzen sie und verschlingen Süßigkeiten in horrenden Portionen! Da stehen sie und schlürfen Icecream, d. h. Gefrorenes, Schoppenglasweise, unterlassen es jedoch nicht, dasselbe zur Abwechslung und um den Magen in Ordnung zu erhalten, wenigstens mit einer Kleinigkeit von Brandy zu würzen! Deßwegen sind sie aber auch fein eingerichtet, diese Conditoreien, viel feiner als bei uns zu Lande!*) Ein wohl hundert Fuß langer, obwohl nur fünfundzwanzig Schuh breiter Saal, vollständig mit Teppichen belegt und mit sammtgepolsterten Sesseln besetzt; dazu hin mit Goldspiegeln versehen, die bis zur Erde reichen, sowie mit Krystallvasen von unendlichen Dimensionen; ferner geschmückt mit Blumen aller Art und mit Früchten jeder Zone, daß Einem das Herz im Leibe lacht; endlich strahlend in wunderbarem Gaslicht und duftend nach den Specereien des Morgenlandes, — so ist ein elegantes Conditoreilokal eingerichtet, und zwei lange ungeheure Wirtschaftstische, der eine für das Backwerk, die Confitüren und die Pasteten, der andere für Icecream, für Cocktails und andere Schnapsmischungen dehnen sich in seinem

*) Der Leser vergleiche gefällig hiemit den Aufsatz: „Wie speist man im Lande der Yankees."

Innern, die Hälfte des Raums füllend, aus. Wahrhaftig mehr Reichthum und mehr Eleganz kann man nicht verlangen, aber — was man auch hier haben kann, es bekommts der Lump so gut wie der Millionär, die irländische Straßenkehrerin so gut wie die Lady eines Merchant-Prince! Ein kleiner Unterschied jedoch, der zwischen einer gewöhnlichen Wirthschaft und einer feinen Conditorei besteht, darf nicht vergessen werden, dieweil er dem Ganzen erst die Krone aufsetzt. In der Conditorei nemlich stehen hinter den Schenktischen keine Barkeeper, sondern vielmehr Barkeeperinnen, also Damen, und zwar liebliche, fein geputzte, rosig schauende, in reizender Jugend prangende Damen, aus deren zarter Hand ein Trunk Sorbet doppelt so gut schmeckt, wenn man ihn auch doppelt so theuer als anderswo bezahlen muß.

Auf diese Art trinkt man in den Wirthshäusern Amerikas, allein man trinkt nicht blos in den Häusern, sondern auch „auf der Straße.“ Schon die gewöhnlichen Trinkstuben dehnen sich eigentlich bis zur Straße aus. Einmal nemlich sind, wenigstens während der warmen Jahreszeit, alle Fenster und sogar die Eingangsthüren in die Trinksalons weit geöffnet, so daß man ungestört von außen alles beobachten kann, was innen im Zimmer vorgeht, und zum andern werden auch, wenns die Witterung irgend erlaubt, Stühle, Tische und Bänke vor die Thüre heraus auf das Trottoir gestellt, damit man im Freien Platz nehme, wie auf einer Ausstellung. In Deutschland hält man dieß bekanntlich gerade umgekehrt; denn dort schließt man alle Parterreläden einer Wirthschaft sorgfältig zu, und schleicht sich wo möglich durch einen Nebeneingang oder ein Hinterpförtchen in die Gaststube, um ja von

Niemanden gesehen zu werden. Allein ein solcher Heimlichthuer und Versteckttrinker ist der Amerikaner nicht, sondern er ladet vielmehr alle Welt ein, zuzusehen, wenn er trinkt. Deßwegen sind auch auf den Straßen selbst förmliche Wirthschaften errichtet und es wird in größeren Städten selten eine Straßenecke, wo zwei gangbare Routen sich kreuzen, gefunden werden können, die nicht von einem Sodawasserstand ausgefüllt würde. Es ist dieß eine Bar im Freien, d. h. ein offener dachloser Schenktisch, an welchem man um drei oder sechs Cents außer Sodawasser: Sprucebier, Gingerbier, Sassaparilla, Limonade und andere ähnliche Sorbets haben kann. Ja sogar mit diesen offenen Straßentrinksalons gibt man sich vielfach noch nicht zufrieden, sondern man findet auch „wandernde" Sorbetverkäufer, Nigger mit einer Büchse voll Icecream und einem Kübel voll Limonade, welche Straße auf und Straße ab spazieren, um ihre Waare auszurufen. „Icecream, Icecream," krächzen sie unaufhörlich mit heiserer Stimme und Mitternacht ist vielleicht längst vorüber, während sie noch immer jenes einladende Wort erschallen lassen. Auch finden sich selbst zu so später Stunde der Abnehmer nicht wenige, und den unsauberen Nachtvögeln sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts schmeckt ein Trunk aus ihrem Limonadefaß für drei Cents gerade so gut, als den eleganten Herrn und Damen, die sich um diese Zeit vielleicht noch im Tailorssalon, d. i. in der feinsten, luxuriösesten und großartigsten Conditorei-Restauration Newyorks herumtreiben, ein Glas für einen halben Dollar. So trinkt man also in Amerika allüberall, sogar auf der Straße. Ja selbst die „Apotheken" sind dort zu Trinkstuben eingerichtet, was man in Deutschland kaum glauben wird.

Schütteln Sie nur immer mit dem Kopfe, meine Herren Droguisten; deßwegen bleibt die Sache doch wahr und es gibt keine amerikanische Apotheke, in welcher man nicht „Spirits“, d. h. spirituose Getränke nach Belieben consumiren könnte. Wohlverstanden, wir sagten „amerikanische“ Apotheke, und verstehen hierunter einen von einem Amerikaner gehaltenen Droguerieladen, wollen aber dabei nicht verhehlen, daß selbst viele der in Amerika ansäßigen „deutschen“ Apotheker sich mit dem Branntweinverkauf abgeben, besonders, wenn ihr Lokal in einer Gegend liegt, in welcher mehr Amerikaner und Irländer als Deutsche verkehren. Ohnehin aber gibt sich fast jeder Apotheker in Amerika dazu her, Rootbier, Sodawasser, Limonadesoda, Sassaparillasoda und was dergleichen mehr ist, zu fabriciren, denn warum sollte mans nicht thun, wenns Geld einträgt?

Hieraus sieht man, daß es in Amerika an Trinkgelegenheiten nicht fehlt. Sie werden aber auch benützt und sogar vielfach benützt, obgleich ein Fremder denken könnte, die Lokale stehen die halbe Zeit über leer. Es wird nemlich nach einem ganz anderen Ritus oder Comment getrunken, als bei uns, nach einem Ritus, der mit deutscher Sitte und deutschem Brauch im vollkommensten Gegensatz steht. Wer bei uns Abends ins Wirthshaus geht, der will sich mit seinen Freunden unterhalten und setzt sich daher gemüthlich nieder, um vor ein Paar Stunden nicht mehr aufzustehen. Hievon jedoch weiß der Amerikaner nichts. Auch befindet sich möglicher Weise im ganzen Wirthschaftszimmer nicht ein einziger Tisch, an dem man Platz nehmen könnte, und selbst der Stühle gibt es nur wenige. Alles „steht“ und wer trinken will, geht an den

Schenktisch, wo man ihm einschenkt, was er begehrt; sobald er aber getrunken hat, verläßt er die Bar und meistens auch das Haus. Auf diese Art treiben es sowohl Einzelne als auch ganze Gesellschaften von zehn oder mehr Personen, und es gibt also in Amerika weniger ein „Wirthshausleben", als ein „Straßenleben." Haben nemlich die Herren eins an der Bar getrunken, so gehen sie weiter, eine Straße auf, die andere ab; sie stellen sich an eine Ecke, plaudern, lachen, schreien und gestikuliren mit Händen und Füßen, bekommen dann abermals Durst, treten wieder ins Wirthshaus, trinken eins und eilen von neuem davon. So sind die Lokale nie „andauernd" voll, und vielfach erscheinen sie sogar ganz leer; den großartigen Verkehr aber bemerkt man erst, wenn man längere Zeit genau aufpaßt. Aus dieser Art und Weise zu trinken geht nun auch noch die weitere Sitte hervor, daß man beim Trinken „immer den Hut auf dem Kopfe behält." Es wäre ja doch wahrhaftig nicht der Mühe werth, denselben abzuziehen, wenn man ja schon im nächsten Augenblicke wieder auf die Straße hinausgeht! Somit fällt es keinem Menschen ein, wenn er einen Wirthschaftssalon betritt, seinen Hut an einen Nagel zu hängen; ja es fällt ihm nicht einmal ein, denselben nur zu lüpfen, sondern man grüßt mit Worten oder mit der Hand; der Hut aber bleibt „sitzen!"

Noch eigenthümlicher ist, daß der Amerikaner nie „allein" trinkt. Nie wird man sehen, daß Einer, der ein Wirthschaftslokal besucht, sich ein Glas geben läßt, um es „allein für sich" zu leeren, wie der Deutsche mit seinem Schoppen gewohnt ist. Im Gegentheil irgend Jemand muß mit ihm trinken; irgend einen muß er haben, der

ihm „Bescheid thut" und wenn sich sonst Niemand vorfindet, so fordert er den Wirth oder den Barkeeper dazu auf. Uebrigens betritt der Amerikaner eine Trinkstube selten Solo, sondern meist in größerer oder kleinerer Gesellschaft, und dann ist es immer die ganze Kompagnie, welche zugleich trinkt. Man erhebt die Gläser, winkt sich zu, stößt vielleicht auch an und gießt den Inhalt a tempo hinab: aber — das Bezahlen liegt blos Einem ob, nemlich dem, der zum Trinken aufgefordert hat. Es wäre etwas Unerhörtes zu sehen, daß Jeder für sich seine Zeche bezahlte, sondern wie gesagt, Einer berichtigt immer für Alle. Natürlich jedoch, wenn einige Herrn einen ganzen Abend mit einander von einem Wirthshaus ins andere ziehen, gleicht sich die Sache so ziemlich wieder aus, denn das einemal zieht dieser den Beutel, das anderemal jener. Man heißt diese Sitte „treaten", d. h. freihalten oder traktiren und nie wird man finden, daß ein Amerikaner von derselben abweicht. Im Gegentheil, die Eingeborenen haben es soweit gebracht, daß auch die Eingewanderten den Brauch angenommen haben und nun ebenso stark im „treaten" sind, als die Herren Yankees selbst.

Noch einer Sitte beim Trinken muß ich erwähnen, nemlich der vielen Toaste. Es findet kein Essen, wenigstens kein Festessen statt, ohne daß eine staunenswerthe Menge von Toasten ausgebracht würde, und ich bin daher der Ansicht, daß das Wort „Toast" nicht von dem lateinischen „tostus", wie viele glauben, sondern von dem altenglischen „toss" oder vielmehr von dem Wälischen „tosiaw", d. h. werfen oder anstoßen, herrührt. Bei uns zu Lande begnügt man sich mit fünf, sechs, oder höchstens einem Dutzend von Toasten, in Amerika aber müssens

deren mindestens vierzig und fünfzig, wenn nicht gar hundert sein. Ja wenn die Gesellschaft einmal warm ist, so trinkt niemand mehr, ohne eine Gesundheit auszubringen und natürlich muß dann jedermann, der am Tische sitzt, mittrinken. Merkwürdigerweise übrigens wird in Amerika ein Toast nie oder wenigstens äußerst selten in etwas anderem getrunken, als in Champagner, denn jeder andere Wein gilt als zu gemein für einen solch hochedlen Zweck. Deßwegen ist auch in keinem Lande der Welt, nicht einmal in Rußland, der Champagerverbrauch größer, als in den Vereinigten Staaten; aber ebenso wenig ist dieses Getränke irgendwo in erbärmlicheren Sorten zu treffen, als in diesem gesegneten Lande, und von hundert Champagnerflaschen enthalten sicherlich neunundneunzig nicht blos keinen Champagner, sondern nicht einmal einen Tropfen wirklichen Weines.

Nun, lieber Leser, sage mir offenherzig, ziehst du das Trinken in Amerika oder das in Deutschland vor?

24.

Eisverbrauch in Amerika.

Man liest so oft und viel, daß das Klima Nordamerikas dem Klima Deutschlands vollständig entspreche, und besonders Auswanderungszeitungen, Auswanderungswegweiser, sowie Auswanderungsagenten wissen die Staaten Newyork, Newjersey, Pennsylvanien, Illinois, Ohio, Indiana u. s. w. in dieser Beziehung nicht genugsam zu preisen. Wir wollen nun recht gerne zugeben, daß diese genannten Staaten unter den übrigen der amerikanischen Union noch das beste Klima besitzen, jedenfalls ein besseres, als Virginien, Georgien, Carolina, Florida, Louisiana, Mississippi, Alabama, Arkansas und wie die heißen Distrikte Nordamerikas sonst noch genannt werden mögen. Auch vielleicht ein besseres als die kalte Zone von Massachussets, Maine, Connecticut, Vermont, Jowa, Wiskonsin, Michigan u. s. w. Aber, wenn dem auch so ist, herrscht deßwegen nicht, selbst in den erstgenannten Staaten, ja sogar in dem vielgerühmten Newyork, welches doch den Vorzug vor allen übrigen hat, im Winter eine sibirische Kälte, sowie im Sommer eine afrikanische Hitze und — entspricht dieß dem Klima Deutschlands? Wahrhaftig der Deutsche, insbesondere der Süddeutsche, weiß gar nicht,

wie außerordentlich ihn die Mutter Natur begünstigt hat, und erst wenn er einmal in Philadelphia, Cincinnaty, Baltimore oder Newyork im dichtesten Burnus eingehüllt vor Frost zitterte, oder wenn er bei dreißig Grad Réaumur sich nach einem frischen Lüftchen sehnte, erst dann weiß er, erst dann merkt er, welches Land er verlassen hat. So eisig und lang der Winter, so glühend und entnervend der Sommer! Das Thermometer steigt in den Monaten Juni, Juli und August beinahe regelmäßig bis zur Blutwärme hinauf, und nur selten gibt es Tage von weniger als achtzig Grad Fahrenheit. Allerdings mag es dazwischen hinein vorkommen, daß ein plötzlicher Nordwind das Quecksilber auf fünfzig Grade herabdrückt, und man glaubt dann, selbst in den schnell hervorgeholten Winterkleidern, zu erfrieren; dagegen aber ist's auch keine Seltenheit, daß das Thermometer auf hundert und vier Grade steigt, und dann vermeint Mensch wie Thier, obgleich in träger Ruhe festgebannt, geradezu zu verschmachten. Und dann noch vollends die Nächte! O du Glücklicher in Deutschland, wenn du des Tages Last und Hitze getragen, und magst du auch dabei möglicher Weise dicke schwere Tropfen geschwitzt haben — sobald die Sonne hinter den Bergen verschwindet, säuselt dich ein frischer Zephir an, der Nachtthau fällt und die Athmosphäre kühlt dich so ab, daß du selbst bei geschlossenen Fenstern in sanftem Behagen der Ruhe pflegen kannst! Du bist vielleicht todmüde geworden in Erfüllung deines täglichen Berufes, und deine Glieder wollen dich kaum mehr tragen, aber du darfst sicher darauf rechnen, daß der nächtliche Schlaf dich wieder gestärkt zu deiner Arbeit erwachen läßt! Wie aber in Amerika, nicht im südlichen, sondern vielmehr im mittleren Theile des

nördlichen Amerika, also da, wo es noch am gesündesten ist? Beim Himmel, hundert Grad Fahrenheit bei Tage, bei Nacht aber neunzig oder zum mindesten achtzig! Die Nacht ist also in Philadelphia oder Newyork heißer, als bei dir draußen der heißeste Tag. Und dazu hin nicht das leiseste Regen in der Luft, nicht das geringste Wölkchen am Himmel! Es wird dir, trotzdem du Fenster und Thüren weit offen stehen hast, so außerordentlich schwül in deinem Schlafkabinette, daß du es im Bette, — was sage ich im Bette, nein „auf dem Bette", nicht mehr aushältst, sondern aufstehst, um den übrigen Theil der Nacht in der Yard, d. h. dem Hofe hinter dem Hause, oder auf dem platten Dache deiner Wohnung zuzubringen. Von Schlafen aber kann natürlich auch da keine Rede sein, sondern du legst dich bald auf die eine, bald auf die andere Seite und blickst mit Sehnsucht nach Osten, ob du noch nicht den ersten rothen Streifen der aufgehenden Sonne gewahren kannst. So lebst du aber nicht blos etwa eine einzige Nacht, nein so bist du oft gezwungen, vierzehn Tage, ja vier Wochen hintereinander zuzubringen! Die Menschen werden dann so schlaff und das Blut wird so dünn, daß nur Einer, dessen Constitution von Eisen ist, oder der sich schon an das Klima gewöhnt hat, ungefährdet seiner Gesundheit davon kömmt. Nun aber, du Glücklicher im alten Vaterlande, was weißt du hievon in Deutschland? Gesetzt den Fall jedoch — ein Fall, der übrigens nicht allzu oft vorkommt — die Sonne brenne einmal bei dir draußen eben so heiß, als in Amerika, also viel heißer als es dir genehm ist; gesetzt den Fall, die Hitze genire dich in der That ein bischen stark, hast du dann nicht der kühlen Quellen eine große Auswahl, um deinen lechzenden Gaumen

zu erfrischen? Kannst du nicht, wenn das frische Wasser dir nicht mehr gut genug ist, den kühlen Born im Keller heimsuchen? Gibt es ja doch in deiner Vaterstadt kein einziges Haus, unter dem nicht ein tiefes Gewölbe verborgen läge, ein Gewölbe, dessen dicke Mauern nicht mehr Wärme einlassen, als der Wein, das Bier und der Apfelmost naturgemäß verlangen! Wie aber in den Städten Amerikas? Nicht ein einziges Haus hat einen gewölbten Keller, sondern blos ein Souterrain, oder wie man es dort heißt „Basement", und in diese Lokalität dringt im Sommer die warme Luft gerade so schnell und heftig ein, als im Winter der Frost und die Kälte. Ja zwischen dem „Basement" und den Wohnungen oben herrscht kaum ein Unterschied von einigen wenigen Graden, und Getränke, die da aufbewahrt werden, erreichen in kurzer Zeit einen solchen Wärmegrad, daß sie sich eher zum Baden als zum Trinken eignen. Ueberdieß — wo bleiben in den Städten Amerikas die frischen Quellen? Newyork z. B. besitzt, wie wir weiter oben gesehen haben, des Wassers eine Hülle und Fülle, und zwar eines eben so reinen als klaren Wassers; aber im Winter ist's so kalt, daß Einem die Zähne klappern und im Sommer so warm, daß der Magen die Aufnahme desselben verweigert. Ebenso steht es mit dem Trinkwasser von Philadelphia, von Cincinnati, von Boston, von St. Louis, von Neworleans, von Mobile, von Chigago, von Baltimore und wie die Städte alle heißen mögen. Wasser haben sie alle im Ueberfluß, aber es ist beinahe regelmäßig aus warmen Flüssen gewonnen und bis zur nächsten Quelle müßte man oft stundenweit gehen. Wie wird dir's nun, du armer Deutscher? Die Zunge klebt dir am Gaumen und kein frischer Trunk weit und breit! Das halte ich

nicht aus, sagst du zu dir selbst, und bist im Begriffe, ein wenig zu verzweifeln; aber sei nur getrost, dem eingeborenen Amerikaner geht's wie dir, und er sehnt sich ebenso gut nach etwas Kühlendem, nach etwas Labendem. Darum hat er ein Hilfsmittel erfunden, das den Einwohnern der neuen Welt die Möglichkeit gibt, zu existiren, ohne zu verdursten, und dieses Hilfsmittel ist „das Eis!"

Auch bei uns in Deutschland gefrieren im Winter die Bäche, wie die Seen, und wir haben also ebenfalls Eis in Menge; aber wir bedürfen desselben nicht zur Existenz und lassen es daher meist unbenützt liegen. In Amerika dagegen ist das Eis ein Lebensbedürfniß und ebendeßwegen hat sich auch der Handel mit demselben so großartig gestellt, daß wir ihm wohl einige Worte widmen dürfen. Werden ja doch nicht blos die sämmtlichen südlichen Staaten der Union von den nördlicher gelegenen mit Eis versorgt, sondern es erstreckt sich dieser Handel auch auf Centralamerika und Westindien! Ja selbst Asien und Ostindien liegen den amerikanischen Eishändlern nicht zu entfernt, und in kurzer Zeit dürfte vielleicht sogar Australien von ihnen in Betracht gezogen werden. Es unternahm nemlich schon im Jahr 1805 der Bostoner Handelsherr Frederic Tudor eine Eisverschiffung nach Ostindien und wenn sie ihm auch verschiedener widerwärtiger Umstände wegen keinen Vortheil einbrachte, so ließ er sich doch dadurch nicht abschrecken, zehn Jahre später anno 1815 den Versuch zu widerholen. Seither verging kein Jahr, in welchem nicht eisbeladene Schiffe von Nordamerika aus nach Calcutta, Madras und Bombay abgesegelt wären, und die Ausfuhr steigerte sich von 4325 Tonnen, die sie anno 1832 stark war, im Jahr 1847 bereits auf 51,887

Tonnen. Anno 1850 aber betrug sie 74,591 Tonnen, und in unseren Jahren reicht die Zahl 120,000 kaum zu, wie denn auch mit diesem Transporte mehr als vierhundert Seeschiffe beschäftigt sind. Hatten wir also nicht Recht, als wir diesen Handel einen großartigen nannten?

So sehr er dieses nun aber auch ist, so ruht er doch beinahe gänzlich in den Händen der Bostoner und Newyorker Kaufleute, denn die Hauptproduktion des Eises findet in den Staaten Newyork und Massachussets statt. In ihnen nemlich gibt es eine Menge von kleinen Binnenseen voll süßen Wassers, die sich besonders zur Eisgewinnung eignen und zwar einfach deßwegen, weil ihre merkwürdig reinen Quellen stark genug sind, um das ihnen entzogene gefrorene Wasser im Augenblick wieder zu ersetzen. Ueberdieß liegen sie fast durchaus in der Nähe großer schiffbarer Ströme und erleichtern durch diese ihre Lage die Versendung der Eismassen nach den beiden genannten Städten Boston und Newyork, von denen aus erst die eigentliche Handelsverschiffung beginnt. Kein Wunder also, wenn der kluge Yankee diese Naturvortheile auszubeuten verstand! Die Eisgewinnung nimmt gewöhnlich im Monat Januar ihren Anfang, d. h. nach dem ersten starken Froste, wenn die Eisdecke eine Dichtigkeit von zehn bis vierzehn Zoll erreicht hat. Früher kann man das Eis nicht wohl gebrauchen, weil es sonst nicht consistent genug ist; nun aber wenn vier bis fünf kalte Nächte das ihrige gethan haben, beginnt auf einmal ein außerordentlich reges Leben an jenen Seen, und hunderte von Arbeitern stehen in der Mitte der gefrorenen Wasserfläche, die Decke mit breiten Aexten loszuhauen. Natürlich übrigens geht es bei diesem Geschäft nicht besonders trocken zu, sondern

wenn das Eis aufgehauen ist, so schwimmt das Wasser über dasselbe her und reicht den Arbeitern oft bis zu den Knien herauf. Eben deßhalb sind sie auch durch mächtige Wasserstiefel, welche ihnen bis über die Schenkel reichen, so viel als nur immer möglich geschützt, allein obwohl das Leder die Nässe abhält, so kann es doch nicht vor der Kälte bewahren. Im Gegentheil ist diese oft so groß, daß ein Arbeiter schon nach acht Tagen seine Füße förmlich erfroren hat, und daß ihm dann seine Kur vier Wochen und länger zu thun macht. Ja bei Vielen schälen sich Haut und Nägel von den Zehen los und die Frostbeulen verlassen sie ihr ganzes Leben nicht mehr. Kurz es ist eine schwere, strenge Arbeit, und zwar um so schwerer und strenger, als sie, obwohl mit einer Ablösung von acht zu acht Stunden, Tag und Nacht fortgeht. Dagegen aber darf auch die Bezahlung eine sehr gute genannt werden, — sie beträgt zwei bis zweieinhalb Dollars per Tag — und somit mangelt es nie an Taglöhnern, sondern es finden sich vielmehr immer eine Menge von Burschen ein, die der Hoffnung leben, daß sie den schönen Lohn werden einstreichen können, ohne daß sie ihrer starken Constitution wegen an der Gesundheit beschädigt würden. Das Loshauen der Eisblöcke geschieht von der Mitte des Sees aus in der Richtung gegen das Ufer zu, denn die Verbindung mit dem Festlande darf nie unterbrochen werden, damit die einspännigen Karren, welche das Eis wegführen, nicht gehindert sind, ihre Ladung einzunehmen. Auch ist die Eisdecke beinahe immer stark genug, um Roß und Wagen ohne Anstand zu tragen; sollte übrigens doch einmal ein Fuhrwerk einbrechen, so stehen Rettungswerkzeuge parat und es kommt gewöhnlich alles mit dem bloßen Schrecken

davon. Auf diese Art arbeitete man verschiedene Jahrzehnte hindurch, allein in neuester Zeit ist man darauf gekommen, auch beim Eisen „Maschinen“ anzuwenden, und die Herren Eisproducenten, wenn man nemlich die Unternehmer der Eisgewinnung so nennen darf, befinden sich recht wohl dabei. Vor allem erweist sich die sogenannte „Plane“ oder der Eishobel als ein vortheilhaftes Werkzeug, denn es kommt nicht selten vor, daß eine dicke Lage gefrorenen Schnee's sowie Unreinlichkeiten aller Art den eigentlichen Eisgrund krustenartig bedecken, und natürlich erforderte es früher viele Mühe, diese Kruste durch Menschenhände zu entfernen. Nun aber spannt man ein tüchtiges Pferd vor die „Plane“ und hobelt den ganzen See in kürzester Zeit spiegelglatt ab. Ist dieses geschehen, so bringt man den sogenannten „Marker“ oder die Eissäge in Anwendung und es werden vermittelst dieses Instrumentes lange Furchen in das Eis gerissen, die einander vollkommen parallel laufen und zwar je in einer Entfernung von zweiundzwanzig Zoll. Eine größere Entfernung liebt man nemlich nicht, weil sonst die Eisstücke zu breit würden, und man hat deßwegen lauter Markers von der gleichen Dimension. Sobald nun das Eisfeld auf die genannte Art durchpflügt worden ist, spannt man die Pferde vom Marker ab und an den „Plow-Coulter“, das ist an eine Art von Pflug, mit welchem man Querfurchen zieht. Auch diese Furchen laufen in einer Entfernung von zweiundzwanzig Zoll parallel mit einander und schneiden so tief in das Eis ein, daß sich dasselbe nachher mit Leichtigkeit durch Menschenhände vollends brechen läßt. Auf diese Art erhält man ganz gleichmäßige Eisstücke von je zweiundzwanzig Zoll Länge und zweiundzwanzig Zoll Breite bei

einer Dicke von zehn bis vierzehn Zoll, und man kann nun daran gehen, diese Blöcke in die „Eishäuser zu schaffen. Letztere dienen, wie man sich wohl denken kann, zur Aufbewahrung des Eises bis zur Verkaufszeit, d. h. bis in den Sommer hinein und müssen also so eingerichtet sein, daß das Eis in ihnen nicht schmilzt. Man erbaut sie daher nicht aus Stein, sondern aus Holz und macht lauter doppelte Wände, d. h. man errichtet aus Balken, Dielen und Brettern ein viereckiges Holzhaus und stellt dieses sozusagen in ein zweites größeres Holzhaus hinein, gerade wie wenn man eine kleinere Kiste in eine größere hineinpracticirt. Hierdurch entstehen auf allen vier Seiten zwischen den doppelten Holzwänden hohle Räume, welche man sofort mit feuchter Lohe ausfüllt, und da nun diese Lohe im Winter so stark gefriert, daß sie bis tief in den Sommer hinein braucht, um aufzuthauen, so kann natürlich keine Wärme in die Eishäuser hineindringen. Man darf sich übrigens die Sache nicht so vorstellen, als ob diese letzteren blos kleine Barraken wären, sondern dieselben haben vielmehr eine recht ansehnliche Größe, und es gibt darunter sogar riesenhafte Ungethüme, in welchen nicht weniger als achtzigtausend Tonnen Eis, die Tonne à zweitausend Pfund gerechnet, aufbewahrt werden können. Meistentheils stehen dieselben hart am Ufer des Sees, von welchem das Eis genommen wird, und es ist dann eine leichte Arbeit, die Blöcke in sie hineinzubringen. Man stellt nemlich zu diesem Behufe sogenannte „Elevators" her, d. h. schiefe Ebenen von glatten Brettern, über welche man das leicht rutschende Eis vermittelst tüchtiger Hacken hinzieht und zehn starke Männer schaffen dann mit Leichtigkeit per Tag ihre vierzig bis fünfzig Tonnen hinweg. Mehr Mühe aber

kostet es, wenn die Eishäuser in größerer Entfernung, etwa am Hudson oder einem andern schiffbaren Flusse errichtet worden sind, denn dann muß man nothwendiger Weise die Eisblöcke auf Wägen verladen; allein da diese Wägen eine besonders geschickte Konstruktion haben, so wird man auch mit diesem schwereren Geschäfte in verhältnißmäßig kurzer Zeit fertig. Eigenthümlich ist auch die Art und Weise, wie man das Eis in den Vorrathshäusern aufbewahrt oder vielmehr „verpackt.“ Es wird nemlich dort so gelagert, daß immer ein Block genau den andern deckt, was natürlich nicht unschwer zu bewerkstelligen ist, weil alle Blöcke in Form und Größe mit einander übereinstimmen. Hiedurch erhält man den Vortheil, daß zwischen den verschiedenen Eislagern beinahe gar keine Zwischenräume entstehen, sondern es wird vielmehr der ganze innere Raum vollständig mit Eis ausgefüllt. Somit geht nicht blos kein Platz unnützer Weise verloren, sondern es kann auch nicht viel athmosphärische Luft eindringen, welche bekanntlich das Schmelzen des Eises am meisten befördert. Um übrigens diesen letzteren Prozeß vollständig zu verhindern, stopft man jede Spalte zwischen den Eisschichten mit Sägemehl aus und deckt, wenn das Eishaus voll ist, die obere Lage der Blöcke ebenfalls mit Sägemehl oder Hobelspänen dicht zu. Hierdurch wird, weil Sägemehl und Hobelspäne ganz schlechte Wärmeleiter sind, das Zuwasserwerden des Eises beinahe ganz unmöglich gemacht und selbst, wenn nachher die Sommer noch so heiß sind, bleibt doch die Temperatur im Eishause stets auf dem Gefrierpunkte. Ganz ebenso verfährt man, wenn man das Eis auf größere oder kleinere Entfernungen hin verschifft. Zuerst nemlich bedeckt man den Boden des Fahrzeugs mit einer dicken Lage von Sägespänen, dann thürmt

man die Eisklumpen so fest übereinander auf, daß beinahe gar keine Zwischenräume entstehen, und zuletzt verstopft man selbst die geringsten Spalten mit Sägemehl oder gepulverten Holzkohlen. Kurz man emballirt das Eis vollständig mit Sägespänen oder sonstigen ähnlichen Artikeln und sichert hierdurch dasselbe vor jedem warmen Luftzuge. Auch macht eine solche Emballage keine besonders große Kosten, denn da im nahen holzreichen Staate Maine eine Menge großartiger Sägemühlen bestehen, so gibt es dort so unendlich viel Sägemehl, daß man für ein ganzes Klafter von sechs Fuß im Quadrat nicht mehr als zweieinhalb Dollars zu bezahlen hat.

Auf diese Art verfährt man bei der Gewinnung des Eises auf den Binnenseeen der Staaten Newyork und Massachussets und wenn, wie man weiß, ein mittlerer Eisproducent täglich den ganzen Winter hindurch selten weniger als vierzig Arbeiter nebst zwölf Pferden beschäftigt, die zusammen per Woche wohl ihre tausend Tonnen Eis in die Vorrathshäuser zu schaffen im Stande sind, so kann man sich wohl denken, welche ungeheure Massen dieses Materials dort alljährlich aufgestapelt werden. Ist der Winter günstig, d. h. hält die Kälte in regelmäßigen Interstizien an, so wird ein See sechs- bis siebenmal abgeeist, und dies heißt man dann eine „gute" Ernte, denn eine noch öftere Abeisung kommt nur selten vor, weil man ja dem Wasser Zeit lassen muß, um wieder zu der richtigen Dicke von zehn bis vierzehn Zoll zu gefrieren. Kann man jedoch das Eisen nur drei- oder viermal vornehmen, so wird die Ernte als „schlecht" bezeichnet und man sieht nun der kommenden Hitze mit einiger Bangigkeit entgegen. Die Eisproducenten selbst übrigens machen sich auch aus

einem schlechten Winter nur wenig, dieweil sie den Eispreis sozusagen in den Händen haben. Man muß nemlich wissen, daß die ganze Eisgewinnung nur von wenigen großen Compagnien betrieben wird und zwar einfach deßwegen, weil ein sehr starker Fond dazu gehört, um einem solchen Geschäfte obzuliegen. Einmal kostet die Miethe oder der Ankauf jener Binnenseeen, die das Eis liefern, ein mächtig Stück Kapital und zum zweiten bekommt man die Eismaschinen sowie die Eiskarren nebst den schweren Pferden, die daran gespannt werden, ebenfalls nicht umsonst. Zum dritten steckt viel Geld in den Eishäusern und zum vierten lassen sich die Männer, welche zum Eisen nöthig sind, sowie die Führer der Eiskarren natürlich nur gegen guten Lohn zu dem harten Geschäfte herbei. Kurz die Eisgewinnung erfordert einen starken Fond und es sind in der Stadt Boston allein über sechs Millionen Dollars in dieser Geschäftsbranche angelegt; allein das Kapital trägt seine Zinsen und zwar recht hohe Zinsen. Nehmen wir z. B. an, es verschicke eine Eiskompagnie das Jahr hindurch achtzigtausend Tonnen nach Westindien, so wird sich die Rechnung folgendermaßen stellen. Die Tonne Eis kommt in Allem und Allem, das Ausschneiden, Aufbewahren und Verpacken zusammengerechnet auf zwei Dollars zu stehen und somit betragen die Herstellungs-Kosten der achtzigtausend Tonnen: hundertsechzigtausend Dollars. Etwas höher muß die Fracht nach Westindien angeschlagen werden, denn man bezahlt gewöhnlich zweieinhalb Dollars per Tonne. Setzen wir also für die Fracht zweimalhunderttausend Dollars fest, so beläuft sich die Gesammtausgabe auf dreimalhundertundsechszigtausend Dollars. Nun aber kostet das Eis auf fast allen westindischen Inseln im hohen

Sommer drei Cents per Pfund und folglich wird sich der Verkaufspreis der achtzigtausend Tonnen (einhundertsechzig Millionen Pfund) auf vierhundertachtzigtausend Dollars stellen, d. h. die Compagnie hat, wenn sie in Westindien drei Cents für das Pfund erlöst, einen Reinprofit von hundertzwanzigtausend Dollars. Natürlich übrigens darf sie auf diesen ungeheuren Nutzen nicht immer mit Bestimmtheit rechnen, denn es ereignet sich hie und da, daß das Pfund auf zwei Cents oder gar noch tiefer herabgedrückt wird, und dann kommt nicht blos kein Nutzen sondern ein Schaden heraus. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Verkauf des Eises in Nordamerika selbst, denn auch hier fallen die Eispreise oft so bedeutend, daß der Profit der großen Compagnien sich auf ein Minimum reducirt. Doch diese Fälle gehören unter die Ausnahmen und zwar schon deßwegen, weil die Herren Producenten, sowie sie fest zusammenhalten, den Preis ihrer Waare nach Belieben bestimmen können. Allerdings gibts auch einzelne kleinere Händler und Fabrikanten z. B. solche, die in der Stadt Newyork das Crotonwasser benützen, um Eis zu gewinnen; allein was will eine so geringfügige Konkurrenz besagen? Sie verschwindet in ein Nichts gegenüber den mächtigen Engroshändlern, die durch ihr großes Kapital, sowie durch die Erwerbung der eisliefernden Binnenseen sozusagen ein Monopol erworben haben! Von ihnen hängen ja die sämmtlichen Detaillisten ab und das Publikum muß es sich also gefallen lassen, jeden Ansatz zu bezahlen, welchen die großen Compagnien, deren Direktoren deßhalb alle Frühjahre zu einer Berathung zusammenzutreten pflegen, diktiren. Freilich, wenn kühles nasses Wetter eintritt und wenn in Folge dessen der Eisverbrauch sich bedeutend vermindert, dann

hat es mit dem Diktate der verbündeten Grossisten ein Ende. Dann müssen sie nothgedrungen, um ihre Vorräthe los zu werden, ihre Preise herabsetzen, da sie ja natürlich das Eis nicht bis in den nächsten Winter werden aufbewahren wollen! Allein setzen wir den umgekehrten Fall, den Fall nemlich, daß die Hitze sich immer mehr steigert, wie ist es dann? Werden sie dann nicht das Publikum umsomehr ausbeuten und statt „herab" mit ihren Verkaufsansätzen „in die Höhe" gehen? Wahrhaftig jedes Monopol ist eine Qual für die Menschheit und keine der geringsten Qualen ist das Eismonopol! Aber, fragt nun der Leser, warum tritt man denn in Nordamerika diesem Monopole nicht entgegen? Es gibt ja dort der Flüsse und Bäche eine ungeheure Menge und alle diese Flüsse und Bäche gefrieren im Winter zu, warum sichert sich nicht Jeder höchsteigenhändig seinen Eisbedarf? Ei nun, der Einzelne kann es nicht thun, weil er in Ermanglung einer Eisgrube das Eis nicht aufzubewahren vermag; Händler aber können sich mit der Gewinnung „solchen" Eises nicht befassen, weil ihnen kein Mensch „diese Sorte" abkaufen würde! Die Bäche und Flüsse nemlich liefern nur ein dünnes schieferartiges Eis, welches sozusagen gar keinen Gehalt hat und im Sommer wie Butter hinwegschmilzt. Mit ihm also kann man den großen Compagnien keine Konkurrenz machen, so wenig als mit gepropftem Cider dem Champagner! Aber, fragt man weiter, das Eis der größeren Ströme wird doch wenigstens dick genug werden? Freilich wird es dies, aber gewöhnlich ist das Wasser solcher Ströme nicht hell und klar, sondern vielmehr so mit Lehm- und Sandtheilen geschwängert, daß es ganz schmutzig aussieht; muß also nicht auch das gefrorene Wasser, d. h. das Eis von

Schmuz durchdrungen sein? Ueberdieß sind nicht sehr viele jener Ströme der Ebbe und Fluth zugänglich, so daß ihr Wasser gerade so schmeckt wie das Seewasser? Man nehme nur z. B. den Hudson an, — ist man im Stande, aus seinen Fluthen zu trinken, und sieht nicht das Eis, das er im Winter producirt, gelblich-grau aus, gerade wie wenn er ein gefornere's Meer wäre? Doch die großen oberen Seen, der Ontario-, der Erie-, der George-, der Champlain-, der Seneca-, der Cayuga-, der Oneida-, der Oswego- und der Tanandagua-See, — wie ist's mit diesen? Sie führen doch wahrhaftig kein Salzwasser und sind zudem tief genug, um das festeste Eis von der Welt zu liefern? Vollkommen richtig und es kommen deßhalb auch alle Sommer ungeheure Schiffsladungen dieses Eises nach Newyork herab, das viel wohlfeiler verkauft wird, als die Waare der Eiskompagnien. Aber man betrachte sich einmal selbiges Eis etwas näher, — ist es wirklich eben so „rein," ebenso „weiß" und ebenso „durchsichtig," als das Eis der Binnenseen? Beim Himmel nein, sondern man sieht vielmehr auf den ersten Blick, woher es stammt!

Verwundert sieht uns nun der Leser an und kann gar nicht begreifen, warum denn ein so großes Gewicht auf die durchsichtige Reinheit des Eises gelegt werde. Doch — gibt es einen Menschen in der Welt, der z. B. das Salz nicht rein und klar haben wollte? Gibt es einen Menschen, der sich dazu bestimmen läßt, aus einer unreinen Pfütze zu trinken, blos weil ihr Wasser ihn wohlfeiler zu stehen kommt, als der klar sprudelnde Brunnquell daneben? Ist aber das Eis in Amerika nicht ebensogut oder noch mehr Lebens-Bedürfniß, als das Salz und das Wasser? Oder wo gäbe es auch nur eine Speise, wo nur ein Getränk,

wo nur ein Nahrungsmittel, das dort im Sommer ohne Eis zu genießen wäre? Wahrhaftig die Brandweinschenke ist desselben so gut bedürftig, als das große Hotel und der Metzger brauchts so nothwendig, als der Bierwirth. Ja selbst der Bäcker und Conditor kann nicht ohne Eis auskommen, denn ohne gehörige Abkühlung würde ihnen die Hefe allzuschnell in Gährung übergehen; Käse, Butter und Schmalz aber müßten in wenigen Stunden zerrinnen und zerschmelzen, wenn das Eis nicht wäre! Welcher Krämer könnte also ohne Eis handthieren? Ueberhaupt wie wollte einer in Amerika auskommen ohne Eis, er mag sein, wer er wolle? Denke dir nur, du seiest gewohnt, Morgens früh vor dem Kaffee ein Glas frischen Wassers zu trinken, wie könntest du dir in der neuen Welt diesen Genuß verschaffen, ohne vorher einen hübschen Brocken Eis in den Wasserkrug geworfen zu haben? Denke dir dann die langen Stunden, aus denen der Tag besteht, und denke dir ferner die ungeheure Hitze, die alle Poren deiner Haut öffnet, wie wolltest du es möglich machen, nicht zu verschmachten, ohne Eis? Kurz das Eis ist in Amerika ein Lebensbedürfniß und deßwegen steigert sich sein Verbrauch auch ins Ungeheuerliche! Geschäftsleute, d. h. Grocer, Wirthe, Metzger, Bäcker u. s. w. brauchen täglich nicht etwa nur einige, sondern vielmehr hunderte von Pfunden und Viele kommen nicht unter zehn bis zwanzig Centnern per Tag hinweg. Ja Pfundweise beziehen das Eis eigentlich nur die Privaten, d. h. nicht die reichen und vermöglichen unter denselben, denn bei diesen gehts auch nie unter einem Centner ab, sondern vielmehr die Arbeiter, die kleinen Gewerbsleute und überhaupt die Mittelloseren. Obgleich nemlich die besagte Waare nicht allzu=

theuer zu stehen kommt, denn der Preis varirt gewöhnlich, wenigstens in den östlichen Staaten von Amerika, zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Cents per Centner, so macht es doch eine hübsche Summe Geldes aus, wenn man während der sechs Sommermonate täglich auch nur einen Centner verbraucht. Deßwegen haben auch die ärmeren Leute meist einen Accord mit dem Eismann und beziehen täglich ein Stück von vielleicht sechs oder höchstens acht Pfunden. Hierfür haben sie allerdings im Verhältniß weit mehr zu bezahlen, als derjenige, der täglich das Zwanzig- oder Hundertfache braucht, weil der Eislieferant eben so viele Zeit damit vergeudet, der sechs Pfund wegen vor ein Haus zu fahren, als der zehn Zentner wegen; allein ganz ohne Eis oder auch nur mit einer noch geringeren Portion auszukommen, ist „selbst ihnen" unmöglich, ob sie gleich das Ersparnißsystem weit genug treiben. Was will man also machen? Man zahlt in Gottes Namen, wenn die Reichen den Centner um dreißig Cents bekommen, seine vierzig oder fünfzig Cents dafür, denn Eis muß man einmal haben, da man sonst nicht einmal die Milch vom Abend bis zum Morgen aufbewahren könnte! Eis muß man haben, denn sonst ginge an Fleisch und sonstigen Nahrungsmitteln doppelt oder dreifach so viel zu Grunde, als das Eis selbst kostet! Eis muß man haben, denn ohne dieses müßte Weib und Kind elendiglich verkommen und man brächte den Doktor und Apotheker die ganze Zeit nicht aus dem Hause!

„Und sechs oder acht Pfund sollen zureichen?" frägst du nun verwundert. „Sechs oder acht Pfund in einer Hitze, welche einen ganzen Centner in ein paar Stunden schmelzen muß?" Freilich gehts ein bischen mager zu bei sechs Pfunden, aber es thut sich doch, denn man hat ja

Eisboxen. „Eisboxen?“ rufst du aus. „Was ist denn das für ein curioses Wort?“ Ei nun, ein eigenthümliches Ding ist freilich eine solche Eisbox, aber auch zugleich etwas so praktisches, daß man die Amerikaner wegen dieser Erfindung nicht genug preisen kann. Lieber Leser, denke dir eine gewöhnliche viereckige Kiste oder auch einen in Quadratform zusammengefügten Kasten; denke dir dann ferner, daß diese Kiste oder dieser Kasten mit kurzen Füßen versehen sei, und stelle dir schließlich vor, daß dies besagte Instrument durchaus in grauer Oelfarbe prange, so hast die Form und Gestalt einer Eisbox oder Eiskiste. Freilich gehört noch manches Weitere dazu. Es gehören Schiebfächer hinein, wie in eine Kommode, und der Boden muß ein Loch oder noch besser einen Krahnen haben, um das Wasser des geschmolzenen Eises abzulassen. Die Hauptsache aber ist, daß sowohl der Boden und der Deckel, als auch die vier Seitenwände, also die vordere wie die hintere und die linke wie die rechte, aus „doppelten“ Brettern gefertigt ist, die sich gegenseitig nicht berühren, und daß somit jede Eisbox sozusagen aus zwei Kisten besteht, einer kleineren und einer größeren, welch' letztere die erstere wie ein Ueberzug umgiebt. Genau anpassen darf übrigens, wie schon angedeutet, der Ueberzug nicht, sondern es muß zwischen den beiden Kisten ein leerer Raum bleiben, den man dann mit Sägespänen, mit feinen Eisenabfällen, oder noch besser mit zerstoßenen Holzkohlen ausfüllt. Diese sind nemlich so schlechte Wärmeleiter, daß keine Hitze durchdringt, und wenn man daher eine gehörige Portion Eis in die doppelte Kiste hineinlegt, so wird nicht nur die Luft darin gehörig abgekühlt, sondern das Eis denkt auch gar nicht daran schmelzen zu wollen. Ja sogar bei einem kleinen

Klumpen von nur sechs Pfund brauchts oft voller vierundzwanzig Stunden bis das letzte Brosamchen verschwunden ist, natürlich immer vorausgesetzt, daß man die Box gut verschlossen hält!

Auf diese Art ist eine Eisbox konstruirt und ohne Zweifel hat sich der Leser unwillkürlich hierbei der Construction der großen Eishäuser erinnert, denn beide laufen sozusagen auf Eins hinaus, nur daß die Eisbox als ein Diminutivum vor der Riesenhaftigkeit des Eishauses in ein Nichts verschwindet. In der Kunstsprache nennt man sie „Refrigerator," d. h. einen künstlichen Kältemacher, und damit ist auch ihr Zweck vollständig bezeichnet, denn sie soll sowohl den Keller als auch die Speisekammer (die in Deutschland kühl genug sind, daß nichts in ihnen verdirbt) ersetzen. Was also an Fleisch, an Butter, an Schmalz, an Milch, überhaupt an Eßbarem und Trinkbarem vorhanden ist, das stellt die sorgsame Hausfrau in die Eisbox und alle Morgen, ehe der Eiswagen vor's Haus gefahren kömmt, ist es ihr Erstes, die Box rein und sauber auszuwaschen, damit die Speisen und Geträrke fein frisch und wohlriechend bleiben. So wird's in der kleinsten Familie wie in der größten gehalten und der Bettler oder Lumpensammler hält sich so gut seinen Refrigerator als der Merchant-Prince. d. h. dei fürstliche Kaufherr, welcher über Millionen zu gebieten hat. Nur natürlich findet ein kleiner Unterschied zwischen den Eisboxen statt, denn es gibt Miniaturboxen und Riesenboxen, und der Arme begnügt sich, wie Jeder begreifen wird, mit der geringeren Sorte. Die allerriesenhaftesten übrigens haben nicht die Merchant-Princes, sondern vielmehr die Metzger. In Ermanglung nemlich von kalten unterirdischen Lokalen lassen

sie sich Boxen herstellen, welche eigentlich keine Kisten mehr, sondern im Gegentheile Ungethüme von Behältern sind, groß genug um ein paar Ochsen, einige Schaafe, etwelche Kälber und ein halbes Dutzend Schweine darin zu begraben. Und „begraben" ist auch der richtige Ausdruck, denn unten auf den Boden der Box kommt eine dicke Lage Eis, dann kommt Fleisch in großen mächtigen Stücken, drauf wieder eine dicke Lage mit Eis, sofort abermals Fleisch und zuletzt eine neue dicke Eislage. Somit wird das Fleisch förmlich zwischen Eis eingesargt und nur auf diese Art machen es die amerikanischen Metzger möglich, ihre Waare einige Tage lang aufbewahren zu können. Aber so kalt ist's auch in einer solchen Eisbox, daß, wenn dieselbe ein paar Stunden lang fest geschlossen bleibt, ohne daß man den Deckel auch nur ein einzigesmal öffnet, Eis und Fleisch fest zusammengefrieren, als wären sie nur ein einziger Klumpen!

In vielen Häusern, absonderlich in den Wirthshäusern sowie überhaupt da, wo große Vorräthe vorhanden sind, reicht man mit nur Einer Eisbox nicht zu, sondern muß deren zwei oder drei halten. Jedenfalls bedarf eine Restauration oder ein Hotel eines besonderen Refrigerators für die Küche, sowie eines zweiten für das Getränke. Zwar allerdings wird weder Wein noch Liqueur genossen, ohne daß man ihn durch einen vorher ins Glas geworfenen Brocken Eis abgekühlt hätte, allein die Feinschmecker wissen gar wohl, daß der im Refrigerator „erkältete" Wein weit besser ist, als der Wein, den man mit Eis „verwässert." Ueberdieß wie will man das Bier trinkbar erhalten, wenn es nicht in einem Behälter liegt, dessen Luft vorher vom Eise durchkühlt ist? Eis unmittelbar ins Bier zu werfen,

geht ja durchaus nicht, denn es würde jedenfalls dadurch schaal und ungenießbar, oder stünde möglicherweise sogar ganz um! So sind die Herren Bierzäpfler unbedingt darauf angewiesen, sich große Eisboxen anzuschaffen und unter keinen Umständen darf ein solches Instrument in einer deutschen Lagerbierwirthschaft fehlen. Aber — sie unterscheiden sich doch von den amerikanischen Eisboxen, diese deutschen Lagerbier-Erkältungsbehälter! Es kostet nemlich die kleinste amerikanische Eisbox, ein Ding nur brauchbar für Familien, welche täglich nicht über ein Pfund Fleisch verzehren und deren sonstiger Bedarf hiemit im Verhältniß steht, immerhin noch ihre vier oder fünf Thaler, also zehn oder zwölf Gulden nach unserem Gelde. Freilich ist sie dann auch so gearbeitet, daß man sie ohne Anstand in jedes Zimmer stellen kann, gerade wie wenn sie eine Commode wäre; allein fünf Thaler sind ein hübsches Stück Geld. Ueberdieß, was würde eine vielleicht sechs- oder achtmal so große Box, wie sie die Lagerbierausschenker nöthig haben, kosten, wenn jenes kleine Ding schon so hoch zu stehen kommt? Sicherlich nicht unter dreißig bis vierzig Dollars? Um nun eine solche horrende Ausgabe zu vermeiden, fabriciren sich die meisten deutschen Bierwirthe ihre Refrigerators mit eigener Hand, d. h. sie nehmen eine jener kolossalen Auswandererskisten, welche in Amerika nur allein den Holzwerth haben, kaufen sich für einen Dollar Zink, füttern die Kiste von innen damit aus, damit sie nicht rinne, bohren Löcher hinein für die Hahnen und — der Bierkonservator ist fertig. Eine solche Eisbox hält ohne Zweifel die warme Luft nicht so gut ab, wie die amerikanischen Kisten, welche mit doppelten Wänden versehen sind; auch sieht sie nicht so proper aus,

sondern eher etwas plump und roh; allein was thuts? Man erspart doch seine vierzig Dollars, was einem Kapitale von hundert Gulden gleichkommt!

Der Monat Mai hat begonnen und mit ihm rückt die Hitze heran. Sie kommt nicht nach und nach, oder langsam und deutlich, wie ein deutscher Handwerksmann; nein sie stürmt herbei, wie ein geharnischter Ritter, und wirft alles vor sich nieder, gleich den neu erfundenen Panzerschiffen. Gestern lag noch ziemlicher Schnee auf den Straßen und es blies ein so scharfer Nordwestwind, daß man sich kaum durch den dicksten Winterpaletot schützen konnte; heute lacht der Himmel so hell und die Sonne brennt so heiß, daß man eilig zum Kleiderhändler rennt, um sich mit einem neuen Sommeranzug zu versehen. Also schnell verwandelt sich in Nordamerika der Winter in den Sommer und das Mittelding, den Frühling, den herrlichen veilchenduftenden Frühling kennt man dort gar nicht! Allein, komm nur Sommer, komm nur und bringe Hitze mit, so viel du willst, man hat ja die Refrigerators und vor allem das Eis, welches alle Wärme neutralisirt! Vor wenigen Tagen noch, wie den ganzen Winter hindurch, fuhren die Eiskarren nur vereinzelt und ganz melancholisch durch die Straßen, und Niemand kümmerte sich um sie, als höchstens der Conditor, welcher auch während der kalten Jahreszeit ihrer Waare nicht gänzlich entbehren konnte. Nun aber, am ersten Tage des Sommers, — ei wie hat sich jetzt auf einmal alles umgestaltet! Nicht mehr „einzelne" Karren, sondern ihrer „hunderte" sind vom frühen Morgen an thätig, und ihre Führer lassen nicht mehr die Köpfe hängen, sondern tragen sie hoch und stolz, dieweil nun „ihre" Zeit gekommen ist. Ja sogar den Pferden an den Eiskarren

merkt man es an, daß der schlimme Winter, die Periode der Futterklemme für die Eishändler, vorübergegangen, denn sie schreiten um viel lebhafter einher und ihre glänzende Haut beweist, daß man ihnen mit doppelten Futterrationen zusetzte. Nunmehr muß es vom Flecke gehen, wie dürfte man also noch ferner an den armen Thieren sparen?

„Eis, Eis, Eis" ist jetzt die Losung! Wie mit einem Schlage sind die Oefen aus dem Zimmer verschwunden und die Eisboxen an ihre Stelle getreten. „Eis, Eis" — ohne Eis keine Existenz! Siehst du die nichtsnutzigen Buben, wie sie einem jeglichem Eiskarren nachrennen, sich hintenaufschwingen und einen Abfallbrocken nach dem anderen wegstibitzen, um ihn zu schlotzen, als wenn's Zucker wäre? Siehst du die arme Frau, wie sie mit ihrem Tellerchen angerückt kommt, um sich für einen oder zwei Cents das Labsal des Tages zu verschaffen? Ihr Einkommen reicht nicht zu, um mit dem Eislieferanten einen Lieferungsakkord von täglichen sechs oder acht Pfund abzuschließen, aber einmal im Tage will sie wenigstens einen kühlen Trunk thun und darum kauft sie sich lieber um ein paar Cents weniger Brod, damit sie dafür einen Brocken Eis erhalte! Wie aus dem Boden gezaubert stehen plötzlich an allen Ecken die Sodawasserstände mit ihrem eisgekühlten Trunke und die Mädchen, welche die Vorübergehenden aus ihrem Eislimonadekübel zu einem Cent das Glas erquicken, kann man nach Hunderten zählen. Alle Wirthshäuser haben Thüren und Fenster weit aufgethan, damit die Gäste sich nicht scheuen hereinzumarschiren, und sie kommen auch einzeln, paarweise, zu Dreien, zu Vieren, zu Dutzenden! Durst fühlt ja alles Erschaffene, einen ganz übermäßigen, ja einen immensen Durst! Siehst du die Damen dort in

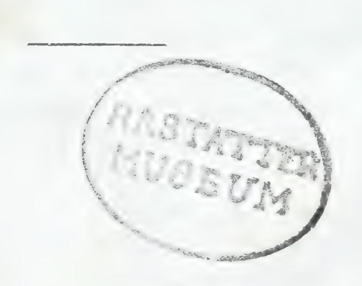
ihrem herrlichen Putze? Sie glänzen fast in feeischer Pracht; sie schweben die Straße herab so leicht, wie tanzende Elfen, und ihre gasdurchsichtigen Kleider nehmen sich so duftig aus, als wären sie aus Mondesstrahlen gewoben. Allein dennoch bestehen sie offenbar nur aus Fleisch und Blut; dennoch fühlen sie wie andere Menschenkinder, denn siehe ihr Durst treibt sie in den nächsten Salon hinein, wo sie sich lachend und schäckernd niederlassen, um Eiscreme in Masse zu verzehren. Gott sei Dank, sie können's thun, ohne daß man sie scheel darum ansieht, denn in Amerika braucht man sich nicht zu geniren und wer Durst hat trinkt, sei er Mann oder Weib, sei's im Wirthshaus oder auf der Straße!

„Eis, Eis, Eis!" Es lockt so einladend, wie die Nix am tiefen Brunnen, aber nimm dich in Acht vor der Nixe! Mit freundlicher Miene lächelt sie dir zu, mit glänzendem Auge winkt sie dir; doch plötzlich faßt sie dich und reißt dich hinab in ihren tiefen Quell, daß du das Sonnenlicht nicht mehr siehst. Gerade so ist's auch mit dem Eis und ein einziger jäher Trunk kann dich tödten. Selbst wenn du gar nicht durch Gehen oder Arbeiten erhitzt bist; ja selbst wenn du stundenweise ruhig dasaßest, ohne nur ein Glied deines Körpers zu rühren, — schütte schnell ein Glas Eiswasser in dich hinein und vielleicht in einer Stunde schon bist du eine Leiche. Besonders du frisch Eingewanderter, der du dich an das Klima noch nicht gewöhnt hast, nimm dich drei- und vierfach in Acht, denn schon Hunderte unserer Landsleute, die sich nicht mehr halten konnten, weil sie vor Durst umzufallen vermeinten, Hunderte, die in der Gier das Eiswasser hineintranken, sind elendiglich an der vermeintlichen Erquickung zu Grunde gegangen. Eis langsam im Munde vergehen lassen magst

du immerhin, — das Wasser kommt dann durch deinen Gaumen erwärmt in deinen Magen. Auch mit Kaffee, mit Wein oder sonstigen geistigen Getränken vermischtes Eiswasser darfst du genießen, aber pures Eiswasser, urplötzlich hinabgegossen, erkältet dich so außerordentlich, daß du entweder alsobald an einem Magenschlag stirbst oder an einer Magenerweichung langsam dahinsiechst. Umgekehrt aber welchen unendlichen Nutzen gewährt nicht das Eis! Wie viele Hunderte von Kranken müßten elendiglich dem Fieber erliegen, wenn man ihre brennenden Schläfe nicht durch Eis zu kühlen vermöchte! Ja wie viele Krankheiten würden nicht förmlich erst in's Leben gerufen ohne jenes köstliche Ingredienz, welches die Binnenseen von Massachussets und Newyork liefern! Ich fühle mich nicht berufen eine medicinische Auseinandersetzung hierüber zu geben, allein man frage den nächsten besten amerikanischen Arzt, so wird man sogleich ins Klare kommen.

Die Größe des Eisverbrauchs in Nordamerika auf Pfunde und Loth anzugeben, bin ich natürlich nicht im Stande, allein um so gewisser ist, daß die Masse, welche daselbst konsumirt wird, in's Ungeheuerliche geht. Verbraucht doch die Stadt Newyork allein jährlich über zweihundert und vierzig Millioren Pfund und ist doch die Consumtion im Süden verhältnißmäßig eine noch weit stärkere! So bezog z. B. New-Orleans im Jahre 1832 zwar erst zweitausenddreihundertzehn Tonnen, allein diese Zahl stieg bis anno 1848 auf achtundzwanzigtausend Tonnen und jetzt reichen deren sechzigsausend, d. i. hundertzwanzig Millionen Pfund kaum zu. Bedenkt man nun, daß die besagte Stadt den Sommer hindurch höchstens hundertzwanzigtausend Einwohner zählt — im Winter steigt diese

Zahl auf hundertsiebenzig- bis hundertachtzigtausend, allein während der heißen Monate fliegt Alles aus, was nicht durch den Geldbeutel oder durch sonstige Verhältnisse sich zum Dableiben gezwungen sieht — so stellt sich heraus, daß jeder Einwohner während der zweihundert heißen Tage, die es dort gibt, täglich seine vier Pfund Eis konsumiren muß. Ist das nicht mehr als uns Deutschen nur möglich scheint? Wenn man übrigens im Eisverbrauch eine Regel feststellen will, so darf man unbedingt annehmen, daß der eingeborene Amerikaner am üppigsten mit demselben umgeht, während umgekehrt der eingewanderte Irländer sich nur wenig daraus macht. Freund Paddy liebt den Schnaps pur und verachtet alle Eiswässerung gründlich. Mitten innen zwischen diesen beiden Menschenracen steht der Deutsche, denn er hält sich an sein Lagerbier und kommt daher mit dem Eise weniger „unmittelbar" als „mittelbar" in Berührung.



25.

Woher haben die Städte in Amerika ihren Namen?

Die Bevölkerung des heutigen Nordamerika ist bekanntlich aus aller Herren Länder zusammengewürfelt und wie sich von selbst versteht, brachten die verschiedenen Einwanderer auch außer ihrer werthen Person ihre ureigenthümlichen Familiennamen mit. Deßwegen trifft man auch in der Union einen Mischmasch von Namen, wie sonst nirgends in der Welt, und Deutschland nebst der Niederlande ist dort ebenso gut vertreten, als Frankreich, Spanien, Portugal, Dänemark, Norwegen, Schweden, Italien, Polen und Rußland. Vorwiegend sind jedoch, wie sich von selbst versteht, die englischen Namen, denn England lieferte ja ein Hauptcontingent zu der amerikanischen Einwohnerschaft und man muß wirklich staunen, wie viele Jones's, Smith's, William's, Taylor's, Davie's, Brown's, Johnson's, Robinson's, Wilson's, Wright's, Hall's, Hughes's, Wood's, Walker's, Lewis's, Green's, Edwards's, White's, Jacksons's, Turner's, Thompson's, Cooper's, Hill's, Clark's, Harrison's, Baker's, Ward's, Morris's, Morgan's, Jame's, King's, Clarke's, Cook's, Allen's, Price's, Phillips's, Parker's, Moore's, Carter's, Richardson's, Lee's, Griffith's, Shaw's u. s. w. u. s. w. in den Vereinigten

Staaten herumlaufen. Hierin also, d. h. in den Familiennamen, herrscht immerhin noch einige Stabilität, allein wie ganz anders verhält sich dieß bei den „Ortsnamen." Wahrhaftig, das ist ein Wirrwarr, daß einem Ethno-, Historio-, Topo- und Geographen ganz angst und bange wird! Es ist ein Durcheinander, daß man glaubt, gar keinen Faden zu finden, der aus dem Labyrinthe herausführe! Andere Länder haben für die Benennung ihrer Städte und Dörfer doch eine gewisse „Norm" oder wenn man lieber will einen gewissen „Typus", und wenn man in Europa einen Ortsnamen hört, so weiß man gleich, ob der Ort ein deutscher, ein französischer, ein italienischer, ein russischer oder ein englischer ist; in Amerika dagegen ist eine solche Unterscheidung pur unmöglich, sondern man befindet sich vielmehr in einem förmlichen geographischen „Chaos". Doch — wir wollen uns dieses vermeintliche Chaos etwas näher betrachten und werden dann finden, daß sich trotz allem dem eine gewisse Ordnung hineinbringen läßt.

Vor allem gibts in Amerika Ortsnamen, welche nicht „aus der Fremde" hereingekommen sind, sondern vielmehr im Lande selbst von Anfang an zu Hause waren. Gelehrte Leute würden diese Namen „Aborigener" oder „Autochthonen" nennen, wir aber sagen einfach, daß sie von den Ureinwohnern, d. h. von den Indianern herrühren. Hieher gehört z. B. das kleine Dörfchen Appomatox in der Grafschaft Amelia im Staate Virginien, sowie das Städtchen Appoquinimink im Staate Delaware. Weiter gibts ein Arapahoe am Plattefluß, ein Chattahooche am Flusse gleiches Namens in Florida, ein Chattanooga im Staate Tennessee und endlich nicht weniger als sechs

Cherokee, welche theils in Südkarolina, theils in Georgien, theils in Ohio, theils in Texas liegen und zur Erinnerung an die einstig große Nation der Chirokesen dienen. Dann sind anzuführen die Ortschaften Chicksawa in Mississippi, Chicksawatchee in Georgien, Chillicothe eine ziemlich bedeutende Stadt in Ohio, Chicago, die große riesenmäßig aufblühende Handelsstadt in Illinois am Michigansee, die jetzt bereits hunderttausend Einwohner zählt, Chillisquaque in Pennsylvanien, Chocktaw in Mississippi, Chutahoma in Mississippi, Churubusco in Südkarolina, Clockamas in Oregon, Cobbessecontee in Maine, Conecuh in Florida, Conewago in Pennsylvanien, Cocksackie in Newyork bei Albany, Currituck in Nordkarolina, Cussawago in Pennsylvanien u. s. w. u. s. w.; an Ortschaften aber, welche den Namen Oneida, Onondaga, Cayuga, Tuscarora u. s. w. führen, fehlt es ohnehin nicht, denn es lebten ja einst an den oberen Seen, also am Ontario und Erie, sowie an den beiden großen Strömen Niagara und St. Lorenz nicht unbedeutende indianische Völkerschaften, welche Oneidas, Onondagas u. s. w. hießen. Kurz nicht wenige amerikanische Städte und Dörfer erfreuen sich indianischer Urnamen und wir könnten dem Leser viele hunderte derselben anführen, wollen uns aber begnügen, außer den bereits genannten diejenigen, deren Namen uns durch ihren Klang besonders auffallend sind, auszulesen. So liegt im Staate Maine die Stadt Damariscota, besteht aber trotz ihres großartigen Namens nur aus einer Mühle nebst einigen wenigen Farmhäusern. Noch prunkvoller erscheint der Name Ichepuckesassa in der Grafschaft Hillsborough im Staate Florida und doch ist es nur ein einzelnes Haus, mit

welchem eine Posterpedition verbunden ist. Fast ebenso unbedeutend ist das kleine Dörfchen Ichaway - Nochaway im Staate Georgien, während dagegen Kalamazoo in Michigan eine Stadt von bedeutender Zukunft genannt werden muß, denn es sind nun kaum zwanzig Jahre, daß die ersten Ansiedler sich dort niederließen, und doch leben jetzt bereits über fünftausend Menschen auf dem Platze. Kanawha in Virginien besitzt eine Salzquelle und dürfte sich also ebenfalls einer bedeutenden Zukunft erfreuen, so=wie auch Kansas, welches am Einfluß des Kansasflusses in den Missouri im Staate gleiches Namens liegt. Kark-henas in Californien ist erst fünf Jahre alt und man kann also noch nicht viel von ihm erwarten, Kaskaskia dagegen im Staate Illinois wurde schon im Jahre 1673 von Franzosen gegründet und ist also die älteste Stadt des Staates, zählt aber doch blos hundert Häuser mit etwa sechshundert Einwohnern. Ebenfalls indianischen Ursprungs ist der Name des Staates Kentucky, welcher auf deutsch so viel heißt, als „der blutige Boden"; eine Stadt Kentucky jedoch gibt es nicht, wohl aber ein Dörfchen Kentuckyville im Staate Pennsylvanien. Ganz dasselbe gilt von dem Staate Connecticut, der seinen Namen vom Connecticutflusse — dieser hieß ursprünglich Quonectacut d. h. „der lange Strom" oder „der Strom ohne Ende" — hat. Auch gibt es ebenfalls keine Stadt Connecticut, sondern nur ein Dörfchen mit Namen: Connecticut-farms in der Grafschaft Essex im Staate New=Jersey. In Jowa am Rande des Mississippi liegt die aufblühende Stadt Keokuk, deren Einwohnerzahl sich von 1840—1860 von einem Menschenpaare bereits auf siebentausend fünfhundert gehoben hat, und fast nicht minder schnell nimmt das

Dörfchen Keosauque, ebenfalls in Jowa am Des-Maine-flusse gelegen, zu. Kewaunee gibt es drei, sämmtlich zum Staate Wisconsin gehörig, aber alle drei sind nur unbedeutende Dörfchen; dagegen scheint Kiamishi in Texas eine bessere Zukunft zu haben, da es am schiffbaren Red-river, d. h. am rothen Flusse liegt. Kinchafoona in Georgien hat seinen Namen vom dort vorbeifließenden Kinchafoona-Bache, ist aber vor der Hand nichts weiter als eine Mahl- und Sägmühle, während Kiskiminetas im Pennsylvanischen und Klamath in Californien bereits als nicht unbedeutende Städtchen bezeichnet werden müssen und wegen ihrer guten Lage an Flüssen einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Lackawanna, Lackawannock und Lackawaxen heißen drei kleine Städte im Pennsylvanischen, deren jedes an einem Flüßchen gleiches Namens gelegen ist; die Stadt Lamasgo dagegen erhebt sich unmittelbar über dem Ohioflusse und dürfte in kurzer Zeit mit ihrer Nachbarin, der Stadt Evansville nur noch ein einziges Anwesen bilden. Weit großartiger als die bisher genannten klingt das Wort Michilimachinac, — der Titel einer kleinen Niederlassung im Staate Michigan, allein etwas Bedeutendes dürfte nie aus ihr werden, da sie für den Handel nicht gut genug gelegen und auch für die Fabrikation wenig paßt; um so mehr dagegen wächst die Stadt Milwaukee in Wisconsin am Michigansee an, denn die ersten Ansiedler ließen sich hier anno 1835 nieder und jetzt zählt der Ort bereits über vierzigtausend Einwohner, worunter vielleicht mehr als zwanzigtausend Deutsche. Außer „diesem“ Milwaukee gibt es noch ein zweites in der Grafschaft Clackamas im Staate Oregon, allein dieses letztere besteht bis jetzt nur aus ein paar Häusern. Viel

bedeutender ist das Dorf Mishawaka im Staate Indiana, und da der St. Josephsfluß, an dem der Ort liegt, bis hieher, wenigstens für kleinere Dampfschiffe, schiffbar ist, so kann eine schnelle Zunahme der Bevölkerung nicht ausbleiben; die beiden Mississinewa dagegen, von denen das eine in der Grafschaft Westmoreland in Pennsylvanien und das andere in der Grafschaft Darke im Staate Ohio zu suchen ist, sind seit Jahren auf dem gleichen Niveau geblieben. Der Name Mississippi ist einer der berühmtesten in Amerika, denn es heißt so jener mächtige Strom, welcher als eine kleine Quelle auf den sogenannten Hauteurs de Terre an der Grenze des britischen Amerika entspringt und nach einem Laufe von dreitausendeinhundertundsechzig englischen Meilen als ein stundenbreiter Fluß sich in den Golf von Mexiko ergießt, weßwegen die Indianer auch ganz Recht hatten, ihn den Missi Sipi, d. h. auf deutsch „das große Gewässer“ zu nennen. Ueberdieß führt diesen Namen einer der größten Staaten der Union, ein Staat, der über dreißig Millionen Acker Landes besitzt, von denen übrigens erst dreieinhalb Millionen für die Kultur gewonnen sind; die Stadt Mississippi dagegegen, welche in dem Staate gleiches Namens am mexikanischen Golfe gegründet wurde, ist bis jetzt nur ein kleines Nest mit einer Postexpedition und einem schlechten wenig benützten Seehafen. Ganz auf die gleiche Weise verhält es sich mit dem Namen Missouri, denn der „Strom“ Missouri ist ebenfalls einer der größten in der Welt und der „Staat“ Missouri gebietet sogar über mehr als dreiundvierzig Millionen Acker Landes; die sogenannte „Stadt“ Missouri dagegen, welche in der Grafschaft Hempstead im Staate Arkansas gesucht werden muß, zählte vor zwei

Jahren, anno 1860, nur erst fünfhundertdreizehn Einwohner. Gerade das umgekehrte Verhältniß findet beim Namen Mobile statt. Mit diesem Worte nemlich bezeichneten die Indianer einen Strom, der aus dem Zusammenfluß des Alabama und Tombigbee entsteht und nach einem Laufe von nur zwanzig Stunden in den Golf von Mexiko einmündet, die Stadt Mobile dagegen ist bei einer Bevölkerung von etwa fünfundzwanzigtausend Seelen bereits jetzt die größte des Staates Alabama und concurrirt wegen ihrer günstigen Lage in commercieller Beziehung sogar mit Neworleans. Montezuma's gibt es nicht weniger als zehn in Nordamerika und dieselben liegen theils im Süden, d. h. in Georgien, Alabama, Tennessee und Kentucky, theils im Nordwesten, d. h. in Indiana, Illinois, Iowa und Wisconsin; zu auch nur einiger Bedeutung hat es aber noch keines derselben gebracht. Ganz dasselbe gilt von den Nash und Nashville, denn man zählt deren sogar siebenzehn, allein sechszehn derselben sehen eher kleinen Weilern als bevölkerten Städten ähnlich, und nur allein das Nashville im Staate Tennessee am linken Ufer des Cumberlandflusses kann eine wirkliche City genannt werden. Ist sie doch die Hauptstadt von Tennessee und zählt bereits jetzt mehr als vierundzwanzigtausend Einwohner! Ebenso steht es mit den drei Natchez, von denen zwei, nemlich das im Staate Ohio, sowie das im Staate Indiana gelegene durchaus keine Bedeutung haben, während das Natchez am Mississippiflusse im Staate gleiches Namens mit ungeheurer Schnelligkeit zunimmt und in wenigen Jahren auf achttausend Einwohner angewachsen ist. Ein nicht minder bedeutender Handlungsplatz dürfte Natchitochez im Staate Louisiana werden, da der Redriver,

an dem es liegt, zu allen Jahreszeiten selbst von größeren Schiffen befahren werden kann. Nebraska heißt ein großes Territorium jenseits des Mississippistroms, aus welchem mit der Zeit mehrere Staaten entstehen dürften; denselben Namen führen aber auch zwei kleine Weiler im Staate Jowa, über welche eigentlich nichts zu sagen ist, als daß sie existiren. Ganz dasselbe gilt von den keinen Ortschaften Neshannock im Pennsylvanischen, Neshkoro in Wisconsin, Neshoto in demselben Staate, Nisqually im Territorium Washington, Noxapatto im Staate Mississippi, Occoquan im Staate Virginien und Oconomewoc im Staate Wisconsin; Oglethorpe dagegen im Staate Georgien am Flintriver macht jährlich bedeutende Fortschritte und zählt jetzt schon, ob es gleich erst anno 1850 gegründet wurde, über dreitausend Einwohner. Der Name Ohio ist allen unsern Lesern bekannt, denn es heißt ja so jener „Fluß“, an welchem die große Stadt Cincinnati liegt, sowie jener „Staat“, in welchem sich mehr als eine halbe Million Deutscher niedergelassen haben; davon aber dürften nur Wenige etwas wissen, daß auch neun „Städte“ oder Niederlassungen in Nordamerika denselben Namen führen. Sie sind jedoch sämmtlich, bis jetzt wenigstens, durchaus bedeutungslos und nur die Ohiocity im Staate Missouri gegenüber dem Einflusse des Ohio in den Mississippi dürfte vielleicht einer bessern Zukunft entgegensehen. Oregon's gibt es außer dem Staate dieses Namens nicht weniger als neunzehn und dieselben sind über die Staaten Newyork, Pennsylvanien, Alabama, Arkansas, Tenessee, Kentucky, Ohio, Michigan, Indiana u. s. w. zerstreut; im Staate Oregon selbst aber liegt blos eines, nemlich Oregoncity am Wilametteflusse mit einer Bevölkerung von

etwa tausend Seelen. Weitere hervorragende indianische Namen sind Passadumkeag im Staate Maine, Passumsik im Staate Vermont, Patascala im Staate Ohio, Patchoque im Staate Newyork, Patoca im Staate Indiana und Patuxent im Staate Maryland, allein sie bestehen fast nur aus wenigen Farmhäusern. Weit mehr Werth dagegen haben die beiden Städte Pawtucket in den Staaten Massachussets und Rhodeisland, denn die erstere zählt etwa viertausend Einwohner, während die letztere sogar von mehr als eilftausend Seelen bewohnt ist und auf dem Pawtucketflusse bedeutenden Handel treibt. Pocahontas gibt es drei, eines in Pennsylvanien, eines in Illinois und eines in Arkansas, aber keines kann auch nur ein mittleres Dorf genannt werden, obgleich der Blackriver, an welchem das letztere liegt, wenigstens für kleinere Dampfschiffe schiffbar ist. Ein größeres Gedeihen haben dagegen die fünf Susquehanna's, welche sämmtlich an Ufern des Susquehannaflusses nach und nach entstanden sind, und nicht weniger im Aufblühen begriffen ist das Städtchen Tappahannoc in Virginien am Flusse Rappahannoc. Auch gilt dasselbe von dem Dorfe Taycheeda im Staate Wisconsin am Winnebagosee, und das Städtchen Tecumsch, so genannt nach dem berühmten Indianerführer dieses Namens, benützt seine Wasserkräfte — es liegt am Raisinflusse in Michigan — so gut, daß es bald als ein Fabrikort von Belang glänzen wird. Von Texas hat wohl jeder Deutsche schon gehört, denn es gibt ja einen nordamerikanischen Staat dieses Namens, welchen verschiedene mediatisirte Fürsten und Grafen unseres Vaterlandes in ein zweites Germanien verwandeln wollten; allein wie Vielen ist es etwa bekannt, daß außer diesem

Staate noch neunzehn andere Texas existiren, lauter kleine Ortschaften, deren nähere Bezeichnung nicht der Mühe werth sein würde? Als eine Eigenthümlichkeit mag es übrigens immerhin gelten, daß keine dieser neunzehn Ortschaften im Staate Texas selbst liegt, sondern daß man sie vielmehr sämmtlich in Illinois, Ohio, Michigan, Indiana, Jowa, Georgien, Pennsylvanien und Newyork suchen muß. Gerade ebensowenig Bedeutung haben die neun Tippecanoe, welche theils in Indiana, theils in Pennsylvanien und Kentucky liegen und sämmtlich dem Flusse Tippecanoe, der übrigens ursprünglich Keth-tip-pe-cenunk hieß, ihren Namen verdanken; eines besseren Aufschwungs aber erfreuen sich die nach dem Wabashflusse, einem der größten Nebenarme des Ohio, getauften Ortschaften und besonders nimmt das Städtchen Wabash, das in der gleichnamigen Grafschaft im Staate Indiana liegt, ungemein schnell zu. Ebenso verhält es sich auch mit Winooski, am Flusse gleiches Namens im Staate Vermont, denn da der besagte Fluß hier einen Fall von zwanzig Fuß hat, so gibt es natürlich Gelegenheit genug, Fabriken, zu denen man einer bedeutenden Wasserkraft bedarf, zu errichten, und dieselbe Zukunft steht auch dem Städtchen Winneshiek im Staate Jowa, sowie der kleinen Niederlassung Yattayabee, welche neuester Zeit in Alabama am Yattayabeeflusse gegründet wurde, bevor.

Aus diesem kurzen Verzeichniß kann der Leser entnehmen, daß es in Nordamerika eine Menge Ortschaften gibt, welche den Ureinwohnern jenes Landes wenn nicht den Ursprung, so doch wenigstens den Namen verdanken. Die meisten derselben sind unbedeutend, allein einige wenigstens wuchsen bereits zu bedeutenden Städten heran und verschiedene an=

dere werden in künftigen Jahren eine Rolle spielen. Im großen Ganzen genommen jedoch verschwinden die „Urnamen“ gegenüber den „geschöpften Namen“ und wir haben also nun zu sehen, auf welche Weise diese Namensschöpfungen entstanden sind. In unserem guten Deutschland finden wir eine Menge von Ortschaften, deren Benennungen „von der Natur“ entlehnt wurden, wie z. B. Adlershorst, Augarten, Bärenloch, Biberach, Birkenruh, Brückenau, Eberbach, Finsterloh, Klausenburg, Kornthal, Landeck, Langenbrücken, Nordhausen, Rothenburg, Schönegründe, Schweinfurt, Zweibrücken u. s. w. u. s. w., — wird dieß nun vielleicht auch in Amerika der Fall sein? Ganz gewiß und die Zahl der Städte und Dörfer, welche in jenem großen Lande nach dem Aussehen der Gegend, in welcher sie gegründet wurden, benannt oder getauft worden sind, ist sogar sehr bedeutend, wie sogleich aus einigen Beispielen klar werden wird. Alligator ist der Name einer der neuen Welt angehörigen Gattung von panzertragenden Eidechsen, welche man in der alten Welt Krokodille nennt, warum werden also wohl drei kleine Ortschaften in Florida, Louisiana und Südkarolina den Namen „Alligator“ erhalten haben? Sicherlich aus keinem andern Grunde, als weil sie in einer Sumpfgegend liegen, in welcher Alligatoren hausen. Ebenso verhält es sich mit verschiedenen Niederlassungen, welche den Namen Apple oder Apple-creek, Apple-grove u. s. w., d. h. Apfel, Apfelbach, Apfellustwald u. s. w. erhielten, und ganz eigenthümlich ist es, daß sich eines dieser Dörfchen in der Grafschaft Bucks im Pennsylvanischen Apple-bach-ville schreibt, denn dieses Wort wurde ohne Zweifel aus dem französischen Ville, dem deutschen Bach und dem englischen

Apple zusammengesetzt. Bear-bone, d. h. Bärenbein, Bear-branch, d. h. Bärenarm, Bear-camp, d. h. Bärenlager, Bear-creek, d. h. Bärenbach, Bear-field, d. h. Bärenfeld, Bear-gap, d. h. Bärenloch, Bear-mont, d. h. Bärenberg gibt es viele Dutzende und alle heißen natürlich deßwegen so, weil früher in der Nähe Bären gehaust haben. Ganz dasselbe gilt der Menge von Dörfern, deren Namen mit Beaver, d. h. Biber, beginnt, und alle die verschiedenen Beaver-brook, d. h. Biberaach, Beaver-creek, d. h. Biberbach, Beaver-dale, d. h. Biberthal, Beaver-dam, d. h. Biberdamm u. s. w. u. s. w. weisen darauf hin, daß vor Zeiten Biber in der Nähe gefunden wurden; der Namen Buffalo aber — und es gibt ihrer eine schwere Menge, obwohl nur Eines, nemlich die Stadt Buffalo am Eriesee, die anno 1801 angelegt, jetzt bereits mehr als hunderttausend Einwohner zählt — erinnert an die Zeit, wo noch „Büffel" im östlichen Nordamerika zu Hause waren. Buenavista's gibt es nicht weniger als siebenunddreißig, und wenn auch keines derselben sich rühmen kann, zu einer großen Stadt angewachsen zu sein, so liegen sie doch sämmtlich in hübschen Thälern und entsprechen somit ihrem Namen „schöne Aussicht" ebenso gut, als die acht Belleview und die vier Bellevue, — von den vielen Belle-air, d. h. Schöneluft, Belle-brook, d. h. Schönebach, Belle-fontaine, d. h. Schöneborn, Belle-fonte, d. h. Schönequell, Belle-mont, d. h. Schöneberg u. s. w. u. s. w. gar nicht zu sprechen. Wasserfall heißt auf englisch Cascade, gerade wie im französischen, und wenn daher sechs nordamerikanische Ortschaften Cascade und eine siebente Cascadecity getauft sind, so wird man sich schon denken können, daß sie diesen Namen blos führen, weil sie neben

einem kleinen Wasserfall liegen. Ebenso verhält es sich mit den zweiundneunzig Dörfern oder Städtchen, die entweder Cedar, d. h. Ceder, oder Cedar-bayou, d. h. Cedergrund, oder Cedar-bluff, d. h. Cederrand, Cedar-creek, d. h. Cederbach, Cedar-grove, d. h. Cederhain u. s. w. u. s. w. heißen, und daß an den Orten, welche den Namen Cherry, Cherry-creek, Cherry-field, Cherry-grove, Cherry-hill, Cherry-valley, d. h. Kirschenbach, Kirschenfeld, Kirschenhain, Kirschenberg, Kirschenthal u. s. w. u. s. w. führen, wilde Kirschbäume wachsen oder gewachsen sind, wird sich Jedermann denken können. Coal, Coal-creek, Coal-port, Coal-valley nennen sich etwa fünfzehn Ortschaften, einzig deßwegen, weil in ihrer Nähe Steinkohlen gegraben werden, und wie sich von selbst versteht, verdankt das Dörfchen Cobalt in der Grafschaft Midlesex im Staate Connecticut seine Benennung einer in der Nähe befindlichen Cobaltgrube; Blooming-valley aber, das der Hofrath Doktor Friedrich Haller, ein Württemberger, in der Nähe von Williamsport im Pennsylvanischen gründete*), sowie die verschiedenen Blooming-dale und Blooming-grove erhielten diese Bezeichnung in Folge der reizenden „mit Blumen bewachsenen" Thalgründe, in welchen sie liegen. Einem umgekehrten Grunde, nemlich ihrer kalten unangenehmen Lage, verdanken die verschiedenen Dutzende von Coldbrook, d. h. Kaltbach. Coldspring, d. h. Kaltbronn, Coldwater, d. h. Kaltwasser u. s. w. u. s. w. ihre Namen, wie aber ein Franzose auf den närrischen Gedanken kam, einer von ihm am Ufer des Missouri in der Grafschaft

---

*) Wir verweisen den Leser in dieser Beziehung auf den Aufsatz: „Economy und Georg Rapp."

Callavay ins Leben gerufenen Niederlassung die Benennung »Cote sans dessin« zu geben, wird manchem unerklärlich bleiben, es müßte denn sein, daß das Missourithal dort ganz trostlos öde und langweilig aussieht. Baumwolle wächst bekanntlich nur im Süden, steht aber dort in so hohem Ansehen, daß wir es ganz natürlich finden müssen, wenn einigen Orten, wo diese Pflanze besonders gut gedeiht, der Name Cotton, Cotton-Gin, d. h. Baumwollenreinigungsmaschine, Cotton-hill, d. h. Baumwollenhügel u. s. w. u. s. w. gegeben wurde. Wie übrigens der Ortsnamen Cotton nur in den südlichen Staaten der Union vorkommt, so der Name Cottonwood nur in Californien und zwar einfach deßwegen, weil der sogenannte Baumwollenbaum (was Cottonwood auf deutsch heißt) nur in Californien wächst. Eine Ausnahme macht jedoch ein kleines Thal in der Grafschaft Bond des Staates Illinois, denn hier sprossen ebenfalls wilde Baumwollenbäumchen empor; allein eben deßwegen hat man auch nicht verabsäumt, die da gegründete kleine Kolonie Cottonwoodgrove, d. h. Baumwollenbaumhain zu nennen. Cowcreek, d. h. auf deutsch „Kuhbach“ heißen einige wenige kleine Dörfchen in Illinois und Missouri, ohne Zweifel, weil sie an einem Bache liegen, welchen die Kühe der Einwanderer auffanden, und ein Dutzend anderer kleinen Niederlassungen erhielt den Namen Crooked-creek, d. h. Krummbach, aus dem einfachen Grunde, weil der Bach, an dem sie liegen, gerade da wo die ersten Ansiedlerhäuser errichtet wurden, eine starke Krümmung bildet. Ebenso der Natur entsprechend sind die Namen Cross-creek, d. h. Kreuzbach, Cross-hill, d. h. Kreuzberg, Cross-roads, d. h. Kreuzweg u. s. w., denn es kreuzen sich da zwei Straßen oder auch führt der

Weg über einen Bach hinüber; warum aber einzelne Ansiedlungen die Benennung Cypress oder Cypress-creek, Cypress-grove, Cypress-inn, Cypress-top, d. h. Cypressenbach, Cypressenhain, Cypressenwirthshaus, Cypressenkopf u. s. w. erhielten, kann sich der Leser ohnehin denken. Darkcorner, d. h. Schwarzeck (dunkle Ecke) heißen einige Dörfchen in den Staaten Georgia und Mississippi, und ein kleines Städtchen in Virginien erhielt den Namen Darksville, weil der erste Ansiedler seine Hütte in einem finstern Thalgrund, aus welchem eine Schwefelquelle hervorrinnt, aufschlug. Nicht minder handgreiflich ist es, warum so viele Ortschaften Deep-cut, d. h. tiefer Einschnitt oder Deep-well, d. h. tiefe Quelle oder Deep-water, d. h. tiefes Wasser erhielten, und daß an den Orten, welchen der Name Deer-creek, Deer-field, Deer-park u. s. w. u. s. w. gegeben wurde, zur Zeit ihrer Gründung viel Rothwild waidete, versteht sich ebenfalls von selbst. Delectable-hill entspricht unserem deutschen Schöneberg und die sechs Dry-creek oder Trockenbach, welche es in den Vereinigten Staaten gibt, heißen nur deßwegen so, weil der Bach, an dem sie liegen, in heißen Sommern auszutrocknen pflegt. Die beiden Drowning-creek erhielten ihren Namen, weil Einer dort ersoffen ist, und die Benennung Duck-creek oder Duck-river weist darauf hin, daß sich allda wilde Enten aufzuhalten pflegten. Ebenso klar ist, woher die neununddreißig Eagle-cliff, Eagle-grove, Eagle-pass, Eagle-rock u. s. w. u. s. w. ihren Namen erhalten haben, denn Eagle heißt ja auf deutsch Adler und auch wir haben in unserem Vaterlande die Ortsnamen: Adlershorst, Adlersberg, Adlersfels u. s. w. Mit dem Vornamen East, zu deutsch Ost, werden eine

Menge Dörfer und Städte näher bezeichnet, gerade wie auch mit den Vornamen North, South und West; allein darin liegt nichts besonderes, sondern es bedeutet dieß nur die Himmelsrichtung, in welcher dieselben zu suchen sind. So weist z. B. die Benennung East-Calais darauf hin, daß dieses Dörfchen östlich von einem andern Calais liegt, während umgekehrt North-Adams einige Stunden weiter nördlich als das eigentliche Adams errichtet wurde. Ebenso verhält es sich auch mit South-Bradfort oder South-Durham gegenüber von West-Bradford, West-Durham u. s. w. Dagegen läßt sich immer mit Gewißheit annehmen, daß die Städte oder Dörfer, deren Namen mit Ost, West, Süd oder Nord beginnt, gleichsam nur „Filialorte" sind, sowie daß man die „Mutterstädte"' denen das Ost, Süd, West und Nord „fehlt", stets in der nächsten Nähe findet, wie denn z. B. East-Newyork nichts weiter ist als eine kleine Ansiedlung auf der Insel Long-Island, drei Stunden von dem eigentlichen Newyork entfernt. Ebenso kann New-Portland als eine nicht unbedeutende Stadt in der Grafschaft Somerset im Staate Maine gelten, East-New-Portland aber, das einige Stunden davon in östlicher Richtung entfernt liegt, besteht bis jetzt blos aus einigen wenigen Häusern, und ganz dasselbe Verhältniß besteht zwischen Woodsstock und North-Woodsstock im Staate Connecticut in der Grafschaft Windham, sowie zwischen hundert oder vielmehr tausend andern, theils größeren, theils kleineren Ortschaften. Auch hat man es merkwürdigerweise noch nicht erlebt, daß eines der Filialorte den Mutterort in irgend einer Beziehung überflügelt hätte, sondern es sind vielmehr bis jetzt alle die Ansiedlungen, die ein Ost, Süd, West oder Nord an der Stirne tragen,

hinter ihren Namensbrüdern und Namensschwestern, welche dieses Wörtleins entbehren, weit zurückgeblieben, die zwei großen Dorfgemeinden East- und West-Feliciana am Mississippi im Staate Louisiana ausgenommen, denn diese beide haben jede für sich die eigentliche Muttergemeinde Feliciana, welche ganz in der Nähe am Bayou-Sarah liegt, sowohl in Beziehung auf Einwohnerzahl als auch in Hinsicht auf ihre Productivität längst hinter sich gelassen. Doch — wir können uns mit diesen Details nicht weiter befassen, sondern fahren fort, das Verzeichniß der Ortsnamen, welche von der Natur entlehnt wurden, durchzusehen. Bei diesem Beginne stoßen wir auf nicht weniger als sieben El-Dorado's, welche theils in Virginien, theils in Kentucky, theils in Missouri, theils in Jowa liegen, allein wir können nicht sagen, ob auch nur eine einzige dieser kleinen Ortschaften den hochtönenden Namen wirklich verdient. Um so gewisser dagegen wissen wir, daß die vier Oertchen Eel, welche sämmtlich am Eelriver im Staate Indiana liegen, mit Recht so getauft sind, denn das genannte Flüßchen führt eine Menge Aale mit sich und es beschäftigen sich deßwegen die Einwohner der vier Eel's hauptsächlich mit dem Aalfange. Elk, Elk-creek, Elk-dale, Elk-garden, Elk-grove, Elk-land, Elk-lick u. s. w. u. s. w. heißen nicht weniger als neunundvierzig Ortschaften, und zwar führen sie natürlich alle diesen Namen deßwegen, weil früher da, wo sie jetzt stehen, Elenthiere zu Hause gewesen waren. Zu irgend einer Bedeutung hat es jedoch keine dieser Niederlassungen gebracht und die bedeutendste derselben ist noch Elk-horn im Staate Wisconsin, welches im Jahr 1841 angelegt wurde und jetzt bereits über fünfzehnhundert Einwohner

zählt. Evergreen, d. h. Immergrün gibt es nur zwei in Nordamerika, eins im Staate Alabama und eins in Südkarolina, und beide sind vollkommen bedeutungslos; um so zahlreicher sind dagegen die Fairfield, d. h. Schönfeld, denn es gibt ihrer nicht weniger als vierundvierzig. Nicht minder groß ist die Menge der Fairhaven, d. h. Schönebucht, der Fairmount, d. h. Schöneberg, der Fairpoint, d. h. Schönepunkte der Fair-ville, d. h. Schönstadt und besonders die Fair-view, d. h. Schöne Aussicht; zu wirklicher Größe hat es jedoch keine dieser Ortschaften gebracht, und die bedeutendste ist noch das Städtchen Fairfield im Staate Connecticut, sowie ein zweites Städtchen dieses Namens, das am sogenannten Big-cedar-creek im Staate Jowa liegt. Die verschiedenen Falls-bridge, d. h. Wasserfallbrücke, Falls-mills, d. h. Wasserfallmühle, Falls-church, d. h. Wasserfallkirche u. s. w. u. s. w. haben ihren Namen offenbar davon, daß sie an einem kleinen Wasserfall liegen, und ebenso leicht ist zu ermessen, woher die Benennungen Fish- oder Fishing-creek, d. h. Fischbach, Fish-pond, d. h. Fischquelle, Fish-lake, d. h. Fischsee u. s. w. u. s. w. kommen. Ganz dasselbe gilt von Ortschaften Flat, Flatland, Flatwoods, denn sie heißen so, weil sie in einer ebenen Gegend liegen und die etliche und vierzig Forest, Foresthill, Foresthouse führen diesen Namen ebenfalls nicht mit Unrecht, denn bei ihrer Gründung waren sie rings von Wald umgeben. Etwas anderes ist es bei den Ortschaften, deren Namen mit Grand beginnt, denn es gibt nicht wenige Grand-falls und Grand-rapids, welche zwar allerdings an Stromschnellen und Wasserfällen liegen, ohne daß man jedoch den Grund, warum diese Schnellen und Fälle »grand«, d. h. „groß“

heißen, begreifen kann. Ebensowenig paßt das Wort Grandville auf die beiden Ortschaften in Illinois und Michigan, welche diesen Namen führen, denn beide sind bis jetzt wenigstens noch ganz unbedeutende Niederlassungen. Am allermeisten jedoch muß man sich wundern, warum ein einzelnstehendes Haus im Staate Arkansas inmitten einer Wildniß die Benennung »Grand-saline« bekommen hat, indem von einem Salzwerk weit und breit nichts zu bemerken ist. Doch die Amerikaner lieben es oft, den Mund etwas voll zu nehmen und sie sind im Stande, einen Ort Grand-view zu betiteln, während man doch von ihm aus, sozusagen, gar keine Fernsicht genießt. Weit mehr der Natur entsprechen die hunderte von Ortsnamen, die mit Green beginnen, als z. B. Green-bay, d. h. Grünbucht, Green-bush, d. h. Grünbusch, Green-camp, d. h. Grünfeld, Green-hill, d. h. Grünberg u. s. w. u. s. w., und dasselbe gilt von allen den Dörfchen, welche mit Gum bezeichnet werden, also z. B. Gum-swamp oder Gum-tree; denn an sogenannten Gummi- oder harzhaltigen Bäumen fehlt es allda nicht. Der Ortsnamen, welche mit einem Hart anfangen, gibt es eine schwere Menge, und nur allein der Hartfords zählt man über fünfundzwanzig; allein man würde sich sehr täuschen, wenn man etwa glaubte, diese Namen haben etwas mit dem deutschen „Hart" zu thun, sondern Hart bedeutet vielmehr im englischen einen Hirsch und die Hartfords heißen also so, weil sie an einer Furth liegen, welche in frühern Zeiten vom Hirschwilde zum Durchpassiren benützt wurde. Eben deßwegen findet man auch kein einziges Hartford, an dem nicht wenigstens ein Bach vorbeiflöße, und eine dieser Niederlassungen, nemlich Hartford im Staate Connecticut, hat es durch

ihre vorzügliche Lage an dem schiffbaren Connecticutriver zu einer großen Bedeutung gebracht, indem sie nicht weniger als dreißigtausend Einwohner zählt, und als eine der reichsten Fabrikstädte in der Union gilt. Eigenthümlicherweise erhielt sie aber den jetzigen Namen nicht gleich bei ihrer Gründung anno 1635, sondern hieß vielmehr über hundert Jahre lang Suckiaug, was in der Sprache der Indianer soviel als Hirschfurth bedeuten soll. Ganz der Natur des Grund und Bodens, auf dem sie stehen, entnommen sind die Benennungen der Ortschaften Hickory oder Hickory-grove, Hickory-hill, Hickory-level u. s. w. u. s. w.; denn es wachsen allda eine Menge jener Wallnußbäume, welche das bekannte harte Hickoryholz liefern, und als ebenso bezeichnend können die Namen High-land, High-ville. d. h. Hochland, Hochstadt u. s. w. u. s. w. oder auch Hill-top. Hill-grove, Hills-view, Hills-ville, d. h. Bergspitze, Berghain, Bergschau, Bergstadt u. s. w. u. s. w. gelten. Ohnehin aber wird keiner unserer Leser daran zweifeln, daß die siebzehn Linden oder auch Lindenville und Linden-wood, welche in den Staaten Jowa, Missouri, Texas, Michigan und Wisconsin zerstreut liegen, den Lindenbäumen, von denen sie umgeben sind, ihre Benennung verdanken, und wir dürfen sogar stolz darauf sein, denn nicht wenige jener Niederlassungen rühren, wie sich schon aus dem Namen ergibt — der Engländer heißt nemlich den Lindenbaum nur selten Lind, sondern beinahe immer Limetree — von deutschen Colonisten her. Leider jedoch hat es keine dieser Ortschaften irgend weiter gebracht, sondern es sind vielmehr lauter kleine Dörfer mit einigen wenigen hundert Einwohnern. Mit Little (zu deutsch Klein) fangen in Nordamerika mehr als hundertundfünfzig

Städte oder Dorfnamen an und wie es eine Menge von East- oder West-Bethels, von North- oder South-Carltons u. s. w. u. s. w. gibt, so findet man auch eine ganze Masse von Little-Detroit, Little-York, Little-Utica, Little-Plymouth; als wirkliche Städte kann aber keines dieser vielen Little's gelten, ausgenommen etwa Little-falls im Staate Newyork am Flusse Mohawk und Little-Rock, die Hauptstadt des Staates Arkansas auf dem rechten Ufer des Arkansasflusses. Sonderbarerweise finden sich bei weitem weniger Ortsnamen, die mit Great oder mit Long beginnen, und überdem sind sie sämmtlich nur unter die Dörfer zu rechnen; an Middle's, d. h. an Niederlassungen, welche den Vornamen Middle d. h. „Mittel" führen, fehlt es dagegen durchaus nicht, und man zählt z. B. nur allein siebzehn Middle-Burg, d. i. Mittelburg, sowie siebenunddreißig Middle-town's oder Mittelstadt. Auch haben von den letztern mehrere eine ziemliche Bevölkerung, wie z. B. Middle-town in Connecticut, sowie ein zweites in Ohio am Miamiflusse, während umgekehrt die Middle-ville's, deren es ebenfalls verschiedene gibt, sämmtlich klein geblieben sind. Daß es nicht wenige Mill, Milltown, Mill-village, Millville, d. h. Mühle, Mühlstadt, Mühldorf u. s. w. u. s. w. gibt, versteht sich von selbst, denn nicht wenige Dörfer und Städte entstanden aus einzelnen Mühlen, welche da oder dort an einem Flusse erbaut wurden; auffallen dagegen muß es — wenigstens einem Europäer — daß unter diesen verschiedenen »Mills« auch ein »Mill-heim", sowie ein »Mill-hausen", das letztere in Indiana, das erstere in Pennsylvanien gelegen, zum Vorschein kommt, also zwei Dörfer, deren Name, wie man deutlich genug sieht, aus dem englischen und deutschen zusammen-

gemischt wurde. Allein das Corrumpiren der deutschen Sprache ist in Nordamerika zu Hause und wir könnten noch eine Menge weit eclatanterer Beispiele anführen. Gibt es nun übrigens viele »Mills«, so sind die »Mounts« noch viel zahlreicher, und wir finden z. B. nicht weniger als siebenunddreißig Mount-Pleasant, d. h. Berglust, und verhältnißmäßig ebenso viele Mount-Airy, d. h. Luftiger Berg, oder Mount-Joy, d. h. Freudenberg, oder Mount-Hope, d. h. Hoffnungsberg u. s. w. u. s. w. Irgend eine Berühmtheit hat jedoch keines dieser Mount's erhalten, Mount-Auburn und Mount-Vernon abgerechnet. Ersteres ist zwar nur ein Kirchhof, den die Stadt Boston im Jahr 1831 anlegte; allein er hat eine so schöne Umgebung und wurde so prächtig ausgestattet, daß er sogar mit dem berühmten Kirchhof Greenwood-Cemetry von Newyork wetteifern kann; Mount-Vernon im Staate Virginien aber zieht außer seiner schönen Lage am Potomacflusse schon dadurch die Aufmerksamkeit der Fremden wie der Eingeborenen auf sich, daß es der Landsitz des Generals Washington war, auf welchem dieser nach Beendigung des Unabhängigkeitskriegs lebte und starb. Wenn man daher in Amerika von Mount-Vernon spricht, so versteht Jedermann diese frühere Residenz Washingtons darunter, ob es gleich außerdem noch zweiunzwanzig andere Mount-Vernon's gibt, worunter sogar ein Städtchen im Staate Ohio in der Grafschaft Knox, welches gegen fünftausend Einwohner zählt. Gerade wie mit »Mount«, so geht es auch mit dem Wörtchen »Oak« und es gibt z. B. nicht weniger als achtundzwanzig Oak-Land, d. h. Eichenland, während die Oak-Hill, d. h. Eichenhügel, die Oak-Field, d. h. Eichenfeld, die Oak-Forest, d. h. Eichen-

wald, die Oak-Dale, d. h. Eichenthal, die Oak-Grove, d. h. Eichenhain u. s. w. u. s. w. nicht minder zahlreich sind. Doch dürfen wir hiebei nicht vergessen, anzuführen, daß kein einziges dieser vielen Oake's es über den Begriff eines Dörfleins hinausgebracht hat, sondern daß viele derselben nichts sind, als einzelnstehende Poststationen mitten in einer unbewohnten Gegend. Etwas seltener kommt die Benennung Oyster-Bay oder Oyster-Pond, d. h. Austernbucht, Austernteich u. s. w. u. s. w. vor, und wie natürlich liegen alle die sogenannten Dörfchen hart am Meere, d. h. da wo Austern gefangen werden, also entweder am atlantischen oder am stillen Ocean; umgekehrt dagegen sind die zehn Panther-Creek. Panther-Springs, Panther-Fork und Panther-Gap, d. h. Pantherbach, Pantherquelle, Pantherspitze, Pantherloch u. s. w. sämmtlich im Innern des Landes, oder vielmehr in den wildesten Districten von Kentucky, Arkansas, Südkarolina und Tennessee zu suchen. Mit dem Namen Paradise bezeichneten die Nordamerikaner ein ganzes Dutzend Ortschaften, allein ob nur eine einzige derselben es wirklich verdient, ein Paradies genannt zu werden, lassen wir dahingestellt, und jedenfalls ist ihre Lage nicht besonders gut gewählt, denn sie blieben sammt und sonders unbedeutende Colonien. Noch beliebter als das Wort Paradise ist das Wort Pleasant, welchem unser deutsches „anmuthig" oder „lustig" entspricht, und es gibt daher der Dörfchen Pleasant's etliche und zwanzig, während etliche und fünfzig andere Ortschaften Pleasant-Hill, Pleasant-Valley, Pleasant-Retreat, Pleasant-Springs, d. h. Lusthügel, Luftthal, Lusteinsamkeit, Lustquell u. s. w. u. s. w. getauft sind. Unzählig sind aber vollends gar die Nieder-

lassungen, deren Namen mit Spring, d. h. Quelle beginnt, und nur allein der Springfield — um von den vielen Springville, Springgarden, Springhill u. s. w. u. s. w. gar nicht zu sprechen — zählt man fünfundsechszig. Auch haben es etwelche darunter zu einer wirklichen Bedeutung gebracht, wie z. B. Springfield in Massachussets am linken Ufer des Connecticutflusses, eine Stadt, deren Bevölkerung bereits auf fünfzehntausend Seelen angewachsen ist (ihr erster indianischer Name war Agawam, allein schon anno 1640 erhielt sie durch die englischen Colonisten, welche sich hier niederließen, ihre jetzige Benennung), ferner Springfield im Staate Ohio am Zusammenflusse des Madriver mit dem Lagondabache, das zwar erst im Jahr 1803 gegründet wurde, aber bereits jetzt seine zehntausend Einwohner zählt, sowie endlich Springfield am Sangamonflusse, welches, obgleich gar erst anno 1822 angelegt, doch schon zu einer Stadt von achttausend Seelen angewachsen ist und im Jahr 1840 zur Hauptstadt des Staates Illinois erwählt wurde. Weit bescheidener treten die neun oder zehn Stillwater auf und es läßt sich von ihnen nichts weiteres anführen, als daß sie sämmtlich an still dahinfließenden Bächen oder auch an kleineren Seen liegen, deren fischreiche Eigenschaften zur Ansiedlung aufmunterten. Eines derselben übrigens scheint eine bedeutendere Zukunft vor sich zu haben, nemlich Stillwater im Staate Minnesota am westlichen Ufer des Saintcroix-Sees, welches seine ersten Ansiedler im Jahre 1843 sah und nun bereits von mehr als zweitausend Menschen bewohnt ist. Fast dieselbe Bewandtniß wie mit dem Worte Spring hat es mit dem Worte Water und es gibt eine Masse von Waterfords, d. h. Wasserfurth, Watertowns, d. h. Wasser=

stadt u. s. w. u. s. w. allein es würde uns zu weit führen, wenn wir über alle die Orte, deren Name der Natur entnommen ist, einen detaillirten Bericht liefern wollten, und somit schließen wir diesen Abschnitt unseres Aufsatzes mit dem Worte Auraria, welches nichts anderes bedeutet als „Goldstadt“ und in Nordamerika zweimal vorkommt. So großartig und volltönend nun aber auch der Name ist, so würde man sich doch sehr täuschen, wenn man etwas besonderes hinter diesen beiden Auraria's suchte, denn das eine derselben liegt im Staate Georgia in der Grafschaft Lumpkin mitten zwischen Bergen, in welchen man Gold zu finden hoffte und ist nicht einmal so groß als bei uns ein ordentlicher Marktflecken, das andere aber, das in den Felsengebirgen am Pikes-Peak zu suchen ist, besteht bis jetzt blos aus drei Holzbaraken, nemlich einem Wirthshause der geringsten Sorte und zwei sogenannten Stores oder Kaufläden, in welchen außer Kleidern, Stiefeln u. s. w. zu horrenden Preisen alle die Werkzeuge ausgeboten werden, deren Goldgräber benöthigt sind.

Wir haben nun gesehen, daß es in Nordamerika eine Menge Städte und Dörfer gibt, die entweder einen indianischen Urnamen führen oder deren Bezeichnung ihrer natürlichen Lage entspricht; wohl zehn- oder zwanzigmal so groß aber ist die Zahl derjenigen Ortschaften, welche nach dem Namen berühmter Männer getauft wurden. Auch sind hierunter nicht blos nordamerikanische Berühmtheiten zu verstehen, obwohl man diesen den Vorrang gegeben hat, sondern die Notabilitäten der alten Welt mußten ebensogut ihren Namen hergeben, und zwar sowohl die der Neuzeit als die der längst verschwundenen Jahrhunderte. Ja man darf mit Recht behaupten, daß beinahe kein einziger

Name übergangen wurde, welcher nur irgend historisch merkwürdig geworden ist, und oftmals that man hierin eher zu viel als zu wenig. So gibt es z. B. eine große Masse von Adams oder Adams-ville — soviel ich weiß nicht weniger als achtundfünfzig — wohlverstanden aber nicht „Adam" sondern „Adams", denn alle diese Ortschaften erhielten den besagten Namen keineswegs zur Erinnerung an unseren Stammvater Adam, sondern vielmehr zu Ehren der beiden früheren Präsidenten John und John Quincy Adams, deren erster anno 1826, der zweite aber anno 1848 starb. Ebenso hatte auch der englische Dichter Addison seine Verehrer in der Union, denn eilf Dörfer sind nach ihm getauft; Alba dagegen gibt es nur eines, obgleich bekanntlich der Herzog Alba in längst vergangenen Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt hat. Möglicherweise jedoch verdankt ihm die berühmte Stadt Albany am Hudson, die Hauptstadt des Staates Newyork, welche über siebzigtausend Einwohner zählt, ihren Namen, obgleich es wahrscheinlicher ist, daß derselbe aus dem indianischen „Aul-ba-ne" korrumpirt wurde. Alexander finden wir neun, sowie ferner sechszehn Alexandria, und alle diese fünfundzwanzig Ortschaften erhielten diesen Namen zur Verherrlichung des großen Eroberers Alexander; zu einer bedeutenden Stadt wuchs jedoch nur eine einzige derselben an, nämlich Alexandria im Staate Virginien, am rechten Ufer des Potomac, das einen ziemlichen Handel treibt und etwa zehntausend Einwohner haben mag. Noch beliebter war der Name Anderson, den es gibt deren nicht weniger als zweiundzwanzig, ohne daß jedoch eines derselben einen besonderen Umfang bekommen hätte; nach dem berühmten Bonaparte dagegen wurden nur zwei kleine Dörflein getauft, eins in

Jowa und das andere in Illinois. Zahlreicher sind die Bolivar's, deren man in den Staaten Mississippi, Alabama, Texas und Missouri ein ganzes Dutzend zählt, und der Burlington's gibt es gar vollends einunddreißig, von welchen wenigstens drei, nemlich das in Vermont am Champlainsee, das in New-Jersey am Delawareflusse und das in Jowa am Mississippi darauf Anspruch machen können, Städte genannt zu werden. Dem berühmten Dichter Byron zu Ehren erhielten zehn Ortschaften den Namen Byron, der alte Römer Cato aber brachte es blos auf zwei Weiler, deren einer — der im Staate Tennessee in der Grafschaft Cocke gelegene — noch überdieß nur aus einigen wenigen Häusern besteht. Etwas eifrigere Verehrer hatte der berühmte Redner Cicero, denn es gibt fünf Cicero's, worunter eines im Staate Newyork am Oneida-See mit etwa dreitausend Einwohnern; allein die Parteilichkeit der Nordamerikaner liegt klar zu Tage, wenn man bedenkt, daß einem Mann, der dem Cicero nicht im mindesten ebenbürtig ist, nemlich dem jetzt noch lebenden nordamerikanischen Staatsmann Lewis Cass zu Ehren mehr als zwanzig kleine Niederlassungen Cass oder Cassville getauft wurden. Auch der Name des unter den alten Römern so hoch gepriesenen Lucius Quinctius Cincinnatus wollte nicht recht ziehen, denn es gibt in der ganzen Union nur drei Cincinnatus, sowie fünf Cincinnati, und sieben derselben sind dieses Namens gar nicht werth. Das achte dagegen, das am Ohiofluß im Staate Ohio gelegene, zeichnete sich um so mehr aus, denn obwohl es erst am sechsundzwanzigsten Dezember des Jahres 1788 angelegt wurde, so wuchs es doch in wenigen Jahrzehnten zu einer wahren Riesenstadt an und hat jetzt mehr als zweimalhunderttausend Einwohner. Weit mehr Ehre that

man dem bekannten Amerikaner Henry Clay an und im ganzen genommen taufte man nicht weniger als fünfundfünfzig Ortschaften — sie sind übrigens alle nicht über das Niveau einer Dorfgemeinde hinausgekommen — nach seinem Namen, während nur ein einziges kleines Anwesen im Staate Mississippi am Flüßchen Tombigbee zur Erinnerung an den bekannten französischen Finanzminister Jean Baptist Colbert — „Colbert" heißt. Noch auffallender erscheint es, daß es in ganz Amerika nur ein einziges Colon — es liegt im Staate Michigan in der Grafschaft St. Joseph — gibt, allein man machte die Ungerechtigkeit wieder gut, indem man siebenundzwanzig Ortschaften Columbus sowie dreiundfünfzig andere Columbia nannte. Auch haben mehrere derselben eine nicht geringe Bedeutung erlangt, so z. B. Columbia in Pennsylvanien in der Grafschaft Lancaster am Susquehannaflusse mit etwa sechstausend Einwohnern, ferner Columbia-City, die Hauptstadt des Staates Südcarolina mit achttausend Seelen, weiter die Stadt Columbus im Staate Georgien am Chattahoochee-Flusse, welche erst anno 1828 gegründet wurde und doch schon über siebentausend Einwohner zählt, sowie endlich Columbus-City, die Hauptstadt des Staates Ohio am Scioto-Flusse mit etwa achtundzwanzigtausend Seelen. Cook gibt es nur drei, trotzdem der Weltumsegler James Cook einer der berühmtesten Schiffskapitäne war, die es je gab; Cooper und Coopersville dagegen heißen nicht weniger als achtundzwanzig nordamerikanische Ortschaften, ohne Zweifel sämmtlich zu Ehren des Romanschriftstellers James Fennimore Cooper. Nicht minder gefeiert wurde der nordamerikanische Staatsmann William Henry Crawford, denn obwohl er erwiesenermaßen während seiner Kriegsministers-

Periode von 1849 bis 1850 die Union um mehr als eine halbe Million Dollars betrog, so taufte man doch sechsundzwanzig Ortschaften nach ihm. Auch der Crittenden zählt man etwa ein halb Dutzend und nach unserem berühmten Landsmann De-Kalb, welcher während des Unabhängigkeitskrieges bekanntlich eine große Rolle in Nordamerika spielte, nennen sich nicht weniger als sechszehn kleine Städtchen und Dörfer De-Kalb; De-Ruyter dagegen konnte ich nur eines finden, nämlich in der Grafschaft Madison im Staate Newyork, und dazu hin ist es noch ein ganz erbärmliches Nest, obgleich Michael Andrianssohn de Ruyter der berühmteste Seeheld, den Holland je geboren, genannt werden muß. Noch mehr fiel mir auf, daß der nicht minder berühmte Bartholomeo Diaz, welcher das Cap der guten Hoffnung zum erstenmal umschiffte, ganz vergessen blieb, gerade wie auch der russische Feldherr Diebitsch-Sabalkanski, allein wer kann allen Menschen gerecht werden? Nicht so schlimm erging es dem früheren Großpensionär Jan de Witt von Holland, welchem neun Ortschaften nachbenannt wurden, und auch der früher viel gelesene Dichter John Dryden, welcher anno 1701 in England verstarb, brachte es zu der Ehre, seinen Namen in drei nordamerikanischen Ortschaften verewigt zu sehen; zweifelhaft aber bleibt es, ob die verschiedenen Douglas, welche die Union aufweist, zur Verherrlichung des bekannten schottischen Grafen-Geschlechtes dieses Namens, oder zum Andenken eines gewissen unlängst verstorbenen amerikanischen Senators John Douglas so benannt worden sind. Auch Abdel-Kader, der große muselmännische Franzosenbekämpfer sieht sich in Amerika verewigt, denn ein Yankee, welcher im Staate Jowa, in der Grafschaft Clayton am Turkey-

river (der Fluß heißt so, weil es daselbst viele wilde Truthühner gibt) eine Mühle erbaute, gab seinem Anwesen den Namen El-Kader, während ein anderer Nordamerikaner, ein hoher Verehrer des griechischen Alterthums, einer von ihm an einem Nebenflüßchen des Hudson gegründeten Niederlassung den Namen Esopus schöpfte. Ebenso mußte auch der hochberühmte griechische Mathematikus Euklides seinen Namen zweimal mißbrauchen lassen, denn man findet ein Dörfchen Euklid an den Ufern des Eriesees im Staate Ohio und ein zweites im Staate Newyork in der Grafschaft Onondaga. Weit zahlreicher sind die Essex, von denen verschiedene schon im siebzehnten Jahrhundert gegründet wurden, allein außer dem Städtchen Essex im Staate Vermont in der Grafschaft Crittenden, das etwas über zweitausend zweihundert Einwohner zählt, brachte es kein einziges zu einer größeren Bedeutung, und fast ganz dasselbe gilt auch von den fünfundsiebzig Ortschaften, welche zu Ehren des französischen Generals Lafayette entweder Fayette und Fayetteville oder Lafayette und Lafayetteville getauft wurden. Die meisten derselben nemlich sind ganz unbedeutend geblieben und nur allein Fayetteville im Staate Nordcarolina am schiffbaren Flusse Cate-Fear mit einer Bewölkerung von etwa achttausend Einwohner, sowie Lafayette im Staate Louisiana am Wabashriver mit einer Einwohnerzahl von zehntausend Seelen können wirkliche Städte genannt werden. Ein noch geringfügigeres Ansehen haben die fünf Fabius, welche dem Fabius Cunctator, dem großen Gegner des noch größeren Hannibal, nachbenannt worden sind, und selbst unter den zwanzig Fillmore's. welche diesen Namen aus Respekt gegen Millard Fillmore, einen der letzten Präsidenten der Vereinigten

Staaten (1849—1852), erhielten, gibt es nicht ein einziges, das auch nur tausend Einwohner hätte. Möglicherweise dürfte jedoch sich einmal Fillmorecity, eine kleine Kolonie mitten in der Wildniß im Territorium Utah am Nuquinflusse (einem Nebenarm des Nicolets) zu einem größeren Anwesen erheben, wenn erst die nach dem stillen Ocean projektirte Eisenbahn daran vorbeiführt; für jetzt aber besteht die ganze „City“ aus zwei Stores und zwei Wirthshäusern, deren Frequenz von den Karawanenreisenden nach Oregon und Kalifornien abhängt. Unendlich viel zahlreicher als die Fillmore's und Lafayette's sind die Franklin's und Franklinsville, denn es gibt deren nicht weniger als hundertdreiundvierzig, so daß fast in jedem Staate der Union vier oder fünf Ortschaften dieses Namens (im Staate Ohio allein einundzwanzig) vorkommen. Man wollte nemlich den berühmten Benjamin Franklin, der sich um Nordamerika so große Verdienste erworben, wie natürlich ist, besonders hoch ehren und glaubte dies nicht besser bethätigen zu können, als wenn man recht vielen neuentstandenen Kolonien seinen Namen beilege, aber leider war man in der Auswahl so unglücklich, daß die meisten dieser Niederlassungen trotz des berühmten Namens, den sie an der Stirne tragen, total bedeutungslos geblieben sind. Viele derselben bestehen nur aus einer Gruppe weniger vereinzelt liegender Häuser, und wenn auch einige, wie z. B. das Franklin in Louisiana am kleinen Teche-Bache, dann das Franklin in Indiana am Young-Bache, sowie endlich das Franklin in Ohio am Cuyahoga-Bache groß genug sind, um achtzehnhundert bis zweitausend Einwohner zu beherbergen, so haben doch auch sie durchaus kein städtisches Ansehen. Gerade so verhält es sich auch mit den achtunddreißig

Ortschaften, welche den Namen des Erfinders der Dampfschifffahrt Robert Fulton tragen und die bedeutendste derselben ist noch das Fulton am Ohioflusse in der nächsten Nähe von Cincinnati, mit welchem es dereinstens noch zusammenwachsen wird. Gleich nach Fulton stoßen wir auf einen Namen, der ganz wohlgefällig in unsere Ohren klingt, nemlich auf den Namen Guttenburg, welcher zweifellos unserem deutschen Guttenberg entspricht; allein trotz dem Johannes Guttenberg, genannt Gänsfleisch, der Erfinder der Buchdruckerkunst war und also von den republikanischen Yankee's besonders hoch geehrt werden sollte, so gibt es doch in ganz Nordamerika nur eine einzige Ansiedlung dieses Namens, nemlich im Staate Jowa am Mississippiflusse, ungefähr fünfzehn Stunden oberhalb Dubuque, und nicht Amerikaner, sondern Deutsche waren es, welche dieselbe in's Leben riefen. Ebensowenig Ehre erwies man dem Befreier der Deutschen, genannt Hermann der Cherusker, und auch nur ein einziges kleines Städtchen, das bekannte Hermann am Missouri im Staate gleiches Namens, führt seinen Namen. Natürlich übrigens verdankt es seine Entstehung ebenfalls nicht den Amerikanern, sondern einer Compagnie von Deutschen, welche sich im Jahre 1837 dort ansiedelten. Um so zahlreicher sind die Hamilton's, deren es nicht weniger als dreiunddvierzig gibt, alle so genannt zu Ehren Alexander Hamilton's, welcher sich um die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika hoch verdient gemacht hat. Eine größere Bedeutung erlangte übrigens blos Hamilton im Staate Ohio am Miamiflusse und Miamikanale, das wegen seiner günstigen Lage bereits bis auf mehr als sechstausend Einwohner angewachsen ist, während verschiedene andere kaum auf den Namen eines

Dörfleins Anspruch machen können. Das Schicksal Hermann's und Guttenberg's theilt der berühmte carthaginensische General Hannibal, dem zu Ehren ebenfalls nur zwei Dörfer, eins im Staate Newyork und das andere im Staate Missouri, „Hannibal“ getauft wurden; der beinahe ebenso berühmte Hanno aber, der Gegner Hannibal's, brachte es kaum dahin, daß ein kleines Städtchen im Staate Illinois seinen Namen führen durfte. Etwas ganz anderes ist es um den Namen Harrison, denn Wiliam Henry Harrison war geborener Amerikaner, machte als Lieutenant ein paar Indianer-Feldzüge, sowie später als Obrist den Krieg von 1812 gegen England mit und wurde dreißig Jahre darauf sogar Präsident der Vereinigten Staaten. Kein Wunder also, wenn nicht weniger als neunundachtzig Städtlein und Dörflein den Namen Harrison, Harrisonburg, Harrisoncity, oder Harrisonville führen, denn man mußte doch einen solch hochverdienten Mann ganz besonders ehren! Leider jedoch wuchs von allen diesen Niederlassungen keine einzige zu einer größeren Stadt an und sogar Harrisoncity in Pennsylvanien, zwölf Stunden von Pittsburg entfernt, ist trotz des Namens City bis jetzt wenigstens nur ein Dorf geblieben. Gleich nach Harrison stoßen wir auf den Namen Hecker, d. h. auf den Namen jenes bekannten badischen Abgeordneten und Revolutionsmannes, welcher anno 1849 nach Amerika flüchtete und sich in der Nähe von Bellevue im Staate Illinois, unweit der großen Stadt St. Louis, eine Farm kaufte. Ihm wurde nemlich die Ehre angethan, daß man eine kleine Poststation in der Grafschaft St. Clair im Staate Illinois „Hecker“ benamste und somit gehört er unter die Notabilitäten, welche Nordamerika mit Unsterblichkeit bedacht hat; doch dürfte

es noch verschiedene Jahrzehnte dauern, bis aus der einzeln stehenden Poststation, oder vielmehr aus dem einzeln stehenden Wirthshaus mit Postexpedition auch nur ein Dörflein geworden ist. Da sieht es mit dem Andenken des Helden Hector, des Tapfersten im Heere der Trojaner, doch etwas besser aus; denn ihm zu Ehren führen drei Ortschaften in Nordamerika die Benennung Hector, und eine derselben, nemlich die im Staate Newyork unweit des Senecasees, zählt sogar gegen siebentausend Einwohner. Noch mehr geehrt wurde der Besinger seiner Thaten, der große Dichter Homer, und es gibt deßhalb nicht weniger als zwölf Homer nebst einem dreizehnten Homerville; leider jedoch sind sie bis jetzt wenigstens alle ziemlich klein und bedeutungslos geblieben. Nach unserem berühmten Landsmann Humboldt wurden fünf Städte getauft, drei in Californien, die vierte in Jowa und die fünfte in Wisconsin. Städte übrigens sind sie eigentlich keine, sondern erst die Anfänge von solchen; doch hat das Humboldt in Wisconsin am Milwaukee-Flusse bereits eine ansehnliche deutsche Bevölkerung, und auch dem in Jowa dürfte wegen seiner Lage am Des Moines-Flusse eine bessere Zukunft blühen, als manchen andern Städtlein der Union. Nun kommen wir auf einen Namen, der alle bisherigen bei weitem überstrahlt, nemlich auf den Namen des berühmten Andrew Jackson, des Helden von New-Orleans, der zweimal den Präsidentenstuhl der nordamerikanischen Freistaaten bestieg und um welchen die ganze Union Trauer anlegte, als er am achten Juli 1845 auf seinem Gute Eremitage bei Nashville verstarb. Ihm zu Ehren führen nicht weniger als hundertsiebenundachtzig Weiler, Dörfer und Städte den Namen Jackson und es kommen also auf jeden Staat Nordamerika's 5, sage fünf

Jackson's! Eine große Bedeutung hat übrigens kein einziges erhalten, ausgenommen etwa das Jackson am Pearl-river, welches als Hauptstadt des Staates Mississippi figurirt und etwa viertausend Einwohner zählt. Nächst ihm kommt Jackson im Staate Michigan am Grandriver, mit dreitausendfünfhundert Bewohnern und Jacksonville am Mowestar-Flüßchen, einem Nebenarme des Illinoisstromes, in welchem die besten Erziehungs-Anstalten des ganzen Staates Illinois zu finden sind; alle die hundertundachtzig andere Jackson's aber machen ihrem populären Namen keine besondere Ehre. Beinahe gerade ebenso ergeht es den vielen Ortschaften, welche des Thomas Jefferson wegen, der bekanntlich der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika war, und dadurch daß er die anno 1776 erlassene Unabhängigkeits-Erklärung entwarf, besonders bekannt ist, Jefferson, Jeffersoncity, Jeffersontown oder Jeffersonville getauft wurden. Ihrer sind es nemlich nicht weniger als hundert und neun, allein eine eigentliche Stadtrolle spielen nur Jeffersoncity, die Hauptstadt des Staates Missouri, am rechten Ufer des Missouriflusses, sowie Jeffersonville in Indiana am Ohioflusse, gerade gegenüber von Louisville. der größten Stadt des Staates Kentucky. Doch haben es selbst diese zwei auf nicht mehr als je fünfunddreißighundert Einwohner gebracht, und sie dürften daher am Ende noch von Jefferson im Staate Texas, das an einem schiffbaren Nebenarme des Redriver liegt, und, obgleich erst anno 1843 angelegt, bereits jetzt gegen zweitausend Einwohner zählt, überflügelt werden. Auch Seine Majestät König Jerome von Westphalen, der bekanntlich in seiner Jugend eine Amerikanerin mit Namen Patterson geheirathet hatte, fand seine Anhänger

und wir stoßen auf zwei Jerome, sowie auf ein Jeromeville — alle drei Dörfer von je fünfhundert bis tausend Einwohnern; den Namen des hochberühmten Freiheitshelden Kosciusko dagegen führt nur eine einzige Ansiedlung, ein kleiner Weiler im Staate Mississippi an einem Nebenarme des Pearl-Flusses. Um so mehr beeilten sich die Nordamerikaner den jetzt noch lebenden Ludwig Kossuth zu veneriren und nicht weniger als zehn Ortschaften wurden nach ihm getauft; natürlich aber sind sie, weil sie sämmtlich erst in den letzten Jahren gegründet wurden, noch ziemlich klein und einwohnerlos. Auch der tapfere Leonidas, welcher bei Thermopylæ siegte, wurde nicht vergessen, und kommt im Staate Michigan zweimal vor; also gerade so oft wie der Name des großen Reformator Luther, der in dem Dörfchen Luthersville in Georgien in der Grafschaft Meriwether, sowie in der ebenso kleinen Niederlassung Luthersburg in Pennsylvanien in der Herrschaft Clearfield seine spärliche Verherrlichung fand. Mit weit mehr Glorienschein umgab man den Namen Madison, denn James Madison war ja in den Jahren 1809 bis 1817 Präsident der Vereinigten Staaten, und man wird es daher natürlich finden, daß man nicht weniger als einundachtzig Ortschaften nach ihm benannte. Von besonderer Bedeutung sind übrigens nur zwei derselben, nemlich Madison im Staate Indiana am Flusse Ohio, ungefähr vierzig Stunden unterhalb Cincinnati, mit vierzehntausend Einwohnern, sowie Madison im Staate Wisconsin am sogenannten Fourth Lake, der selbst für größere Dampfboote fahrbar ist. Im Jahr 1836 stand hier nur erst ein einziges Holzhäuschen, jetzt aber ist die Bevölkerung bereits auf mehr als viertausend Seelen gestiegen und überdem wurde der Ort zur Hauptstadt des

Staates, in welchem er liegt, erwählt. Noch öfter als der Name Madison kommt der Name Monroe vor und es gibt nicht weniger als siebenundachtzig Ortschaften, welche zu Ehren des anno 1831 verstorbenen James Monroe, der von 1817 bis 1825 im weißen Hause zu Washington residirte, so getauft wurden. Groß sind sie aber alle nicht und das bevölkerste von ihnen ist noch die Stadt Monroe im Staate Michigan am Raisin-Flusse, eine Stunde oberhalb dessen Einmündung in den Eriesee, denn ob sie gleich erst anno 1835 angelegt wurde, zählt sie doch bereits über fünftausend Einwohner und nimmt mit jedem Jahre um zwanzig Prozent oder noch mehr zu. Montgomery gibt es neunundzwanzig und die meisten derselben sind überdieß ziemlich bedeutungslos, nur allein Montgomerycity, die Hauptstadt des Staates Alabama, ausgenommen. Diese nemlich liegt am linken Ufer des Alabamaflusses und beschäftigt durch den bedeutenden Handel, den sie nach New-Orleans hinabtreibt, so viele Menschen, daß die Einwohnerzahl sich in wenigen Jahren auf neuntausend Seelen gehoben hat. Auch der Name Morgan ist in Nordamerika einheimisch, denn man zählt nicht weniger als einundzwanzig Morgan's oder Morgantowns; ob man jedoch hiedurch die berühmte englische Schriftstellerin dieses Namens oder aber den berüchtigten Freibeuter und Flibustier Morgan, welcher anno 1670 die Stadt Panama einäscherte und von allen Seeräubern als der größte Mann seines Jahrhunderts venerirt wird, ehren wollte, lasse ich dahingestellt. Etwas sparsamer gingen die Yankee's mit dem Namen Napoleon um, denn es gibt nur sieben kleine Ortschaften, welche diesen Titel führen, und selbst der hochberühmte Admiral Nelson brachte es auf nicht mehr als zehn Nelson's oder

Nelsonsville. Noch schlechter kam der große Dichter Ovid weg, denn es gibt nur sechs Dörflein dieses Namens; um so zahlreicher dagegen sind die Ortschaften, welche mit den vier Buchstaben „Penn" beginnen. William Penn, der hochberühmteste unter allen Quäckern, war ja der Gründer und Gesetzgeber jener mächtigen Kolonie, welche ihm zu Ehren Pennsylvania, d. h. „Penn' s Waldgegend" getauft wurde, warum hätte man also nicht auch einer Menge anderer Niederlassungen den Namen Pennsville, Pennsburg, Pennsgrove u. s. w. geben sollen? Fast ebenso oft stoßen wir auf den Namen Pitt, Pittsburg, Pittstone, Pittstown, Pittsfield u. s. w. und wir dürfen keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie sämmtlich zu Ehren des großen englischen Ministers William Pitt so getauft worden sind. Namentlich ist dieses der Fall bei der Stadt Pittsfield im Staate Massachussets mit etwa achttausend Einwohnern, sowie bei der großen Handels- und Fabrikstadt Pittsburg in Pennsylvanien, welche bereits über hundertundzwanzigtausend Einwohner zählt, und deren Lage am Zusammenfluß des Alleghany und Monongahela (von hier an heißen dann die beiden vereinigten Ströme Ohio) nicht glücklicher gewählt sein könnte. Früher, d. h. im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, war diese ganze Gegend am obern Ohio in den Händen der Franzosen und letztere hatten auch gerade da, wo jetzt Pittsburg steht, eine kleine Festung errichtet, welcher sie den Namen Fort du Quesne gaben, allein als der englische General Forbes im Jahre 1758 den Platz stürmte, gab er ihm unter dem Beifallsjauchzen seines ganzen Truppenkorps den Namen Pittsburg zu Ehren William Pitt's, des Grafen von Chatam, des berühmtesten Staatsmannes, welchen England je hervorgebracht, und

von nun an ging es mit der Ansiedlung rasch von Statten. Ganz ohne Bedeutung sind die vier Niederlassungen, welche den Namen Plato führen, und dasselbe gilt auch von den drei Racine's; ein viertes Racine dagegen, das im Jahre 1835 am westlichen Ufer des Michigansees gegründet wurde, nahm so schnell zu, daß es jetzt bereits von mehr als zehntausend Seelen bewohnt ist. Ganz dasselbe läßt sich auch von der Stadt Raleigh, der Hauptstadt des Staates Nordcarolina, sagen, nur hat sie ein weit größeres Alter als Racine; ganz unbedeutend dagegen sind die übrigen acht Ortschaften, welche ebenfalls zu Ehren des Sir Walther Raleigh, des großen englischen Seehelden, mit diesem Namen bedacht wurden. Romulus finden wir zwei vor, sowie ein Romulus-Centre, nebst einem Romulusville; allein alle vier können nur als ansehnliche Dörfer figuriren, und gerade ebenso verhält es sich auch mit den verschiedenen Seneca's, welche in den Staaten Newyork, Ohio, Illinois, Südcarolina, Missouri und Michigan gefunden werden. Höchstens mag noch Seneca-Falls, das am Ausflusse des Senecasees liegt und etwa fünftausend Einwohner zählt, als Stadt gelten, sowie auch das in Ohio am Flusse Sandusky gelegene Oertchen dieses Namens einer glücklichen Zukunft entgegensieht. Um so mehr aber fühlen wir uns verpflichtet der Meinung entgegenzutreten, daß diese verschiedenen Dörfer und Städte — im Ganzen sind ihrer neunzehn — dem berühmten Lucius Annaeus Seneca, welcher sich bekanntlich auf Befehl des Kaisers Nero die Adern öffnen lassen mußte, ihren Namen verdanken, sondern es ist weit wahrscheinlicher, daß sie so heißen, weil ein Indianerstamm, der früher den westlichen Theil des Staates Newyork innehatte, sich „die Völkerschaft

der Seneca's nannte.“ Unbezweifelt steht es dagegen fest, daß die beiden Dörfchen Virgil, von denen das eine im Staate Newyork in der Grafschaft Cortland und das andere im Staate Illinois liegt, dem großen Dichter Virgil zu Ehren diesen Namen erhielten, und gerade ebenso verhält es sich bei den drei Swift, welche wir in Nord- und Südcarolina finden. Unmittelbar nach Swift fällt uns der Name Steuben in die Augen und da ohne diesen Helden der amerikanische Unabhängigkeitskrieg sicherlich nicht zu so schneller Besiegung der Engländer geführt hätte, so wird der Leser der bisherigen Erfahrung gemäß glauben, daß in der Freude hierüber zum mindesten fünfzig oder hundert amerikanische Dörfer und Städte mit dem Namen Steuben getauft worden seien. Auch würde dieß sicherlich so gekommen sein, wenn Steuben in Amerika das Licht der Welt erblickt gehabt hätte, so aber war er ein Deutscher und man begnügte sich also damit einem halben Dutzend neu gegründeter Kolonien seinen Namen zu verleihen, wobei man jedoch nicht verhindern konnte, daß wenigstens eine dieser Niederlassungen, nemlich Steubenville im Staate Ohio am Flusse gleichen Namens sich auffallend schnell entwickelte und bereits — sie wurde anno 1798 gegründet — bis auf achttausend Einwohner angewachsen ist. Da ehrte man dagegen den Helden George Washington ganz anders, denn nicht nur gab man hundertundsiebzig Dörfern und Städten den Namen Washington und Washingtonville, sondern nach ihm benannte man auch die Bundeshauptstadt, welche dazu bestimmt war, ein zweites Rom zu werden! Ueberdieß gab man einer Menge von Niederlassungen den Namen Georgetown nur allein, weil sein Vorname George lautete und von diesen vielen George-

towns ist wenigstens eines eine bedeutendere Stadt geworden, nemlich das am Pottomak in der Nähe der Bundeshauptstadt Washington gelegene, das seine zehntausend Einwohner zählt und in ganz Amerika durch die Menge falschen Papiergelds, welches man dort fabricirte, berüchtigt genug geworden ist. Der Freiheitsheld Washington kann sich also nicht darüber beklagen, vernachlässigt worden zu sein, allein auch den Feinden amerikanischer Freiheit, den Monarchen Englands, that man die gehörige Ehre an. So erhielten aus Respekt und Devotion gegen König Carl I. von England, der bekanntlich später am 30. Januar 1649 zu London öffentlich enthauptet wurde, eine Menge von Dörfern und Städten den Namen Charleston oder Charlestown und einige derselben haben es sogar zu Großstädten gebracht, wie z. B. Charleston in Südkarolina mit fünfundvierzigtausend Einwohner und Charlestown in Massachusets, welches als einer der größten Fabrikorte des Nordens gelten kann und etwa fünfundzwanzigtausend Seelen zählt. Ebenso geehrt wurde König William III. von England, denn nach ihm erhielten etliche und zwanzig Niederlassungen den Namen Williamsburg, wie z. B. Williamsburg in Virginien, ein Städtchen von etwa achtzehnhundert Einwohnern, das bis zum Jahre 1779 Hauptstadt des Staates war, und Williamsburg in Pennsylvanien am Juniata-Flusse, das zwar klein geblieben ist, dagegen aber schon im Jahre 1692 einige Ansiedler zählte; andere Williamsburg dagegen, wie z. B. die große Stadt dieses Namens, welche gegenüber von Newyork auf der Insel Long-Island liegt und jetzt mit Brooklyn vereinigt ist, wurde nicht eines Königs wegen so getauft, sondern weil der erste Kolonist Williams hieß. Um so gewisser ist, daß

der Staat Louisiana aus Devotion gegen Ludwig XIV. von Frankreich so genannt wurde, und ganz demselben Grunde verdankt auch die große Stadt Louisville in Kentucky mit etwa sechzigtausend Einwohnern ihren Namen, denn in früheren Zeiten, d. h. bis zum Jahre 1803, gehörte bekanntlich das ganze Mississippithal zu der Krone Frankreich. Schließlich wollen wir noch des Namens Ypsilanti gedenken, eines kleinen Städtchens, das im Staate Michigan am Huronflusse liegt und, obwohl erst vor wenigen Jahren gegründet, doch bereits über dreitausend Einwohner hat; denn es verdankt seinen Namen einem begeisterten Anhänger des griechischen Helden Alexander Ypsilanti, gerade wie die kleine Kolonie Wisemann im Staate Missouri in der Grafschaft Boon zu Ehren des jetzt noch lebenden Kardinals Wisemann so getauft worden ist.

Diese wenigen Beispiele werden den Leser davon überzeugt haben, daß die Nordamerikaner beinahe alle berühmten Namen der Welt zusammensuchten, um ihre Städte und Dörfer nach ihnen zu benennen; als eine Merkwürdigkeit sondergleichen müssen wir aber noch beifügen, daß nicht blos „faktische historische Berühmtheiten,“ sondern auch solche, die „in der Wirklichkeit gar nicht existirten,“ ihren Namen hergeben mußten. So gibt es z. B. drei Romeo's, eins im Staate Tenessee, ein zweites in Michigan und ein drittes in Illinois; alle drei so getauft, um den Shakespeare'schen Liebeshelden Romeo zu verherrlichen. Auch der Name Hamlet kommt zweimal vor, einmal im Staate Rhode-Island und zum andern im Staate Newyork und vier andere Städtchen führen gar den Titel Pelham, ohne Zweifel aus Respekt gegen den Dichter Bulwer und seinen Roman Pelham; der Waverly's aber

zählt man nicht weniger als dreizehn und der Dichter Walther Scott hat also volle Ursache mit den Yankee's zufrieden zu sein. Wer übrigens, wenn er solche Namen liest, denkt nicht unwillkürlich an das Elaborat jenes deutschen Gymnasiasten, welcher den Räuber „Karl Moor" für den größten Mann des achtzehnten Jahrhunderts erklärte, oder an den Aufsatz jenes anderen Schülers, in welchem der Spieß'sche Ritter Bomsen für das Urbild aller Tapferkeit ausgegeben wurde? Noch auffallender erscheint es uns, daß auch der erste Buchstabe des Alphabets, nemlich das Wörtlein Alpha zweimal in der Union als Ortsname vorkommt, während eine andere Niederlassung in Kalifornien an einem Nebenarme des Shasta-Flusses „Yreka" — nach dem griechischen Eureka, d. h. ich hab's gefunden — getauft worden ist. Am meisten wurden wir jedoch dadurch überrascht, daß ein kleines Dörflein in Virginien am Willis-Bache den Namen Ça-Ira führt, ohne Zweifel zur Verewigung des französischen Revolutionsliedes Ça ira, während der Marseillaise mit keiner Sylbe gedacht worden ist. Wenn nun aber, so fragen wir uns unwillkürlich, solch tolle Namen bei der Taufe der Städte Amerika's hervorgesucht werden, wie kommt es denn, daß so wenig „weibliche" Namen unter den Ortsbenennungen der Union figuriren, während doch das weibliche Geschlecht daselbst sich einer fast göttlichen Verehrung erfreut? Zwar allerdings gibt es nicht weniger als siebzehn Charlotte und Charlotteville, alle so genannt aus Achtung und Liebe zu der englischen Königin Charlotte, welche ihr Gemahl Georg IV. bekanntlich so äußerst schmählich behandelte; allerdings gibt es ferner etliche und dreißig Elizabeth, Elizabethcity und Elizabethtown, worunter einige sehr

bedeutende, wie z. B. Elisabethcity in Nordcarolina am Pasquotank-Flusse und besonders Elizabethtown in New-Jersey an der Eisenbahn nach Philadelphhia, und sie wurden sämmtlich so getauft, um der jungfräulichen Königin Elisabeth von England eine Ehre anzuthun, (ihr zu Liebe erhielt auch der Staat Virginia, von virgo die Jungfrau, seinen Namen); allerdings gibt es verschiedene Marysville zum Andenken an die blutige Maria von England und sogar ein Staat der Union, nemlich Maryland, hat von ihr seinen Namen entlehnt; allerdings gibt es endlich sogar sechs Ortschaften mit dem Namen Helena, zum Andenken an die schöne Helena, welche den trojanischen Krieg entzündete, (diese Helena's sind nicht zu verwechseln mit den „Sankt-Helena's," welche sich nach dem Verbannungsorte Napoleons schreiben) und selbst die schlimme Dubarry fand einen Verehrer, der einer von ihm im Staate Pennsylvanien in der Grafschaft Mayne gegründeten Niederlassung ihren Namen gab; allein verhältnißmäßig sind doch nur sehr wenige Dörfer und Städte nach Frauennamen getauft worden und es scheint also fast, daß es mit der Weiberverehrung der Herren Yankee's doch nicht so gar weit her ist. Oder sollte der Grund vielleicht wo anders zu suchen sein, etwa darin, daß es so wenig berühmte Frauen in der Welt gibt?

Eine weitere Quelle, woraus die Nordamerikaner ihre Ortsbenennungen schöpften, sind die im alten und neuen Testamente vorkommenden Namen. Die Frömmigkeit ist ja in Nordamerika zu Hause und die verschiedenen Religionssekten konnten sich natürlich die Gelegenheit, ihren biblischen Eifer zu zeigen, nicht nehmen lassen. So erhielt also ein kleines Nest in der Grafschaft

Patrick in Virginien den stolzen Namen Ararat, ohne daß jedoch irgend ein hoher Berg, wie der Ararat in Armenien, in der Nähe gefunden werden könnte, der Betlehem's aber gibt es nicht weniger als achtzehn und wenn auch keines derselben eine besondere Bedeutung erlangt hat — das größte ist noch das am Lehigh-Flusse in der Nähe von Easton im Pennsylvanischen gelegene, welches im Jahr 1741 von den mährischen Brüdern gegründet wurde und etwa dreitausend Einwohner zählt, — so zeichnen sich doch alle durch eine gewisse Sauberkeit und Wohlhabenheit aus, welche unwillkürlich an die Herrnhutergemeinden in Deutschland erinnern. Uebrigens verdanken sie auch in der That fast ohne Ausnahme ihren „ersten" Ursprung entweder den Anhängern des Grafen Zinzendorf oder aber den Quäckern, welche sich ebenfalls darin gefielen, ihren Niederlassungen fromme Titel zu geben, und erst mit der Zeit erhielten sie auch „andersdenkende" oder vielmehr andern Religionssekten angehörige Bewohner. Ganz dasselbe Verhältniß findet bei den siebenundzwanzig Bethel's, die es in Nordamerika gibt, statt, denn auch sie wurden alle von religiösen Genossenschaften oder wenn man lieber will, von Sectirern und Separatisten gegründet, wie denn auch wenigstens in der ersten Zeit meist mehr oder minder viele klösterliche Einrichtungen damit verbunden waren. Die größten derselben sind Bethel im Staate Newyork in der Grafschaft Sullivan mit etwa zweitausendfünfhundert Einwohnern, sowie die beiden Bethel's, welche im Staate Pennsylvanien in den Grafschaften Berks und Lebanon liegen und äußerst wohlhabende Dorfgemeinden bilden; als dasjenige aber, welches der größten Entwicklung fähig ist, dürfte ohne Zweifel Bethel in Missouri bezeichnet werden.

Dieses wurde nemlich erst im Jahre 1842 von einer Gesellschaft von Deutschen, die hier zusammen viertausend Acker Landes kauften, angelegt und ist bereits zu einer kommunistischen Korporation von fünfzehnhundert Seelen mit bedeutenden Manufakturen angewachsen. Das Dörfchen Bethabara im Staate Nordcarolina verdankt ebenfalls einer Gesellschaft von deutschen Sectirern, die sich anno 1750 unter ihrem Anführer und geistlichen Oberhirten Tobler hier niederließen, seinen Ursprung, und die fünfzehn Bethania oder Bethany, welche wir theils in Virginien und Südcarolina, theils in Pennsylvanien und Missouri, theils in Illinois und Indiana finden, sind sämmtlich ebenfalls von Menschen, die mit der Staatskirche unzufrieden waren und einen eigenen Himmel wollten, in's Leben gerufen worden. Ja mehrere derselben, wie z. B. Bethany in Virginien, als dessen Gründer der Baptistenprediger Alexander Campbell angesehen werden muß, besitzen sogar eigene Collegien zur Ausbildung von Missionären, welche die Welt in baptistischem Sinne zu bekehren haben! Ephrata's gibt es nur zwei, eins im Staate Newyork, das andere im Staate Pennsylvanien, und beide waren ursprünglich nichts weiter als Bethäuser der sogenannten „Heiligen des siebenten Tages" oder „Tunkers," welche anno 1719 mit ihrem Oberpriester Conrad Beissel aus Deutschland herüberkamen.*) Ebenfalls aus religiöser

*) Wir verweisen in dieser Beziehung den Leser auf den Aufsatz „Der Deutsche in Amerika" und fügen nur noch bei, daß der halbverrückte Conrad Beissel sich verschiedene Jahre lang in der sogenannten Schlangenhöhle beim Cocalico-Flüßchen im Pennsylvanischen als Eremit aufhielt, bis er sich endlich durch seine Anhänger nöthigen ließ, das erste Ephrata zu gründen.

Schwärmerei hervorgegangen sind die siebzehn Canaan's, von denen die meisten, wie z. B. Canaan im Staate Maine, Canaan im Staate Connectikut, Canaan im Staate Ohio, sowie insbesondere Canaan im Staate Pennsylvanien zu großen Dorfgemeinden von zwei- bis dreitausend Seelen anwuchsen; Cana dagegen gibt es nur eins und zwar einen kleinen Weiler im Staate Indiana in der Grafschaft Jennings. Um so zahlreicher treten die Carmel's oder auch Mount-Carmel's auf, denn man zählt deren nicht weniger als achtzehn und jedes derselben ist stolz darauf, eine bessere Religion zu haben, als die übrige verdorbene Welt. Insbesondere thut sich Mount-Carmel im Staate Illinois am Wabash-Flusse viel auf seine Heiligkeit zu gut und als es anno 1848, während ringsum die Cholera herrschte, seiner gesunden Lage wegen ganz allein von dieser Seuche verschont blieb, so schrieben dieß seine Einwohner natürlich nur allein ihrem besonderen „Wohldaransein" bei unserem Herrgott zu. Ebenezer und Ebenezerville gibt es sechs und eins derselben, nemlich das in Georgien am Savannaflusse gelegene, das von deutschen Herrnhutern im Anfang des vorigen Jahrhunderts gegründet wurde, gehört unter die ältesten Gemeinden des Staates. Ebenso wenig fehlt es an Eden's oder auch Mount-Eden's, denn nicht weniger als einundzwanzig Ortschaften führen diesen Namen, allein ob auch nur Eines von ihnen sich rühmen kann, ein Paradies auf Erden zu sein, was doch der Name Eden bedeuten soll, müssen wir dahingestellt sein lassen. Emmaus dagegen konnten wir nur zwei auffinden, eines in Virginien, das andere in Pennsylvanien, und nicht minder spärlich sieht es mit den Ephraim's oder vielmehr Mount-Ephraim's aus, denn es gibt ebenfalls nur zwei und zwar beide im

Staate Ohio. Um so zahlreicher sind die Goshen oder Gosen, deren man im Ganzen nicht weniger als dreiundzwanzig vorfindet, und mehrere derselben, wie besonders Goshen im Staate Newyork in der Grafschaft Orange, ursprünglich eine Colonie der mährischen Brüder, jetzt aber von Menschen aller Religionsbekenntnisse bewohnt, haben es zu einer weiten Ausdehnung gebracht. Nicht so steht es mit den dreizehn Hebron's und Mount-Hebrons, denn außer dem im Staate Newyork in der Grafschaft Washington gelegenen, sind alle nur unbedeutend geblieben, und ganz dasselbe gilt auch von den neun Jericho's, sowie von den sechs Jerusalem's, die man in der Union vorfindet. Jordan's gibt es zehn, lauter kleinere Ortschaften, ob jedoch alle, wie z. B. Jordansmills, d. h. Jordansmühle, im Staate Südcarolina und Jordans-Store, d. h. Jordansladen, im Staate Tenessee dem heiligen Flusse Jordan oder nicht vielmehr einem Kolonisten mit Namen Jordan ihren Titel verdanken, kann ich nicht sagen. Weit bevölkerter sind im ganzen genommen die fünfundzwanzig Lebanon's oder Mount-Lebanon's und viere derselben, nemlich Lebanon im Staate Tennessee, dann Lebanon im Staate Ohio, weiter Lebanon im Staate New-Hampshire, sowie endlich Lebanon im Staate Illinois besitzen vorzügliche Erziehungs-Anstalten, welche übrigens sämmtlich in den Händen von Methodisten-Geistlichen sind. Auffallender Weise gibt es nur ein einziges Nazareth, eine Gründung des Grafen Zinzendorf im Staate Pennsylvanien, in der Nähe der Stadt Easton; Olive dagegen oder auch Mount-Olive, d. h. auf deutsch Oelberg, zählte ich nicht weniger als siebzehn — meist kleine Dörfer, deren Bevölkerung aus Quäckern besteht —, und noch weit größer ist die Menge der Salem's, indem

63, sage dreiundsechzig Ortschaften diesen Namen führen. Mehrere derselben, wie z. B. Salem in New-Jersey mit fünftausend Einwohnern, sowie Salem im Staate Newyork mit einer Bevölkerung von viertausend Seelen haben ein wirklich städtisches Aussehen und zeichnen sich besonders auch noch dadurch aus, daß sie viele Kirchen besitzen und mit der rigorosesten Strenge auf Heilighaltung des Sonntags in puritanischer Weise dringen; das berühmteste von allen ist und bleibt aber doch Salem im Staate Massachussets, denn dieses zählt nicht blos mehr als fünfundzwanzigtausend Einwohner, sondern besitzt auch eine so große Menge von Gelehrtenschulen, daß kaum Boston mit ihm konkurriren kann. Noch interessanter dürfte es dem Leser dadurch sein, daß hier im Jahr 1629 die erste anglikanische Kirche in Nordamerika gegründet wurde, sowie daß man daselbst im Jahr 1692 nicht weniger als neunzehn Hexen verbrannte, eine Thatsache, die gewiß von der Religiosität der Einwohner zeugt! Sinai gibt es in der ganzen Union kein einziges, dagegen aber ein Mount-Sinai, ein kleines Dörfchen im Staate Newyork, in der Grafschaft Suffolk; Tabor's und Mount-Tabor's dagegen existiren fünf, mit je drei- bis vierhundert Einwohnern. Auch ein Dörfchen mit Namen Mount-Tirzah fand ich im Staate Nordcarolina, so wie zur Abwechslung ein Mount-Misery, d. h. einen Berg des Elends, im Staate New-Jersey, eine Niederlassung, die jedoch blos aus einigen wenigen Häusern besteht. Weit großartiger steht es mit der Stadt Zebulon im Staate Georgia, denn sie enthält außer einem Gerichtshofe und drei Kirchen auch noch zwei Akademien nebst einem sogenannten „College“ oder einer Gelehrtenschule; ein zweites Zebulon aber im Staate Ar-

kansas ist bis jetzt wenigstens nur ein kleiner Weiler geblieben. Ebenso unbedeutend erscheinen auf den ersten Anblick die zwölf Zion's und Mount-Zion's, welche man in den Vereinigten Staaten findet, allein sie haben doch in sofern ein gewisses Gewicht, als beinahe in jedem von ihnen ein Seminar, d. h. eine Erziehungsanstalt für junge Theologen besteht.

Man sieht hieraus, daß nicht wenige Ortschaften der nordamerikanischen Union mit biblischen Namen versehen wurden; allein etwas sonderbar will es uns doch bedünken, daß man auf die Namen der Erzväter, sowie auf die Heiligennamen des neuen Testamentes so wenig Rücksicht genommen hat. So finden wir z. B. kein einziges Moses, obwohl allerdings zwei Aaronsburg in Newyork und Pennsylvanien, sowie ein Aaronsrun im Staate Kentucky in der Grafschaft Montgomery. Abrahamtown gibt es ebenfalls nur ein einziges, nemlich in Florida in der Grafschaft Marion, und selbst dem König David nach wurden nur zwei Ortschaften, Davidsville in Pennsylvanien und Davidsburg in Georgien, getauft. An den Erzvater Noah, den Erfinder des Weinstocks, dachte man ebenfalls auch nur ein einzigesmal — eine einzelnstehende Posterpedition im Staate Indiana in der Grafschaft Shelby führt nemlich den Namen Noah — und ganz dasselbe ist bei dem alten Enoch, welchem ein Städtlein in Staate Ohio nachbenannt ist, der Fall. König Saul fand gar keinen Verehrer, der Riese Goliath dagegen ist wenigstens in Texas vertreten, denn dort heißt eine ganze Grafschaft sowie ein aufkeimendes Städtchen in derselben Goliad. Ein Joshua liegt im Staate Illinois in der Grafschaft Fulton, allein wo bleiben die Namen der übrigen berühmten jüdischen Heerführer, sowie

die der großen Propheten und Hohen-Priester? Nicht einmal der gewaltige Samuel fand einen Anhänger, der eine Colonie nach ihm benannt hätte, und sogar die schöne Deborah, von dem starken Gideon und dem riesigen Simson gar nicht zu sprechen, wurde gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Gerade ebenso wenig Rücksicht nahmen die Herren Yankee's auf die Notabilitäten des neuen Testaments und es ist wirklich auffallend, wie man in jenem mit so viel äußerlicher Frömmigkeit ausgestatteten Lande so total allen Respekt vor den Koriphäen des Christenthums auf die Seite setzen konnte. Wir finden nemlich zwar allerdings ein Dörfchen Marcus im Staate Georgien, sowie drei Lucas in den Staaten Missouri, Ohio und Jowa, allein wo bleiben die übrigen Apostel, sowie das ganze Heer der Heiligen, welche die Kirche aufzählt? Doch wir dürfen nicht ungerecht sein, denn es gibt nicht wenige Ortschaften, welche mit Sanct sowie mit San oder Santa beginnen, und natürlich wurden sie alle nur einem Heiligen zu Ehren so benannt. Hieher sind also zu rechnen die beiden Sanct Andrew's — zu deutsch Sanct Andreas — in Florida und Newyork; die drei Sanct Augustine in Illinois und Florida; das Städtchen Sanct Bernard im Staate Louisiana am Golfe von Mexico mit etwa viertausend Einwohnern; die sieben Sanct Charles, von denen wenigstens eines im Staate Missouri am Fox-Flusse eine ziemliche Bedeutung hat; die zwölf Sanct Clair — zu deutsch Sancta Clara —; die fünf Sanct Francis, welche sämmtlich in Arkansas und Missouri liegen; die vier Sanct George; die drei Sanct Helena; die neun Sanct John; die eilf Sanct Joseph; die drei Sanct Lawrence (Sankt Lorenz); die zwei Sanct Louis, deren eines ein

kleines Dörfchen im Staate Indiana mit etwa hundert Einwohnern ist, während das andere, Sanct Louis in Missouri am rechten Ufer des Mississippi eine Bevölkerung von mehr als hunderttausend Seelen besitzt, und als eine der größten Handelsstädte Amerikas gilt; die fünfzehn Sanct Mary, meist kleine Dörfer und Weiler; die zwei Sanct Matthews (Sanct Matthäus) in Kentucky und Südkarolina; die fünf Sanct Paul's, deren eines die Hauptstadt von Minnesota bildet und obwohl erst anno 1840 gegründet, doch bereits neuntausend Einwohner zählt; die zwei Sanct Peter's in Indiana und Pennsylvanien; die zwei Sanct Stephens's; die zwei Sanct Thomas; das große San Francisco in Californien, welches anno 1849 nur erst fünfzehnhundert Einwohner hatte, nun aber bereits auf beinahe hunderttausend Seelen angewachsen ist; die sieben Santa Fe, lauter kleine Nester, bis auf Santa Fe in Neumexiko, am Flusse Rio Chicitto, einem Nebenarm des Rio Grande, und endlich Santa Rosa, eine bis jetzt noch winzige Niederlassung in Californien in der Grafschaft Sonoma. Aber — wenn wir alle diese Sanct's, San's und Santa's zusammenzählen, sind ihrer dann nur so viel als es z. B. Washingtons gibt? Ja können sie auch nur mit den Jackson's oder Jefferson's concurriren?

Mit weit größerer Vorliebe gedachten die Herren Amerikaner der Städte, welche in der alten Welt eine Bedeutung haben, und sie beeilten sich, die Namen derselben auf ihre neu gegründeten Niederlassungen überzutragen, gleichgültig, ob sie dazu paßten oder nicht. So gibt es in der Grafschaft Monroe im Staate Mississippi ein kleines Nest von etlichen wenigen Wohnhäusern, welches den stolzen Namen Aberdeen führt, und noch drei

andere Dörflein in Ohio, Tennessee und Arkansas sind ebenfalls nach jener berühmten Stadt Schottlands getauft. Amsterdam's gibt es sechs, lauter kleine Dörflein und Städtlein in Jowa, New-Jersey, Indiana und Pennsylvania, von den drei Antwerp's aber, welche man in Ohio, Michigan und Newyork findet, brachte es bis jetzt keines auf nur tausend Einwohner. Ebenso geringfügig stehen die acht Argyle da und die beiden Austerliz in den Staaten Michigan und Newyork wollen fast noch weniger besagen, trotz der Berühmtheit, welche das Städtchen dieses Namens in Deutschland erlangt hat. Baden in Pennsylvanien am Ohioflusse zählt noch keine zweihundert Einwohner und Barcelona in Newyork am Eriesee besitzt zwar eine Dampfbootlandung, ist aber sonst ein ganz erbärmliches Nest. Etwas bedeutender tritt Batavia am Tonawandaflüßchen im Staate Newyork auf, denn es hat doch wenigstens dreitausend Einwohner, die sieben andern Batavia's aber, die man in Michigan, Ohio, Illinois u. s. w. findet, machen der großen Hauptstadt des niederländischen Indiens auf der Insel Java eine vollkommene Schande. Noch mehr ist dies der Fall bei Bavaria oder vielmehr New-Bavaria (zu deutsch „Neubaiern") im Staate Ohio, denn dort stehen bis jetzt blos zwei Häuser, ein Wirthshaus und ein „Store" oder Kaufmannsladen. Bath's gibt es nicht weniger als dreiundzwanzig, und jedes derselben vermeinte dem berühmten Badeorte dieses Namens im südlichen England den Rang streitig machen zu können; allein wenn auch alle mit einer mehr oder minder ergiebigen warmen Quelle von der Natur bedacht wurden, so hat doch nur die City-Bath im Staate Maine am rechten Ufer des Kennebecflusses ein wirklich städtisches Aus-

sehen. Auch die einundvierzig Berlin's sind ohne Ausnahme nichts als kleine Dörfer, und mehrere derselben, wie z. B. Berlin im Staate Indiana in der Grafschaft Clinton, das im Jahr 1847 angelegt wurde, zählen noch nicht einmal hundert Einwohner; von den eilf Bern, Bernville und New-Bern dagegen erhob sich wenigstens eines, nemlich New-Bern in Nordkarolina am Zusammenflusse des Trent und Neuse zu einer Stadt von etwa fünftausend Seelen. Auch ist zu bemerken, daß in allen diesen Bern's drei Viertheile der Einwohner aus Deutschen bestehen, wie sie denn auch sämmtlich von Deutschen gegründet worden sind. An Birmingham's fehlt es ebenso wenig, denn es gibt in Amerika deren nicht weniger als achtzehn, allein ein Dutzend derselben besteht nur aus einem Mühlwerke nebst einigen Farmhäusern und sie sind also eine faktische Satyre auf die große englische Manufakturstadt dieses Namens. Noch kläglicher nimmt sich die Namensschwester der berühmten französischen Stadt Bordeaux aus, denn das Bordeaux in Südkarolina im Distrikte Abbeville ist nur ein einzeln stehendes Haus, mit welchem eine Posterpedition verbunden ist, und gerade so steht es auch mit Bregenz im Staate Alabama in der Grafschaft Choktaw. Bremen und New-Bremen gibt es im ganzen zehn, keines aber brachte es bis jetzt weiter als auf dreihundert Einwohner; von den neunundzwanzig Bristol's dagegen zeichnet sich wenigstens das in Rhode Island gelegene durch seinen bedeutenden Handel aus und auch Bristol in Pennsylvanien am Delawareflusse dürfte mit der Zeit eine nicht unbedeutende Stadt werden. Noch mehr gilt dies von einigen der etlichen und zwanzig Niederlassungen, welche Brunswick oder New-Brunswick getauft

worden sind, und namentlich New-Brunswick (d. h. Neu-Braunschweig) am Raritanflusse im Staate New-Jersey darf mit seinen fünfzehntausend Einwohnern darauf Anspruch machen, eine City genannt zu werden. Die beiden vereinigten Städte Pesth und Ofen führen bei den Ungarn den Namen Buda und um nun diesen Namen zu verherrlichen, nannte eine Gesellschaft von Magyaren, die sich unter der Oberleitung des Generals Ujhazy im Staate Jowa in der Grafschaft Decatur ansiedelten, ihr Dörflein New-Buda, allein es wird sicherlich weder ein Pesth, noch ein Ofen daraus, gerade ebenso wenig, als das kleine Calais im Staate Ohio in der Grafschaft Monroe mit seinen hundert Einwohnern je dem alten Calais in Frankreich die Schuhriemen lösen dürfte. Etwas bedeutender ist Cadiz im Staate Ohio in der Grafschaft Harrison, denn obwohl erst anno 1803 angelegt, besitzt es doch jetzt bei einer Einwohnerzahl von zweitausend Seelen fünf Kirchen, zwei Zeitungen, drei Erziehungsanstalten und sogar eine eigene Zettelbank; die übrigen vier Cadiz aber sind um so geringfügiger ausgestattet und dürfen sich kaum Dorfgemeinden nennen. Calcutta gibt es blos eines und zwar im Staate Ohio in der Grafschaft Columbiana, allein es zählt bis jetzt nicht mehr als hundertundfünfzig Einwohner und es ist deßhalb rein unbegreiflich, wie man auf den Gedanken kommen konnte, diesem erbärmlichen Neste einen so hochberühmten Namen zu geben. Ebenso wenig kann man sich einen Grund denken, warum ein kleiner Weiler in der Grafschaft Coos im Staate New-Hampshire mit einer Einwohnerzahl von dreiunddreißig Seelen den Namen der berühmten Universitätsstadt Cambridge erhielt, während dagegen ein anderes Cambridge

im Staate Massachusets als der Sitz der hochgepriesenen Harvard-Universität gar wohl mit der englischen Universitätsstadt einen Wettkampf eingehen kann. Nicht ganz dasselbe gilt von Constantine in der Grafschaft Sanct Joseph im Staate Michigan, denn es ist dieß bis jetzt wenigstens blos ein Dorf von etwa fünfzehnhundert Seelen, und die beiden Cordova, von denen das eine in Kentucky und das andere in Illinois liegt, erinnern noch viel weniger an ihre Namensschwester im spanischen Andalusien, welche bekanntlich mehr als vierzigtausend Einwohner zählt und die prachtvollste Kathedrale in ganz Spanien besitzt. Auffallen dürfte, daß keine einzige Niederlassung in ganz Nordamerika den Namen Constantinopel erhielt; dagegen gibt es nicht weniger als neun Delhi's, welche übrigens zusammengenommen nicht den zwanzigsten Theil der Einwohnerzahl des alten Delhi in Hindostan aufweisen können. Noch kleiner sind die sechs Denmark, welche in den Staaten Maine, Newyork, Tennessee, Ohio, Illinois und Jowa gefunden werden, und selbst von den einundvierig Dover's können sich nur zwei, nemlich die Hauptstadt des Staates Delaware am Jonesflusse mit etwa fünftausend Einwohnern, und Dover im Staate New-Hamphire am Cochegoflusse mit einer Einwohnerzahl von etwa zehntausend Seelen rühmen, wirkliche Städte zu sein, während von den zehn Dresden, die es in Nordamerika gibt, kein einziges einen größeren Rang hat, als bei uns zu Lande eine gewöhnliche Dorfgemeinde. Eben dasselbe gilt auch von den fünfzehn Dublin's, sowie von den sechszehn Edinburg's, und von den sechs Elba's darf gar blos ein einziges darauf Anspruch machen, mehr als ein Weiler zu sein. Zu Ehren Irlands erhielten neun Ortschaften

den Namen Erin oder New-Erin, aber alle neun besitzen zusammengenommen keine zehntausend Einwohner, und von den zwölf Exeter's hat nur das in New-Hamphire in der Grafschaft Rockinham durch seine schönen öffentlichen Gebäude, worunter namentlich auch vier Kirchen, ein städtisches Aussehen. Noch weit mehr werden wir enttäuscht, wenn wir die achtzehn oder neunzehn Florence's nach einander besuchen, denn das größte derselben ist noch Florence im Staate Alabama am Tennesseeflusse mit etwa fünfzehnhundert Seelen; schöne Bauten aber oder gar vollends Paläste finden sich in keinem derselben vor, sondern sie sehen vielmehr sämmtlich trotz ihres hochtönenden Namens gerade so aus, wie die übrigen Dörfer Nordamerikas. Auch der Name Frankfort ist in der Union stark vertreten und es gibt deren etliche und zwanzig, aber nur drei von ihnen, nemlich Frankfort im Staate Maine am Pennobscottflusse, dann Frankfort im Staate Pennsylvanien am Taconybache, sowie endlich Frankfort die Hauptstadt des Staates Kentucky können wirkliche Städte genannt werden. Nicht das nemliche darf man von den eilf Geneva's oder Genfs sagen, denn sie sind allesammt ganz geringe Nester; kommt man aber gar vollends nach New-Granada im Staate Pennsylvanien, einem Dörflein von höchstens zwanzig Gebäuden, so fragt man verwundert, wie die Gründer dieser Gemeinde auf den tollen Gedanken kommen konnten, ihr einen solchen Namen zu geben. Ganz dasselbe gilt auch von New-Göttingen im Staate Ohio in der Grafschaft Guernsey, sowie von New-Gräfenberg im Staate Newyork in der Grafschaft Herkimer, welche beide nur aus einigen wenigen Farmhäusern bestehen und mit ihren Namensschwestern in Deutschland auch nicht die

geringste Aehnlichkeit haben. Es existirt nemlich in New-Gräfenberg nicht einmal ein Arzt und noch viel weniger findet man dort eine Wasserheilanstalt, während New-Göttingen statt einer Universität kaum eine kleine Dorfschule besitzt. Unter den zwanzig Hamburg's findet man ebenfalls kein einziges, das an das alte Hamburg in Deutschland erinnerte, und die meisten derselben liegen so schlecht, daß sie wohl schwerlich je zu Städten emporwachsen werden; doch machen Hamburg am Eriesee im Staate Newyork, sowie Hamburg am Mississippi im Staate Illinois, und endlich Hamburg am Savannahflusse im Staate Südkarolina eine Ausnahme, d. h. es blüht ihnen wenigstens eine Zukunft, wenn sie auch im gegenwärtigen Augenblick noch geringe Dörfer sind. Auch der Name Hannover wiederholt sich oftmals in der Union, allein von all den vierunddreißig Städtlein und Dörflein, welche diesen Namen führen, darf sich nur das in New-Hamphire gelegene rühmen, seiner Benennung keine Schande zu machen. Dort nemlich gründete bereits im Jahr 1769 der Earl oder Graf von Dartmouth ein sogenanntes College, d. h. eine höhere Erziehungsanstalt, in welcher junge Männer universitätsmäßig ausgebildet werden, und man kennt verschiedene amerikanische Notabilitäten, wie z. B. den großen Staatsmann Daniel Webster und Andere, welche sich von dort die Grundlage ihres Wissens holten. Havre de Grace gibt es in ganz Nordamerika nur ein einziges und dieses liegt nicht einmal am Meere, sondern vielmehr nur am Susquehannaflusse. Eben deßhalb blieb es auch, obwohl es schon vor hundert Jahren existirte, bis jetzt ein kleines Städtchen von höchstens zweitausend Einwohnern, und das alte Havre in

Frankreich braucht keine Angst zu haben, je von ihm überflügelt zu werden. Ebenso wenig wird dieß bei den vier Heidelberg's, welche man im Staate Pennsylvanien vorfindet, je der Fall sein, doch sind es lauter wohlhabende Städtchen von zwei- bis dreitausend Einwohnern, und in jedem derselben besteht eine gute deutsche Schule. Eine weit geringere Bedeutung haben die drei New-Hollands in den Staaten Ohio, Indiana und Pennsylvania; New-Holstein aber im Staate Wisconsin ist gar vollends ein nur aus drei Häusern bestehender Weiler, in welchem sich einige ehrliche Holsteiner niedergelassen haben. An die englische Inselveste Jersey im Kanale erinnern verschiedene Ortschaften in den Staaten Newyork, Ohio, Michigan u. s. w., wie denn auch einer der vierunddreißig Staaten der Union, nemlich New-Jersey, von ihr seinen Namen entlehnte, allein die sämmtlichen so getauften Niederlassungen blieben klein und unbedeutend. Auszunehmen ist übrigens die Stadt Jerseycity gegenüber von Newyork am rechten Ufer des Hudson, denn diese zählt bereits über vierzigtausend Einwohner und dürfte in wenigen Jahren aufs doppelte oder dreifache anwachsen. Der Lexington's gibt es nicht weniger als vierundzwanzig und mehrere derselben dürfen mit Auszeichnung genannt werden. So Lexington in Massachusets, wo am neunzehnten April 1775 im sogenannten Unabhängigkeitskriege von den Nordamerikanern die erste siegreiche Schlacht gegen die Engländer gewonnen wurde; so weiter Lexington im Staate Virginien, in dessen Nähe die hochberühmte Naturfelsenbrücke über den Cedarfluß hinüberführt, und so endlich Lexington im Staate Kentucky mit mehr als fünfzehntausend Einwohnern und verschiedenen wissenschaftlichen

Anstalten, von welchen besonders die sogenannte Transylvania-Universität hervorgehoben werden muß. Auch die Lisbon's und New-Lisbon's sind sehr zahlreich, denn es gibt deren etliche und zwanzig; auf fünfundzwanzighundert bis dreitausend Einwohner aber brachten es nur drei, nemlich Lisbon im Staate Ohio am Little-Beaverriver, Lisbon im Staate Maine am Androscogginflusse und New-Lisbon im Staate Newyork in der Grafschaft Otsego, während die übrigen alle sich eigentlich ihres Namens schämen sollten. Noch schlimmer steht es mit den vier Leyden in den Staaten Vermont, Newyork, Illinois und Wisconsin, in-dem alle vier zusammen kaum den zehnten Theil der Größe des alten Leyden in Holland haben, und noch weniger hat eines der zwölf Liverpool's auch nur die ge-ringste Aussicht, je einmal dem Liverpool in England ähnlich zu werden. Es liegt nemlich auch nicht eines von ihnen unmittelbar am Meere, sondern sie müssen sich viel-mehr alle damit begnügen, an kleinen Binnenflüssen er-baut worden zu sein! Auch der Name Lodi fand Gnade in den Augen der Nordamerikaner, ohne Zweifel, weil General Bonaparte die Oestreicher bei der Stadt dieses Namens am zehnten Mai 1796 aufs Haupt schlug; allein leider blieben alle die achtzehn amerikanischen Lodi's weit hinter dem italienischen zurück, und nicht eines derselben darf eine Stadt oder auch nur ein Städtchen genannt werden. Noch häufiger kommt der Name London oder New-London vor, doch — wie schmachvoll stehen alle diese Ortschaften gegenüber dem großen London in England da! Zählt ja doch sogar eine darunter, welche sich noch extra den stolzen Namen Londoncity beigelegt hat — sie liegt im Staate Illinois in der Grafschaft Fayette —, nur

etliche und fünfzig Einwohner, während New-London in Pennsylvanien in der Grafschaft Chester gar nur ein einzelnstehendes Haus mit Posterpedition ist! Ebenso erbärmlich nehmen sich die Londonderry's aus, denn das größte von ihnen, nemlich Londonderry in Pennsylvanien am Susquehannaflusse, brachte es noch nicht einmal auf zweitausend Einwohner, und ganz dasselbe gilt auch von den drei Lorretto's in Virginien, Kentucky und Pennsylvanien. Freilich fehlt ihnen aber auch »La Casa Santa«, d. h. das heilige Haus der Jungfrau Maria, welches die Engel Gottes anno 1295 in einer einzigen Nacht aus Nazareth in Galilea nach Italien an seinen gegenwärtigen Ort hinbrachten, und es will daher mit der Anlockung der Wallfahrer nicht recht gehen, obwohl natürlich nicht versäumt wurde, überall ein wunderthätiges Muttergottesbild aufzustellen. Lowell's gibt es fünfzehn, von wirklicher Bedeutung ist aber nur das in Massachusets am rechten Ufer des Merrimak gelegene, welches gegen vierzigtausend Einwohner zählt und als eine der größten Manufakturstädte der Welt gelten kann. Nicht so weit brachten es die vier Lunenburg, welche an unser deutsches Lüneburg erinnern, und von den drei Madrid blieben zwei ganz klein, während ein drittes im Staate Newyork am Sanct Lorenzflusse doch wenigstens von fünftausend Menschen bewohnt wird. Wie man übrigens unter solchen Auspicien dazu kam, diesen Niederlassungen den Namen der spanischen Hauptstadt zu geben, ist uns rein unbegreiflich und zwar um so mehr, als keine Spanier in ihnen wohnen, allein der Zufall thut in Amerika vieles, und der Name Madrid tönt ja so gar hübsch in den Ohren! Ein noch eigenthümlicheres Gefühl erfaßt uns,

wenn wir an die zweiunddreißig Manchester, die in den Vereinigten Staaten liegen, denken; denn Manchester in England ist bekanntlich der erste Fabrikplatz auf der Welt, während die Manchester in Nordamerika fast sämmtlich kleine Dörflein ohne irgend welche Bedeutung geblieben sind. Eines derselben jedoch macht eine rühmliche Ausnahme, nemlich Manchester in New-Hampshire am Merrimakflusse, welches seit dem Jahre 1839, wo die erste Mühle hier erbaut wurde, bereits auf mehr als dreißigtausend Einwohner herangewachsen ist und mehr Spinnereien besitzt, als irgend eine andere Stadt Newenglands. Ganz bescheiden treten die sechs Mannheim's auf, welche von deutschen Landsleuten in den beiden Staaten Pennsylvanien und Newyork ins Leben gerufen worden sind, allein wenn auch keines von ihnen mehr als dreitausend Einwohner zählt, so zeichnen sie sich doch sämmtlich durch ihre Reinlichkeit und Wohlhabenheit aus. Leider kann man dies nicht ebenfalls von den vier Mantua's, die in Alabama, Kentucky, Tennessee und Ohio liegen, behaupten, denn es herrscht dort ebensoviel Schmutz als Aermlichkeit, und derselbe Vorwurf trifft auch die zehn Marengo s, welche diesen Namen zum Andenken an die Schlacht bei Marengo erhielten. Marseille's konnten wir nur drei auffinden, eins in Illinois, das zweite in Indiana und ein drittes in Ohio, allein merkwürdigerweise liegt keines so, daß es zu einer Handelsstadt emporwachsen könnte, und noch schlimmer ist das Städtchen Mecca im Staate Ohio daran, denn da es in ein tiefes Thal hineingebaut wurde, durch welches kein Luftzug geht, so werden die Einwohner Jahr aus Jahr ein das Fieber nicht los. Eigenthümlicher Weise kommt übrigens der Name Mecca

trotz seiner Berühmtheit nur ein einziges Mal in ganz Amerika vor, während es dagegen an Medina's, obwohl diese Stadt bei den Moslems nur den zweiten Rang der Heiligkeit einnimmt, keinen Mangel hat und der Name sogar ganzen Grafschaften ertheilt wurde. Weit sparsamer ging man mit dem Worte Meklenburg um und es gibt deren im Ganzen nur vier, eins in Virginien, ein zweites in Nordkarolina, ein drittes in Newyork und das vierte in Tennessee; Milan, d. h. Mailand taufte man dagegen zehn Ortschaften, doch ist selbst die größte derselben, nemlich Milan im Staate Ohio am Huronflusse in der Nähe des Eriesees, welches anno 1809 angelegt wurde, nicht mehr geworden, als ein Dorf von zweitausend Seelen. Millhousen im Staate Indiana in der Grafschaft Decatur sollte eigentlich Mühlhausen geschrieben werden, da es einigen Elsäßern sein Dasein verdankt; allein dann hätten die Amerikaner das Wort nicht aussprechen können. Gerade aus demselben Grunde schreibt sich ein kleines Dörfchen im Pennsylvanischen in der Grafschaft Centre Millhime statt Mühlheim, wie es seine Gründer ursprünglich tauften, und Millburg in Michigan in der Grafschaft Berrien ist ebenfalls nur eine Amerikanisirung des Namens Mühlburg. Auch Minden gibts mehrere, theils im Staate Newyork, theils in Michigan, und noch zahlreicher sind die Monterey, von denen wenigstens eines, nemlich San Carlos de Monterey in Californien, an einer Bai des stillen Oceans, einer glanzvollen Zukunft entgegengeht, indem es, obwohl erst seit wenigen Jahren gegründet, bereits jetzt eine Einwohnerzahl von sechstausend Seelen hat. Naples finden sich nur vier vor und alle vier sind nichts wie Dörfer; denn selbst das bedeutendste derselben,

das in Illinois am Flusse gleiches Namens gelegene, zählt nicht mehr als zweitausend Einwohner. Doch steht es um die fünfzehn Moscow's und New-Moscow's noch viel schlimmer, indem von diesen mehr als die Hälfte blos einzeln stehende Poststationen sind. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den beiden Namen Norfolk und Orleans. Norfolk in Virginien nemlich am Elisabethflusse gehört unter die bedeutendsten Städte des südlichen Nordamerika, und zählt fünfundzwanzigtausend Einwohner; von den dreizehn Orleans aber, welche die Union aufweist, ist wenigstens eines, nemlich New-Orleans an dem Ausfluß des Mississippi in den Golf von Mexiko, sowohl in Beziehung auf Handel als auf Einwohnerzahl eine wahre Weltstadt geworden. Nicht dasselbe kann man von New-Palz am Hudsonfluß, gegenüber von Poughkeepsie im Staate Newyork, sagen, denn es ist dieß eine kleine deutsche Ansiedlung ohne Bedeutung, und ganz dasselbe gilt auch von den etlichen und zwanzig Niederlassungen, welche sich den Namen der großen Stadt Paris angeeignet haben. Ist doch die größte derselben, welche im Staate Maine in der Grafschaft Oxford liegt, nichts weiter als ein weit ausgedehntes Dorf mit etwas über dreitausend Seelen, während umgekehrt das im Staate Georgien in der Grafschaft Koweta gelegene Paris nur aus drei elenden Baraken besteht, in deren einer die Postverwaltung ihren Sitz aufgeschlagen hat! Noch schlimmer wird Einem zu Muthe, wenn er die sechs Pekin's nach einander besucht, denn fünf derselben sind nur einzeln stehende Wirthshäuser und das sechste, welches sich im Staate Illinois in der Grafschaft Tacewell vorfindet, kann sich ebenfalls nicht rühmen, mehr als ein großer Flecken zu sein. Auch von

den einundzwanzig Petersburg erinnert kein einziges an die mächtige Hauptstadt Rußlands, doch sind mehrere derselben recht hübsche Landstädtchen und Petersburg in Virginien am rechten Ufer des Appomatoxflusses, welcher hier bereits für größere Schaluppen schiffbar ist, stieg sogar durch seinen bedeutenden Handel zu einer Metropole von etlichen und zwanzigtausend Einwohnern empor. Noch bedeutender ist die Stadt Portland im Staate Maine, denn sie zählt beinahe dreißigtausend Seelen und gehört unter die thätigsten Manufakturstädte Nordamerikas; allein um so weniger haben die übrigen einundzwanzig Portland's zu sagen. Bei dem Namen Portsmouth denkt man natürlich sogleich an eine mächtige Seestadt, weil ja Portsmouth in England unter die größten Seeplätze der Welt gehört; allein von den acht Städten dieses Namens in Amerika liegt keine einzige unmittelbar am Meere. Doch sind wenigstens drei von ihnen, nemlich Portsmouth in Virginien am linken Ufer des Elisabethflusses, Portsmouth in Ohio am Flusse gleichen Namens und Portsmouth in Michigan am rechten Ufer des Saginawstromes nicht ganz unbedeutende Binnenstädtchen geworden; Portsmouth in New-Hampshire aber, am Piscataquaflusse, anderthalb Stunden oberhalb dessen Einmündung in den atlantischen Ocean, hat es sogar auf fünfundzwanzigtausend Einwohner gebracht und gilt als die größte Stadt des Staates New-Hampshire. Der Name Pyrmont kommt nur ein einziges Mal vor und zwar heißt sich so ein kleines Dörfchen im Staate Ohio, ohne Zweifel, weil eine übelriechende Mineralquelle daselbst entspringt; um so zahlreicher dagegen sind die Quincy's und zwei davon, nemlich Quincy in Massachusets, sowie noch mehr Quincy in Illinois am

Mississippi, sehen recht belebten Landstädtchen gleich. Warum jedoch einem kleinen Dörflein im Staate Michigan in der Grafschaft Sheboygan der Name Rhine zu deutsch „Rhein" beigelegt wurde, ist mir bis jetzt nicht klar geworden; denn der kleine Bach, welcher dort vorbeiführt, hat mit dem Rheine so wenig Aehnlichkeit, als eine Hundshütte mit einem Königspalaste. Der Richmond's gibt es in Nordamerika nicht weniger als achtundvierzig; bekannt ist aber eigentlich nur eines, nemlich Richmond am Jamesflusse, die Hauptstadt des Staates Virginien mit mehr als dreißigtausend Einwohnern; die sämmtlichen übrigen Niederlassungen aber gehören nur dem Genus der Dörfer an. Ebenso unbedeutend sind die drei Riga geblieben, die man in den Staaten Newyork, Ohio und Michigan findet, und selbst von den zweiundzwanzig Rome's dürfen nur zwei, nemlich das am Mohawkflusse im Staate Newyork, sowie das in Georgien am Coosaflusse, darauf Anspruch machen, den Rang von Landstädtchen zu haben. Aber freilich beherbergt auch keines von ihnen einen Pabst und noch weniger können sie von einer so glorreichen Vergangenheit erzählen, wie Rom in Italien. Der Name Salzburg findet sich ebenfalls in Nordamerika vor und zwar führt ihn eine kleine deutsche Colonie im Staate Pennsylvanien in der Grafschaft Indiana, in welcher ziemlich viele Salzquellen erbohrt worden sind. Ihr gebührt also diese Benennung mit vollem Rechte, allein warum ein kleiner Weiler im Staate Florida in der Grafschaft Orange New-Smyrna getauft worden ist, kann wohl nicht ermittelt werden. Strassburg's gibt es drei, eins in Ohio, ein zweites in Virginien, sowie ein drittes in Pennsylvanien, und wenn auch alle drei bis jetzt einfache Dörfer

geblieben sind, die gar nichts „Festungsmäßiges“ an sich haben, so dürfen wir uns doch über ihre Benennung um so weniger wundern, als sie von Elsäßern gegründet wurden. Ebenfalls aus Pietät gegen sein früheres Vaterland nannte ein Deutscher seine Besitzung im Staate Illinois in der Grafschaft Cook New-Trier, gerade wie einige Holländer im Staate Newyork in der Grafschaft King ein New-Utrecht ins Leben gerufen haben; ganz sonderbar muß es uns aber vorkommen, wenn wir hören, daß die Herren Yankee's einem Dörflein in Pennsylvanien in der Grafschaft Lehigh den Namen New-Tripolis und einem andern noch elenderen Neste den von Trapezunt schöpften. Versailles gibt es acht in der Union, allein keines von ihnen erinnert durch sein Aussehen an den glänzenden Königssitz dieses Namens in Frankreich, und wenn man die Bevölkerung der sämmtlichen zwanzig Vienna's, d. h. Wien's, welche in den verschiedenen Staaten der Union zerstreut liegen, zusammenaddirt, so kommt noch nicht einmal eine Zahl heraus, die groß genug wäre, um auch nur eine Vorstadt des wirklichen Wien zu füllen. Ein gerade ebenso wenig städtisches Aussehen hat Turin im Staate Newyork unweit der Stadt Utica, und ein Italiener, der dorthin käme, würde nicht wenig erstaunen, warum man diesen paar Häusern den Namen der Haupt- und Residenzstadt Seiner Majestät des Königs von Italien gab; allein was würde er erst vollends denken, wenn er nach Verona im Staate Kentucky in der Grafschaft Boone, das nur erst zwölf Einwohner zählt, geriethe? Auch mit den vierzehn Warsaw, d. h. Warschau, will es nicht recht vorwärts gehen, denn das bedeutendste derselben, welches in Illinois am Mississippi liegt, zählt noch nicht einmal

ganz dreitausend Einwohner, und ebenso klein blieben bis jetzt auch die etliche und zwanzig Waterloo's, welche diesen Namen zur Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo erhielten. Fast noch unbedeutender erscheinen die beiden deutschen Colonien Wurtemburg, d. h. Würtemberg, im Staate Pennsylvanien, und Wurtsborough, d. h. Würzburg, im Staate Newyork, welche erst vor wenigen Jahren ins Leben gerufen wurden, während umgekehrt New-York, die bekannte Weltstadt am Ausflusse des Hudsons in den atlantischen Ocean, das alte York in England in jeglicher Beziehung ums zwanzig- oder dreißigfache überstrahlt. Die fünfzehn übrigen York's aber, welche in den Vereinigten Staaten gefunden werden, sind sämmtlich klein geblieben und dürften auch in späteren Jahren zu keiner größeren Bedeutung anwachsen, da keines derselben sich durch seine Lage an einem schiffbaren Flusse oder gar an der See auszeichnet.

Aus diesem kleinen Verzeichniß wird der Leser ersehen haben, daß beinahe alle größeren oder wenigstens berühmteren Städte Europas in Nordamerika vertreten sind, und zwar oft auf eine Weise, daß man sich höchlich wundern muß, warum ein Städtchen oder Dörfchen gerade diesen oder jenen Namen erhielt. Noch eigenthümlicher jedoch erscheint es, daß die Herren Yankees hie und da auch die Namen berühmter Berge oder Flüsse der alten Welt entlehnten, um ihre neugewählten Colonien damit zu bezeichnen, während doch offenkundig auch nicht die geringste Aehnlichkeit in der Lage oder überhaupt im Aussehen existirte. So gibt es z. B. eilf Ethna's in der Union, lauter kleine Weiler mit nur wenigen Häusern, von einem feuerspeienden Berge ist aber natürlich weit

und breit Nichts zu sehen. Gerade ebenso verhält es sich mit den zwei Hecla's, welche in den Staaten Indiana und Tennessee gefunden werden, denn es liegt in der Nähe nicht einmal ein Hügel, viel weniger ein viertausendachthundert Fuß hoher Vulkan, wie der Hekla in Island ist. Noch unbegreiflicher erscheint es uns, wie man dazu kommen konnte, zwei kleinen Niederlassungen in Ohio und Michigan den Namen Ganges zu schöpfen, indem sie beide zwar an einem kleinen Bache, aber wahrhaftig an keinem Strome, der mit dem Ganges verglichen werden könnte, liegen. Kurz man kann oft und viel unmöglich klug daraus werden, warum man in Amerika einer Stadt gerade den Namen gab, welchen sie führt, und wenn man vollends hört, daß elende kleine Nester, die in keinerlei Beziehung merkwürdig sind, nach den berühmtesten und großartigsten, wenn auch längst untergegangenen, Städten des Alterthums benannt wurden, so weiß man sich vor Erstaunen gar nicht mehr zu fassen. So finden wir z. B. in der Grafschaft Suffolk im Staate Newyork ein Babylon, allein wie sieht dasselbe aus? Ei nun, es ist ein kleiner Weiler mit einer Kirche, zwei Kaufmansläden, einem Wirthshause und so viel Privatgebäuden, daß hundert Einwohner darin Platz haben! Als ein fast noch erbärmlicheres Nest erscheint Bagdad im Staate Tennessee in der Grafschaft Smith und von den sieben Carthage's, welche man in Alabama, Kentucky, Virginia u. s. w. findet, hat das größte im Staate Illinois in der Grafschaft Hancock noch keine fünfhundert Einwohner, während das alte Karthago beinahe eine halbe Million Menschen beherbergte und über ein Jahrhundert lang den Welthandel an sich gerissen hatte. Gerade ebenso gering nehmen sich die

sechs Corinth aus und unter den sieben Damascus hat nur eines, nemlich das im Pennsylvanischen am Delawareflusse gelegene, Aussicht, mit der Zeit wenigstens eine kleine Stadt zu werden. Warum übrigens die eine oder die andere dieser Niederlassungen Damascus oder Corinth genannt wurde, darüber können wir natürlich keine Auskunft geben, und ein ebenso großes Geheimniß bleibt es, warum einige Dörflein in den Staaten Newyork, Indiana und Missouri Delphi getauft worden sind. Sitz eines Orakels nemlich ist keines von ihnen und noch weniger befindet sich ein kastalischer Quell in der Nähe; von der Höhle Pythium dagegen, in welcher die Priesterin Pythia die Eingebungen Gottes empfing, kann man vollends nichts bemerken. Gänzlich unbedeutend blieben auch die drei Marathon's, und der Held Miltiades würde sich unendlich verwundern, wenn er in eines derselben käme, denn sie haben natürlich in gar keiner Beziehung irgend eine Aehnlichkeit mit der Ebene von Marathon, auf welcher anno 490 vor Christi Geburt die Perser aufs Haupt geschlagen wurden. Anders verhält es sich dagegen mit dem Namen Memphis, denn wenn auch drei Memphis nur elende Dörfer sind, so hat dagegen die City-Memphis in Tennessee durch ihre günstige Lage am Einflusse des Wolf-river in den Mississippi eine hohe Bedeutung erlangt und zählt jetzt bereits über fünfzehntausend Einwohner. Nicht so viel Glück hatten die sechs Niederlassungen, welchen man den Namen Nineveh ertheilte, indem das größte von ihnen kaum von fünfzehnhundert Menschen bewohnt wird; an die Pracht und Größe des alten Ninive in Assyrien mit seinen hundert Fuß hohen Mauern und seinen fünfzehnhundert Thürmen erinnert aber vollends gar Nichts.

Dasselbe gilt auch von dem Namen Palmyra, welchen in Nordamerika nicht weniger als fünfundzwanzig Ortschaften führen; denn in welcher Beziehung könnte sich das eine oder das andere dieser amerikanischen Palmyra's mit jenem asiatischen, dessen prachtvolle Tempel und Paläste selbst die Römer mit Erstaunen erfüllten, vergleichen lassen? Hat doch das größte von ihnen, nemlich Palmyra im Staate Missouri in der Grafschaft Marion, noch keine fünfundzwanzighundert Einwohner, während sein ganzer Reichthum an öffentlichen Bauten aus fünf kleinen Kirchen besteht, welche man nicht einmal mit Thürmen versah! Fast noch bedeutungsloser erscheinen uns die dreiundzwanzig Sparta's und der große Lykurg würde vor Eckel ausspucken, wenn er den Namen seiner Vaterstadt also schrecklich mißbraucht sähe; von den drei Syracuse aber darf sich doch wenigstens eines rühmen, eine größere Stadt zu sein, nemlich Syracuse am Onondagasee im Staate Newyork mit einer Bevölkerung von etwa dreißigtausend Seelen. Der Name Troy ist eine Amerikanisirung des lateinischen Troja und kommt in Nordamerika nicht weniger als dreiundvierzigmal vor. Zweiundvierzig dieser Troy's aber blieben bis jetzt ziemlich kleine Anwesen und nur Troy im Staate Newyork hat sich durch seine günstige Lage an beiden Ufern des Hudson drei Stunden oberhalb Albany zu einer Gemeinde von vierzigtausend Seelen emporgeschwungen. Dagegen sieht es so prosaisch daselbst aus, daß man lediglich nicht begreifen kann, warum man der Stadt den durch die homerischen Gesänge verherrlichten Namen Troja gab, wie man denn überhaupt die Bemerkung machen muß, daß das „Aussehen“ der amerikanischen Städte und Dörfer keineswegs mit dem „Pomp ihres Namens“ übereinstimmt.

Wer würde nicht vielmehr eher glauben, wenn er z. B. nach Athen in Virginien in der Grafschaft Carolina kommt, diese Benennung sei dem kleinen Schmutzneste „in satyrischer Absicht“ gegeben worden, da es in jeglicher Beziehung einen vollkommenen Gegensatz gegen das griechische Athen mit seinen vielen Wunderwerken der Kunst bildet? Hier in dem virginischem Athen besteht ja die ganze Bevölkerung aus etlichen und zwanzig affenartig gestalteten Negern und die Stelle eines Sokrates, Plato oder Aristoteles versieht ein alter Spitzbube von Grocer oder Allerweltskrämer, welcher sein ganzes Leben hindurch an nichts dachte, als an die Uebervortheilung seiner wenigen Kunden! Noch trauriger und erbärmlicher erscheint Sidon im Staate Mississippi in der Grafschaft Carrol, denn man sieht allda nur zwei elende Holzbaracken, einen Liquorstore, d. h. eine Schnapskneipe, und ein sogenanntes Hotel mit nicht mehr als zwei Gastzimmern, während das alte Sidon in Phönizien einstens so reich und mächtig war, daß es selbst Königen Trotz bieten konnte. Kurz es ist rein unmöglich zu begreifen, warum man derartigen Niederlassungen den hochberühmten Namen gab, den sie führen, und man wird unwillkürlich von Spottlust ergriffen, wenn man in ein solches erbärmliches Nest kommt.

Weit mehr befriedigt fühlt man sich durch andere amerikanische Ortsnamen, deren Sinn offenbar dahin geht, den Zweck oder die Tendenz auszudrücken, welche die Niederlassungen verfolgen sollten. So gründeten z. B. verschiedene besonders gefühlvolle Mitglieder der Sekte der Quäcker, um stets an die Pflicht der Bruderliebe erinnert zu werden, mehrere Städtchen — im ganzen sieben — mit dem Namen Amanda, ein Wort, das vom lateinischen

»amo, ich liebe", abzuleiten ist; allein natülich muß man es dahin gestellt sein lassen, ob mit dem Worte auch wirklich der Zweck erreicht worden ist. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Namen Amity oder Freundschaft, welchen nicht weniger als vierzehn nordamerikanische Dörflein führen, und die Gründer derselben wollten mit diesem Worte offenbar der ganzen Einwohnerschaft die Pflicht auferlegen, in steter Freundschaft zusammenzuleben. Eine andere Tendenz verfolgten die Erbauer der vier kleinen Städte, welche Commerce, d. h. „Handel" getauft wurden; leider aber blieben sie alle bis jetzt ziemlich unbedeutend und nur das Commerce, welches am Mississippi im Staate gleiches Namens liegt, mag möglicherweise einer besseren Zukunft entgegengehen. Concord's oder Concordia's existiren dreiunddvierzig in Nordamerika und ohne Zweifel hieß man sie so, dieweil man haben wollte, daß nie Uneinigkeit in ihnen aufkomme; allein so fromm auch der Vorsatz war, so müssen wir es doch dahingestellt sein lassen, ob stets nach demselben gehandelt worden ist. Ein guter Katholik muß derjenige gewesen sein, welcher einem kleinen Dörfchen in der Grafschaft Nueces im Staate Texas den Namen Corpus Christi schöpfte, und umgekehrt liebte sicherlich der Inhaber einer gewissen Poststation in der Grafschaft Jones im Staate Nordkarolina die Gemächlichkeit und Bequemlichkeit über alles, da er dieses sein Eigenthum »Comfort« betitelte. Cottage heißen dreizehn kleine Dörfer in der Union, ohne Zweifel, weil hier früher eine einzelne Cottage, d. h. ein Landhaus, stand, und den Namen Factory oder Factoryville erhielten sieben andere kleine Städte, welche sich aus einer einsamen Fabrik, einem größeren Anwesen heraus entwickelten.

Eigenthümlich aber ist, daß sich in ganz Nordamerika nur zwei Felix, sowie ein einziges Felicity vorfinden, gerade wie wenn das Glück in jenem Lande nicht zu Hause wäre, und ebenso selten sind, ohne Zweifel aus demselben Grunde, die Prosperity's; dagegen gibt es um so mehr Fort's, wie z. B. Fort Adams, Fort Ann, Fort Atkinson, Fort Bend, Fort Des Maines, Fort Edward, Fort Gaines, Fort Hamilton, Fort Jefferson, Fort Leavensworth, Fort Madison u. s. w. u. s. w. Einzelne dieser Fort's sind jetzt ganz ansehnliche Städtchen, wie z. B. Fort Wayne im Staate Indiana am St. Josephsflusse mit mehr als siebentausend Einwohnern, allein ursprünglich waren sie alle nichts anderes als einsame und isolirt in der Wildniß stehende militärische Grenzposten gegen die Indianer, weßwegen sie auch meist nur in den jüngeren westlichen Staaten der Union, also in Indiana, Illinois, Jowa, Alabama, Texas u. s. w. u. s. w. zu suchen sind. Freedom's, Freehold's, Freetown's u. s. w. u. s. w. gibt es in schwerer Menge in Nordamerika, ob jedoch in allen diesen Niederlassungen „die Freiheit“ eine Ruhestätte gefunden hat, möchten wir nicht entscheiden, und jedenfalls steht so viel fest, daß aus keiner derselben irgend eine Stadt von Bedeutung geworden ist. Gerade ebenso verhält es sich mit den dreiundzwanzig Harmony's, von denen mehrere, wie z. B. Harmony im Pennsylvanischen in der Grafschaft Butler, deutschen Landsleuten ihren Ursprung verdanken, sowie mit den siebenundzwanzig Independence's zu deutsch: „Unabhängigkeit“, deren größtes im Staate Missouri an der Karawanenroute nach Oregon, Californien, New-Mexiko und Utah liegt. Ob sie aber alle den Zweck ihres Namens erfüllen, — nun darüber haben wir

freilich keine Gewißheit, denn man kann dieß mit Sicherheit nicht einmal von der kleinen deutschen Colonie Gnadenhütten im Staate Ohio behaupten, trotzdem, daß die Gesellschaft frommer Herrnhuter, von welchen das Dörflein ins Leben gerufen wurde, an dem Grundsatze festhält, nur solche Mitbewohner zu dulden, welche die Gnade Christi allen Gütern dieses Lebens vorziehen! Die verschiedenen Hermitage's zu deutsch „Einsiedeleien", die man in der Union vorfindet, sind wie sich von selbst versteht, alle aus einsam gelegenen Landsitzen entstanden, und das Städtchen Mission-Point in Illinois in der Grafschaft Lasalle, sowie das Dorf Missionary-Station in Georgien in der Grafschaft Floyd verdanken ihren Ursprung offenbar einigen Mönchen, welche hier Missionsstationen errichteten. Welche Absicht aber derjenige verfolgte, welcher einem kleinen Weiler in Pennsylvanien im Staate Montgomery den Namen King of Prussia, d. h. König von Preußen, gab, geht in der That über unseren Horizont, und der Leser möge dieses Geheimniß gefälligst selbst ergründen. An Liberty's hat Nordamerika nicht nur keinen Mangel, sondern es sind vielmehr nicht weniger als siebenundneunzig Ortschaften so getauft worden; zu einer größeren Bedeutung hat es jedoch keine derselben gebracht und eigenthümlicherweise liegen die meisten in den Staaten Georgien, Missouri, Virginien und Kentucky, also da, wo die Sklaverei zu Hause ist. Deutschen, oder vielmehr schweizerischen, Ursprungs sind die drei Dörflein Patriot, welche man in den Staaten Ohio, Tennessee und Indiana findet, und die sieben Philadelphia's, von denen übrigens blos eines, nemlich Philadelphia am Delaware im Staate Pennsylvanien — bekanntlich die zweitgrößte Stadt Ame=

rika's mit mehr als einer halben Million Einwohner, — zu eigentlichem Ansehen gelangt ist, erhielten diesen Namen, weil sie nach der Bestimmung ihrer Gründer „Städte der Bruderliebe" werden sollten. Einen ebenso frommen Zweck verfolgten diejenigen, welche ihren Niederlassungen den Titel Providence gaben, denn sie wollten damit sagen, daß sie nur auf die göttliche Vorsehung allein ihr Vertrauen setzen; allein von Erfolg gekrönt ward dieses Vertrauen blos bei der Stadt Providence in Rhodeisland an der Narragansetbay. Diese nemlich wuchs auf mehr als fünfzigtausend Seelen an und gehört unter die größten Handelsstädte Nordamerika's, während die übrigen sechszehn Providences sämmtlich bedeutungslos geblieben sind. Warum einigen kleinen Dörfchen der Name Temperance, d. h. Nüchternheit, gegeben wurde, kann sich der Leser ohne Zweifel denken, da er ja weiß, daß in Amerika eine große Partei existirt, welche den Genuß aller geistigen Getränke verboten haben will, und noch weniger wird er darüber im Zweifel sein, warum nicht weniger als hundertundachtundneunzig Ortschaften den Namen Union, Unioncity, Uniontown oder Unionville erhalten haben. „Einigkeit und Friede" sollte dort herrschen und man hoffte, daß in Folge dessen jede so getaufte Niederlassung an Macht und Stärke zunehmen werde; allein leider müssen wir constatiren, daß von all den vielen Union's auch nicht ein einziges sich über den Rang eines Landstädtchens erhob, zum besten Beweis, daß auf den Namen nicht allzuviel ankommt. Weit besser zum Ziele kam die kleine Gesellschaft von Schweizern, welche im Jahr 1813 im Staate Indiana hart an den Uferbergen des Ohioflusses ein kleines Dorf mit Namen Vevay gründeten,

denn die Weinberge, welche sie an den dortigen sonnigen Abhängen anlegten, gediehen vortrefflich und die Colonie, die jetzt bereits auf sechsundzwanzighundert Seelen angewachsen ist, verdient wegen der Güte des Weines, den sie erzeugt, ihren Namen vollkommen.

Man sieht hieraus, daß es doch wenigstens hie und da gelang, eine Niederlassung zu dem zu machen, was ihr Namen aus ihr gemacht haben wollte, und wir könnten noch manch' anderes Beispiel dafür beibringen, wenn uns nicht der Raum allzu kurz zugemessen wäre. Uebrigens selbst in dem Fall, wenn ein Ort sich ganz anders entwickelte, als sein Namen besagte; ja selbst wenn z. B. in einem »Amity« die ganze Einwohnerschaft „in tödtlicher Feindschaft" statt in Liebe und Freundschaft lebte, — selbst dann liegt in dem Namen der Niederlassung noch Sinn und Verstand, denn die Gründer derselben waren natürlich ganz mit sich im Klaren, was sie bezwecken wollten. Wie ganz anders aber verhält es sich, wenn wir auf Namen stoßen, welche der griechischen und römischen Mythologie entnommen sind und uns an den Himmel der Heiden erinnern? Wahrhaftig in diesem Fall läßt sich ein vernünftiger Grund, warum ein Ort seinen Namen erhielt, gar nicht denken, und wir stehen so perplex da, wie die Ochsen am Berge. Da gibt es z. B. im Pennsylvanischen am Flüßchen Kiskiminetas ein Dörflein von etwa dreihundert Seelen mit Namen Apollo, allein Gesang und Saitenspiel ist daselbst nicht zu Hause, und der Himmel allein weiß, warum man ihm gerade diesen Titel gab. Ebenso wenig kann man sich denken, warum neun kleine Dörfer und Städtchen den Namen Aurora erhielten, indem die Sonne dort keineswegs schöner aufgeht,

als anderswo auch, und man hätte sie mit ebenso großem Recht Camera obscura nennen können. Eher hat es noch einen Sinn, daß drei kleine Anwesen in den Staaten Newyork, Pennsylvanien und Wisconsin Ceres heißen, indem der Boden ihrer Markungen ziemlich fruchtbar ist; ganz ohne Verstand muß aber der Müller gewesen sein, welcher seinem Anwesen im Staate Virginien am Slate-flüßchen die Benennung Diana-Mills, d. h. Dianamühle, gab, sowie der Bauer in der Grafschaft Lewis im Staate Newyork, der seinen Hof Dianaville taufte. Auch der Name Flora fand Gnade in den Augen der Nordamerikaner und wir finden in den Staaten Texas, Illinois und Wisconsin je ein kleines Dörflein, welches „der Göttin der Blumen und Blüthen" nachbenannt wurde; der Kriegsgott Mars jedoch fand nur einen einzigen Verehrer, einen Posthalter in Alabama, dessen ziemlich hochgelegenes Anwesen den Namen Marshill führt. Pallas oder Pallas-Athene konnte ich keine finden, wohl aber fünf Minerva's und zwar in den Staaten Jowa, Ohio, Kentucky, Georgien und Newyork, — lauter unbedeutende Ortschaften von je drei- bis vierhundert Einwohnern. Ebenso geringfügige Nester sind auch die beiden Parnassus in Virginien und Alabama, und gänzlich unbegreiflich bleibt es, wie man ihnen den Namen jenes berühmten, dem Apollo und den Musen geweihten Gebirges geben konnte, denn weit und breit um sie herum sieht man keinen Berg und noch viel weniger einen Musensitz. Ganz und gar wirr im Kopfe wurden wir aber, als wir gar einige Dörfer mit Namen Phoenix oder Phoenixville auffanden, und wir fragten uns vergeblich, was denn diese Colonien mit jenem mythischen Vogel der alten Aegyptier gemein

haben sollten. Doch muß man wenigstens vor einem von ihnen, nemlich vor Phoenixville im Pennsylvanischen am Schuylkillflusse, einigen Respekt haben, weil dasselbe eine ungemein großartige Fabrikthätigkeit entwickelt und unter anderem das größte Walzwerk in der ganzen Union besitzt. Im Allgemeinen übrigens dürfen alle die Ortschaften, deren Name der Mythologie entnommen ist, auf keine Bedeutung Anspruch machen, und es erscheint also um so lächerlicher, daß sie mit so hochtönenden Titeln prangen; allein was liegt dem Yankee hieran?

Weit mehr der Vernunft gemäß ist es, wenn eine Niederlassung den Namen „ihres Gründers" annahm und wir finden es z. B. ganz natürlich, daß ein Dörfchen in der Grafschaft Camden im Staate Missouri den Namen Conns-Creek führt, indem der erste Mann, der sich dort ansiedelte oder vielmehr an dem Bache daselbst eine Mühle errichtete, ein Neuengländer Namens Conn war. Gerade ebenso verhält es sich mit den beiden Städtchen Daniels-Mills und Danielsville in den Staaten Nordkarolina und Virginia, deren erster Begründer Daniel hieß, und die kleinen Weiler Davis-Store, Davis-Mills, Davis-Spring u. s. w. u. s. w. verdanken natürlich ihren Ursprung ebenfalls Niemanden anderem, als einem gewissen Davis. Nicht ganz auf dieselbe Weise entstanden die Ortsbenennungen Dutch-Settlement, Dutch-Manns-ville, Dutchmannsburg u. s. w., denn der Name Dutch oder Dutchmann wird bekanntlich von den Nordamerikanern den Deutschen spott- oder schimpfweise beigelegt, und somit muß man auch die Titel »Dutch-Settlement« u. s. w. u. s. w. als einen „Spitznamen" betrachten, welchen die in der Nachbarschaft wohnenden amerikanischen Farmer

dem Anwesen eines Deutschen gaben. Nach und nach aber wurde der Namen stabil und am Ende brauchte man ihn als die wirkliche und faktische Ortsbezeichnung, ohne mehr einen verächtlichen Nebenbegriff damit zu verbinden. Die Bezeichnungen Farmersville, d. h. Farmerstadt, Farmersgrove, d. h. Farmershain, Farmerscreek, d. h. Farmersbach, Farmersvalley, d. h. Farmersthal rühren ebenfalls nicht daher, daß der erste Gründer und Ansiedler »Farmer« hieß, sondern daher, daß er ein Farmer, nemlich ein Bauer war. Sagt man ja doch auch bei uns im Deutschen in vielen Gegenden kurzweg „der Bauer" oder „der Hofbauer", ohne dessen Familiennamen beizusetzen, wenn von dem Besitzer eines einsam stehenden bäuerlichen Anwesens die Rede ist! Ganz umgekehrt ging es bei dem Dörfchen Earlville im Pennsylvanischen bei Reading, denn dieses wurde von einem gewissen Graf aus Hessen gegründet, und die Amerikaner übersetzten dann später das deutsche Graf ins englische Earl. Ebenso machten sie es bei Shepherdstown in der Grafschaft Jefferson im Staate Virginien am Potomakflusse. Auch dieses Städtchen nemlich entstand durch einen Deutschen, nemlich den Oberst Schäfer, der anno 1762 sich mit einer Partie deutscher Landsleute hier eine neue Heimath gründete, allein da Schäfer auf englisch Shepherd heißt, so americanisirte man später natürlich die „Schäferskolonie" in ein »Shepherdstown.« Unverändert blieben die Namen Fisher's, Fisher'screek, Fisher'sville u. s. w. und alle diese Niederlassungen rühren ohne Zweifel davon her, daß ein gewisser Fischer der erste Colonist war; dagegen verdankten die beiden kleinen Dörfchen Frankenlust und Frankenmuth, welche beide in der Grafschaft Saginaw

im Staate Michigan liegen, nicht einem Mann, Namens „Frank“, sondern vielmehr einer Gesellschaft von „Franken“ ihren Ursprung und Namen. Ganz dasselbe gilt von den drei Städtchen Franconia, deren erstes in der Grafschaft Grafton im Staate New-Hampshire zu suchen ist, während das zweite im Pennsylvanischen in der Grafschaft Montgomery und das dritte im Staate Ohio am Flüßchen Auglaize liegt. Die vielen Fredericksburg, Frederickstown u. s. w. u. s. w. dagegen führen ihren Namen ganz allein zur Erinnerung an den ersten Ansiedler, der entweder ein geborener Amerikaner mit Namen »Frederick« oder auch ein deutscher „Friederich“ war; die verschiedenen French-Camp, French-corner, French-mills, French-town, French-ville aber wurden nicht von ihren Gründern, sondern vielmehr von den Umwohnern so getauft und zwar einfach deßwegen, weil die Gründer „Franzosen“ waren. Gerade auf die gleiche Weise entstanden die Namen German, Germantown, Germanville, Germansettlement u. s. w. u. s. w., d. h. wenn sich da oder dort eine kleine Gesellschaft von Deutschen ansiedelte, so wurde die Ansiedlung von den umwohnenden Amerikanern kurzweg „die deutsche Niederlassung“, „das deutsche Städtchen“ u. s. w. genannt, was sich bei allen den siebenunddreißig Ortschaften dieses Namens nachweisen läßt. Zu einer eigentlichen Bedeutung kam übrigens blos Germantown im Staate Pennsylvanien unweit von Philadelphia, welches im Jahre 1684 von etlichen und zwanzig deutschen Mennonitenfamilien unter der Anführung der beiden Schüler Penn's: Hartsfelder und Pastorius gegründet wurde und jetzt bereits eine Einwohnerzahl von mehr als zehntausend Einwohner aufweisen kann. Rein englischen Ursprungs sind die vielen Harper's,

Harper'shome, Harper'smills, Harper'sfield, Harper'sville, deren man in der Union verschiedene Dutzend zählt; allein dessenungeachtet blieben sie sämmtlich klein und unbedeutend mit Ausnahme von Harpersferry in Virginien am Einflusse des Shenandoah in den Potomak. Dieses nemlich, welches seinen Namen einem gewissen James Harper, der die Reisenden auf einer Fähre — auf englisch Ferryboat — über den Potomak beförderte, zu verdanken hat, wuchs nach und nach zu einer wohlhabenden Manufakturstadt an und zeichnete sich später zugleich als einer der ersten Waffenplätze Nordamerikas aus. Auf einen ebenfalls rein englischen Ursprung deuten die Namen Harvard, Hartwood, Harvey, Graham, Griffing. Hackney, Johnson, Kendall u. s. w. u. s. w. hin, während Geigersmills, d. h. die Mühle des Herrn Geiger in der Grafschaft Berks im Pennsylvanischem, und Hagermannsmills, d. h. die Mühle des Herrn Hagermann im Staate Newyork unweit von Albany ihren deutschen Ursprung nicht verläugnen können. Ebenso deutsch ist Hagerstown im Staate Maryland, denn es wurde im Jahr 1750 von einigen Separatisten unter Anführung ihres Predigers Hager gegründet; Weissenburg im Pennsylvanischen in der Grafschaft Lehigh aber verdankt seine Existenz dem berühmten Conrad Weisser aus Herrenberg im Württembergischen, der anno 1710 mit seinem Vater und sieben Geschwistern nach Amerika auswanderte und dort über dreißig Jahre lang als Indianerapostel thätig war. Kurz es lassen sich eine überaus große Anzahl von Ortschaften anführen, welche nach ihren ersten Ansiedlern und Gründern, seien nun diese Engländer, Deutsche oder einer andern Nation Angehörige gewesen, getauft worden sind; allein für unsern Zweck würde

es offenbar zu weit gehen, wenn wir uns auf noch mehr Beispiele einließen. Sind ja doch ohnehin, wie wir bereits angedeutet haben, bei weitem die meisten dieser Niederlassungen nur kleine unbedeutende Dörfer geblieben, die eine specielle Erwähnung gar nicht beanspruchen können! Doch — einen einzigen Namen müssen wir noch nachtragen, nemlich den des Nathanael Rochester, welcher im Jahre 1812 am Flusse Genessee drei Stunden oberhalb dessen Einmündung in den Ontariosee in einer damals noch gänzlich unbewohnten Gegend eine Mühle erbaute, indem aus dieser Mühle eine Stadt erwachsen ist, welche jetzt über fünfzigtausend Einwohner zählt und in Beziehung auf Handel und Wandel mit jeder doppelt so großen Residenz Deutschlands zu wetteifern vermag. Rochesters Frau erlebte es noch, daß die nach ihrem Manne betitelte Stadt als „City" incorporirt wurde, allein diese Niederlassung bildet eine Ausnahme und verdankt ihr außerordentliches Wachsthum ganz allein ihrer vorzüglichen Lage an einem schiffbaren Flusse.

Auf diese Art entstanden die Namen der verschiedenen Ortschaften, Städte und Dörfer in der amerikanischen Union und wenn wir etwas weitläufiger gewesen sind, als wir hätten sollen, so kommt dieß einfach daher, weil sonst dem Leser der außerordentliche Gegensatz, welcher in dieser Beziehung zwischen Deutschland und Nordamerika herrscht, unmöglich hätte klar werden können. Erwähnenswerth dürfte bei dieser Gelegenheit noch sein, daß manche Städte der Union außer ihren eigentlichen Taufnamen auch noch sogenannte „Spitznamen" führen, d. h. Namen, welche später erfunden wurden, wenn die Städte einen gewissen Charakter annahmen. So heißt z. B. die Bundeshaupt-

stadt Washington die »Distancecity«, d. h. die Stadt der großen Entfernungen, und nie hat ein Spitzname besser gepaßt, als hier. New-York nennt man »Empirecity«, d. h. die Kaiserstadt, ohne Zweifel wegen ihrer massenhaft anwachsenden Größe, und Philadelphia führt den Namen „Quäckerstadt" sicherlich ebenfalls nicht mit Unrecht. Noch weniger wird es jemand tadeln können, daß Baltimore „die Stadt der Monumente", Buffalo „die Königin der Seen", Boston die »Nativecity«, d. h. die Stadt, in welcher die Natives hauptsächlich zu Hause sind, New-Orleans „die Halbmondstadt" (ihrer Bauart wegen), Cincinnati »Porkopolis«, d. h. die Stadt, in welcher die meisten Schweine geschlachtet werden, Chicago „die Königin des Westens" und Sanct Louis „die Stadt der Grabhügel" heißt, denn die Bezeichnungen passen alle vollkommen. Ja es wäre eine wahre Wohlthat für die Union, wenn jede Stadt und jedes Städtchen seinen eigenen Spitznamen hätte, denn es würde dadurch manchen Irrungen vorgebeugt, welche jetzt zu hunderten und tausenden vorzukommen pflegen. Man denke sich nur die Masse von gleichlautenden Namen und frage sich dann, ob es möglich ist, die Briefschaften, Pakete u. s. w. u. s. w. immer an die richtige Adresse gelangen zu lassen! Man frage sich, ob es einem Reisenden gelingen wird, alsobald den richtigen Weg einzuschlagen, wenn es z. B. einundzwanzig Boston's, achtundvierzig Buffalo's u. s. w. u. s. w. gibt! Allerdings sieht man in Amerika darauf, daß auf jeder Adresse eines Briefes oder Paketes außer dem Namen des Ortes auch noch der Name des Staates, dem jener Ort angehört, sowie sogar der Name der Grafschaft, in welcher er liegt, beigefügt wird, allein wie oft kommt es deßwegen

doch vor, daß ein Schreiben in der halben Union herumreist, bis es endlich vollkommen zerknittert und zerfetzt da anlangt, wohin es gehört! Wie oft kommt es vor, daß ein Fremder, der da oder dort z. B. im Staate Maine einen Verwandten aufzusuchen hat, nach dem gleichnamigen Orte im Staate Missouri oder Michigan abreist und auf diese Weise einen Weg von mehreren hundert Meilen umsonst machte! Von solchen Verwechslungen könnte man ganze Bücher voll schreiben und sie führten schon oft nicht blos zu den lächerlichsten Quidproquos, sondern auch zu den größten Verlusten und Widerwärtigkeiten, allein für unsern Zweck genügt die bloße Andeutung und das Nähere mag sich der Leser selbst ausmalen. Doch — still nun von den Städtenamen Amerikas!

XXVI.

Nordamerikanische Festtage.

Es ist kein lustiges Land, das Land der Yankee's, denn wie könnte in einem Lande Lust sein, wo alle Poesie und jeder Sinn für Musik fehlt? Die Ursache liegt größtentheils in dem starren Puritanismus, welchen die Hauptmasse der englischen Einwanderer mit über's Wasser herüber brachte, so wie in der rigorosen Sonntagsfeier, welche man gesetzlich einzuführen wußte. Hiedurch mußte nothwendig alle Fröhlichkeit schon im Keime erstickt werden, und überdieß zu welchen Extremen führte nicht der blinde Haß gegen den Katholicismus? Alle „Tage Mariä," alle „Heiligentage," d. h. alle Erinnerungsfesttage an die Apostel u. s. w. u. s. w. wurden ja unbedingt ausgemerzt, und man hätte es Jedem zum Verbrechen angerechnet, der z. B. an „Peter und Paul" oder irgend an einem ähnlichen von der übrigen Christenheit gefeierten Tage seinen gewöhnlichen Geschäften „nicht" nachgegangen wäre. Die Protestanten in Deutschland waren in dieser Beziehung gewiß auch streng, aber so in's Tolle hinein trieben sie es doch nicht, daß sie selbst „Philippi und Jacobi," d. h. den ersten Mai, oder gar „Ostern und Pfingsten" nebst dem „heiligen Christfest" abgeschafft hätten. In Nordamerika aber —

wer weiß da etwas von jenem großen allgemeinen Frühlings-Festtage, mit welchem wir den Wonnemonat einzuleiten gewohnt sind? Wer kennt dort die Osterzeit mit den bunt gemalten Eiern und den Lustgängen in die Wälder, oder das fröhliche Pfingsten, an welchem alle Welt in neuen Kleidern prangt und sich auf dem Tanzboden vergnügt? Noch viel weniger denkt dort Jemand daran, sich Palmkätzchen aus dem Walde zu holen oder in der St. Johannisnacht Freudenfeuer anzuzünden, und das Wort Carneval mit den Harlequinspossen ist vollends gänzlich verpönt. Ja selbst am Christtage mit sammt seinem geheimnißvollen Vorabend, auf welchen die Kinder bei uns schon viele Monate hindurch die Stunden auszurechnen pflegen, wird in den nordamerikanischen Freistaaten wie an einem gewöhnlichen Werktage gearbeitet und wenn es auch die deutsche Einwanderung in einzelnen Gegenden und Städten so weit gebracht hat, daß da oder dort wenigstens Christbäume angezündet werden, so bleiben doch die Herzen der Eingeborenen vollkommen kalt bei dem Schein dieser Lichtlein. Kurz eine Yankee-Natur ist vollkommen abgestorben für alle die Freuden, welche uns Europäern unsere Feiertage gewähren, und man könnte deßhalb glauben, daß die Insassen jenes großen Landes kein wärmeres Blut im Leibe hätten als die Fische im Wasser.

„Wie?" fragt nun der Leser. „Die Nordamerikaner haben keine Festtage? Wie könnte dieß wahr sein, da man sich doch so viel von der Feier des vierten Juli erzählt, an welchem Tage die ganze nordamerikanische Union in einem Freuden- und Jubelmeere schwimmen solle?" Ja freilich, den vierten Juli haben die Amerikaner und nicht blos diesen, sondern auch den Neujahrstag, den Thanks-

giving day, so wie endlich Washingtons Geburtstag, allein wie himmelweit verschieden ist die Feier dieser Tage von der Art urd Weise, wie wir in Europa unsere Festtage zu begehen gewohnt sind! Wie sehr fehlt ihnen das Gemüthliche und Herzliche, das wir hineinzulegen wissen!

Da ist zuerst der vierte Juli, jedenfalls der Haupttag des großen nordamerikanischen Festtags-Quartetts. Was sollte er seiner Bestimmung nach sein? Nichts anderes als eine Feier der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, denn am vierten Juli des Jahres 1776 erklärten sieben jener dreizehn gegen England empörten Provinzen, nemlich Massachusets, Rhode-Island, New-Hampshire, Pennsylvanien, Virginien, Connektikut und Südcarolina durch ihre Abgeordneten auf dem Congreß von Philadelphia in feierlicher Versammlung ihre Lostrennung von dem Mutterstaate und gleich darauf traten ihnen auch die Delegirten der übrigen sechs Provinzen, die von Newyork, New-Jersey, Georgien, Nordcarolina, Maryland und Delaware bei. Wahrhaftig es war ein großer Tag, jener Tag der Unabhängigkeitserklärung, durch welchen die „Vereinigten Staaten" in's Leben gerufen wurden, und man sollte also glauben, die Erinnerung an ihn werde auch die jetzige Generation mit voller Begeisterung erfüllen. Man sollte glauben, daß das Gedächtniß an jenen hochwichtigen Akt in der ganzen Bürgerschaft eine Stimmung hervorrufen müßte, deren Gehobenheit nur in der würdigsten Feier einen Ausdruck finden könne. Allein wie verhält sich die Sache in der Wirklichkeit? Richtig ist, daß an diesem Tage weder die Gerichte noch die Rathsherren, weder die Legislaturen noch die beiden Häuser im Congresse zu Washington Sitzungen halten. Richtig ist, daß in allen

größeren oder kleineren Städten vielkostende Festessen veranstaltet werden, an welchen die sämmtlichen hochgestellteren Bürger Champagner trinkend und toastirend Theil nehmen. Richtig ist, daß in den verschiedenen Schulen und Unterrichts-Anstalten Fest-Reden abgehalten werden, welche sich alle auf die Wichtigkeit des Tages beziehen, und daß man sogar nicht selten junge Knaben anhält, die ganze Unabhängigkeits-Erklärung auswendig zu lernen, um sie am besagten Tage Wort für Wort aus dem Gedächtniß herzusagen. Richtig ist, daß das Bürgermilitär und die Freimaurerlogen, die Feuerwehrmänner auch nicht ausgeschlossen, große Aufzüge mit Fahnen und Musik durch die Straßen veranstalten, während zu allen Giebelfenstern heraus das Sternenbanner herabflattert. Richtig ist, daß alle Kaufmannsläden an diesem Tage geschlossen sind, sowie daß in den Seestädten die sämmtlichen Schiffe im Hafen ihre Festtagsflagge aufgezogen haben und nicht selten mit Kanonenschüssen darein donnern. Dieß alles ist vollkommen richtig, allein ebenso richtig ist es auch, daß vor lauter Buben, welche Crackers d. h. Schwärmer und Frösche loslassen, vor lauter Irländern, welche besoffen wie die Schweine sich herumtummeln, vor lauter Strolchen, welche mit Pistolen und Revolvern ein wahres Pelotonfeuer unterhalten, sich kein ehrlicher Mensch, wenn er nicht Beschimpfungen und Verletzungen aller Art ausgesetzt sein will, einzeln auf die Straße wagen darf. Kann man also den vierten Juli, der vielen Aufzüge, Festessen und Toaste wegen, mit welchen man ihn feiert, den „Nationalgallatag" der Nordamerikaner nennen; kann man ihn ferner wegen des vielen Pulvers und Feuerwerks, das man abbrennt — man muß sich überhaupt wundern, daß an einem solchen

Tage nicht alle Städte der Union in einen Aschenhaufen verwandelt werden — den „Hauptspectakeltag" des Jahres betiteln, so hat man noch weit mehr das Recht, ihn „als den großen Ehrentag all' der schlimmen Bursche zu bezeichnen, welche man unter dem Namer Loafers und Rowdies begreift.*) Dieses Genus von Menschen ist bekanntlich nur in Nordamerika zu Hause, allwo wenigstens in den größeren Städten eine Menge von Menschen leben, die ohne eine bestimmte Beschäftigung zu haben, den ganzen Tag auf der Straße zubringen und sich sozusagen vom Zufalle nähren. Man könnte sie auch „privilegirte Müssiggänger" nennen, deren größte Freude es ist, sich durch Raufen und Lärmen auszuzeichnen oder die Vorübergehenden auf alle Weise zu necken und zu maltraitiren, und in der That kann man wenigstens einem Theile von ihnen d. h. den vagabundirenden Söhnen reicherer Eltern nicht viel Schlimmeres nachsagen. Andere aber und zwar leider weitaus die meisten besitzen kein Geld von Hause aus und nähren sich deßhalb von nichts anderem, als vom Diebstahl, Raub oder Betrug, indem sie auf diese Art das Angenehme mit dem Nützlichen in Verbindung zu bringen suchen. Ihr Hauptquartier sind die Straßenecken sowie die Spritzenhäuser, d. h. die Häuser, in welchen die Feuerwehrmänner ihre Spritzen aufbewahren, und es gibt nicht wenige Kneipen oder Wirthshäuser, in welchen sie ganz allein die Herren spielen. Vor der Polizei

---

*) Der Leser wird gebeten, hierüber gelegentlich auch den Artikel „Der Loafer" in Griesinger's lebenden Bildern aus Amerika nachzulesen. Der Setzer.

fürchten sie sich nicht, denn in Nordamerika, wo die persönliche Freiheit in einer Ausdehnung florirt, wie sonst nirgends in der Welt, hat keine Behörde das Recht, einen Menschen nach seinem Paß, seinem Wohnort, oder gar seinem Erwerbszweige zu fragen, und somit darf auch die Sicherheitsbehörde den Herren Loafers und Rowdies, wenn kein dringender Verdacht eines Verbrechens vorhanden ist, nicht zu nahe zu treten. Ueberdieß sind dieselben klug genug mit den „Officers," d. h. den Polizeidienern, sich auf guten Fuß zu stellen oder vielmehr eine herzinnige Freundschaft zu schließen, und darum dürfen sie auch sicher sein, nur äußerst selten für eine ihrer Missethaten zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wenn nun aber solches schon für gewöhnliche Tage „Regel" ist, wie vollends für den vierten Juli! Hilf Himmel, wie freuen sich die nichtsnutzigen Schlingel auf diesen Tag! Vom frühesten Morgen an sind sie auf den Beinen, natürlich mit Schießgewehren wohlbewaffnet und zu allen Unthaten vollkommen vorbereitet. An den Straßenecken sammeln sie sich und geben den Kameraden durch donnernde Schüsse das Zeichen, daß sie bereits auf dem Platze angekommen sind. Jeder Vorübergehende, besonders wenn man ihm das Ausländerthum ansieht, wird insultirt, anfangs vielleicht blos mit Worten, später aber jedenfalls auch mit der That, und wenn er sich widersetzt, so fallen ihrer Zwölf oder Fünfzehn über ihn her, um ihn tüchtig durchzubläuen und ihm nebenbei auch noch den Geldbeutel nebst Uhr und Kette abzunehmen. Nach solchen Heldenstücklein entsteht natürlich immer ein großer Jubel und in der Freude des Herzens geht's sofort in die nächste Schnapsboutique, um den Muth von neuem zu stählen. So treiben sie es den ganzen Vormittag und

Mittags, wenn sie zehn oder zwölf Kneipen besucht haben, sind sie natürlich noch weit mehr zu Excessen aller Art aufgelegt, als einige Stunden zuvor. Abermals stellen sie sich truppweise an den Straßenecken auf, aber sie begnügen sich jetzt nicht mehr mit dem Insultiren einzelner Vorübergehenden, sondern der Streit, den sie beginnen, muß nothwendig in eine blutige Rauferei ausarten. Ja sogar unter sich selbst fangen sie Händel an, denn man kann sich wohl denken, daß die einzelnen Corps oder vielmehr die einzelnen Banden oft und viel in Feindschaft zu einander stehen, und stößt nun eine solche Bande auf ihre Rivalin, so wird nicht lange gezaudert, sondern allsobald zum Angriff geschritten. Zu diesem Behufe führt jeder der Strolche seinen gehörigen Vorrath von Kugeln mit sich und man beeilt sich sofort scharf zu laden, um blindlings dreinzuschießen. Die Feinde thun natürlich das Gleiche und so fliegen die Kugeln in der Luft herum, daß es eine wahre Freude ist. Freilich ihr richtiges Ziel verfehlen sie größtentheils, um so öfter aber werden unschuldige Passanten oder auch Umwohnende, welche neugierig zum Fenster herausschauen, getroffen und nicht selten dringen die blauen Bohnen mitten in eine Gesellschaft, welche sich fern ab vom Tumulte friedlich im zweiten oder dritten Stock eines Hauses versammelt hat. Ebenso viel Freude macht es den vom übermäßigen Branntweingenuß toll gewordenen Gesellen, in irgend ein Haus, selbst wenn dessen Thüre fest verschlossen ist, einzudringen und die darin befindlichen Frauen zu Tode zu ängstigen; das allergrößte Gaudium aber gewährt es ihnen, bei einem etwa entstehenden Brande thätlich einzugreifen, und daß da oder dort ein kleines Feuerchen ausbricht, — nun dafür wissen sie schon zu

sorgen. Mit dem „thätlichen Eingreifen" übrigens hat es seine eigene Bewandtniß und zwar eine ganz andere, als der Leser vielleicht glaubt. Sobald es nämlich Feuerlärm gibt, eilen die Spritzenmänner von allen Seiten, herbei, und sie, die Loafers und Rowdies, schließen sich ihnen sofort unter furchtbarem Geschrei an, wie wenn es ihnen an nichts anderem gelegen wäre, als die Flammen so schnell als möglich zu dämpfen. Daran jedoch denkt natürlich keiner von ihnen, sondern sie benützen vielmehr den gräßlichen Durcheinander, um in die Häuser zu dringen und sich dort anzueignen, was ihnen am besten convenirt. Ueber diesem Geschäfte kommt's dann meistentheils abermals zu Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Banden und man liefert sich nun großartige Straßengefechte, zu denen die Feuersbrunst die nöthige Beleuchtung liefert. — So geht's fort bis in die tiefe Nacht oder vielmehr bis in den Frühmorgen des andern Tages hinein und das Verwundersamste dabei — wenigstens in den Augen der Europäer ist, daß sich diejenigen, deren Pflicht darin besteht, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, sicherlich nirgends erblicken lassen, am allerwenigsten aber da, wo ihre Gegenwart am nöthigsten wäre. Aus diesem Grunde schließen sich auch in allen größern Städten der Union die friedlichen Bürger am vierten Juli regelmäßig in ihren Häusern ab, und ohnehin darf man darauf rechnen, daß sich an diesem Tage, besonders wenn derselbe sich zu neigen beginnt, kein ehrbares Frauenzimmer auf der Straße sehen läßt. Weiß es ja doch Jedermann schon zum Voraus, daß für heute die Loafers und Rowdies Herren der Stadt sind, ohne daß irgend eine Behörde es wagt, gegen sie einzuschreiten! Weiß es doch Jedermann, daß heute der

Teufel los ist und daß es also ein förmlicher Wahnsinn wäre, sein sicheres Asyl zu verlassen, dieweil man dem Gottseibeiuns nothwendig in den offenen Rachen laufen müßte!

Mancher unserer Leser wird nun ohne Zweifel glauben, daß diese unsere Schilderung eine übertriebene sei, und wir nehmen ihm dieses auch nicht übel, da es ja fast unmöglich ist, sich ein solch zügellos tolles Treiben zu denken, wenn man es nicht selbst mit angesehen hat; allein man gehe einmal nach Baltimore, nach Louisville, nach New-Orleans, nach Mobile, nach Savannah, nach Charleston, nach Chicago, nach Newyork oder wie die größeren Städte der Union alle heißen, so wird man sich bald überzeugen, daß wir eher zu wenig als zu viel gesagt haben. Ja man lese nur die verschiedenen Zeitungen, welche in jenen Städten erscheinen, und durchgehe die Berichte über die einzelnen Fälle von Raub, Erpressung und Einbruch, sowie über Brandstiftungen und Raufereien, die am vierten Juli vorgekommen sind, so kann man nicht im Geringsten mehr zweifeln, auf welche würdige Weise jener Tag großentheils in Nordamerika begangen wird! Eine Feier der Unabhängigkeits-Erklärung soll es sein, aber nur gar Weniges erinnert an jenen erhebenden Moment und die Hauptsache besteht aus Fressen, Saufen, Krakehl, Feuerwerk, Händeln, Schlägereien, Feuersbrünsten und allgemeiner Schweinerei. Freilich auf dem Lande, d. h. in den kleineren Dörfern und Städten wird es anders gehalten, denn hier haben die Loafers und Rowdies kein Feld ihrer Thätigkeit. Somit geht es dort auch verhältnißmäßig still und nüchtern zu und obgleich die Hauptfestlichkeit ebenfalls in einem Zweckessen nebst Toasten besteht, so hütet man sich doch beinahe immer, die Grenzen des Anstandes zu

überschreiten. Man hat sich ja bei gesunden Sinnen zu erhalten, damit man später in Gesellschaft der Damen die Illumination besuchen kann, welche die städtischen Behörden zu veranstalten nie verabsäumen und — nach der Illumination findet ohnehin regelmäßig ein Festball statt, damit der große Tag auf eine würdige Weise beschlossen werde! Sollte aber das Dörflein gar zu klein sein, als daß solche Festivitäten stattfinden könnten, ei nun, dann macht man sich gegenseitig Besuche und setzt sich, wenn es dunkel zu werden beginnt, im großen Familienkreis auf die Terrasse eines der Wohnhäuser, um sich an dem Feuerwerke zu erlustiren, welches die jüngeren Leute loslassen, denn an letzterem, dem Feuerwerke nemlich, darf es in keinem Falle fehlen. Ja sogar auf den entlegensten Farmen oder Bauernhöfen wird man es nicht unterlassen, am vierten Juli in dieser Beziehung wenigstens „Etwas“ zu thun, und der ärmste Hinterwäldler zündet seinen Kindern wenigstens ein Dutzend Schwärmer an, wenn seine Geldbörse die Anschaffung von Raketen und farbigen Lichtlein nicht erlaubt. Ist nun das nicht eine viel würdigere Begehung des Unabhängigkeitsfestes, als jener große Spektakel in den Emporien des Landes?

Der zweite große Festtag in den nordamerikanischen Freistaaten ist der Neujahrstag, allein leider können wir auch von ihm, wenigstens was die Städte betrifft, nicht viel Besseres berichten. In den Häusern der gebildeteren und wohlhabenderen Amerikamer geht es allerdings äußerst anständig zu und man benützt den ganzen Tag zu nichts Anderem als zu gegenseitigen Gratulationen. Schon früh Morgens deckt man dort den Tisch auf's properste und versieht ihn so reichlich als möglich mit Wein und

Liqueuren, sowie mit kalter Küche und Confect; die Damen des Hauses aber, Mutter, Töchter und Cousinen werfen sich in den höchsten Putz, setzen sich sofort in den Schaukelstuhl und harren mit Sehnsucht der Dinge, die da kommen sollen. Und allzu lange dürfen sie nicht harren, denn wenn sie auch noch so frühe aufstanden, so sind ihnen doch ihre Männer, Söhne und Vettern zuvorgekommen, um ihnen das Neujahr abzugewinnen. Kaum aber ist dieß geschehen und kaum haben sich die Herren in den Sonntagshabit geworfen, so rennen sie fort, um in den Wohnungen der Verwandten, Freunde und Nachbarn ebenfalls ihren Neujahrsglückwunsch anzubringen, während umgekehrt die Ladies unverrückt sitzen bleiben, um andere Gratulationen entgegenzunehmen. Jeden Augenblick geht also die Thüre auf, und herein tritt in fast athemloser Eile ein geschniegelter kohlschwarz gekleideter Herr, reicht den Damen, einer nach der andern, die Hand, flüstert mit Devotion sein „happy new year," d. h. „glückliches neues Jahr," läßt sich vielleicht dazu nöthigen, ein Schlückchen Liqueur zu trinken oder einige Brosamen von dem Confect zu sich zu nehmen, eilt dann über Hals und Kopf fort, und wiederholt schon im nächsten Hause dasselbe Manöver. So geht es den ganzen lieben langen Tag und nicht selten kommt es vor, daß eine Dame am Neujahr ihre fünfhundert „happy new year" zugeflüstert erhält. Ja manche treibt's sogar noch höher und dann kennt ihr Stolz keine Grenzen mehr; um so unglücklicher aber fühlt sie sich, wenn sich nur einige wenige Dutzend von Gratulanten bei ihr eingefunden haben. Doch er kostet auch Opfer, ein solcher Tag, und gerade diejenige, welche von den Männern förmlich mit Besuchen überlaufen wird, hat mit nicht wenigen Wider-

wärtigkeiten zu kämpfen. Erst nemlich am späten Abend, wenn man die Lichter längst angezündet hat, fangen die Besuche an seltener zu werden, und jetzt endlich darf es sich die Dame erlauben, den Schaukelstuhl zu verlassen; die letzten zwölf Stunden hindurch aber mußte sie steif und fest sitzen bleiben und sogar noch Hunger dazu leiden, dieweil es unanständig gewesen wäre, von einem Gratulanten während des Kauens angetroffen zu werden! Allein was thut man nicht um der Ehre willen? Weit schlimmer übrigens sind noch die Männer daran, denn wenn es ihnen auch den Tag hindurch nicht an Essen und Trinken fehlte, so fühlen sie sich dagegen von dem vielen Herumrennen am Abend so todtmüde, daß sie sich kaum mehr nach Hause zu schleppen vermögen. Freilich sucht sich hie und da ein Reicherer dadurch die Sache leichter zu machen, daß er eine Droschke nimmt oder sich im eigenen Gefährte von Haus zu Haus fahren läßt; aber was kann ihm dieß viel helfen, da er ja die verschiedenen Treppen in die Gratulationsstuben hinauf doch mit eigenen Füßen besteigen muß? Somit ist es eben kein Wunder, wenn alle Gentlemen einer amerikanischen Stadt am Neujahrsabende vollkommen erschlafft sind, und man darf es ein wahres Glück nennen, daß die Sitte sie zwingt, den andern Tag auszuruhen. An diesem andern Tag nemlich spielen die Damen, insbesondere die jüngeren, dieselbe Rolle, welche am eigentlichen Neujahrstag den Männern zukommt, d. h. sie machen sich frühmorgens im vollsten Putze auf die Sohlen und rennen überall herum, wo sie einen Verwandten, Bekannten oder Freund haben, um ebenfalls ihr „happy new year" anzubringen; die Männer aber, sowohl die ledigen als die verheiratheten, müssen zu Hause bleiben und die Gratulan-

tinnen erwarten. So verlangt es der gute Ton in den Städten Amerika's und die Ladies daselbst ließen sich das Vorrecht, ganz allein durch die Straßen zu streifen, um bei Herren Besuche abzustatten, um keinen Preis nehmen.

Geht es nun aber auf diese Art am Neujahrstag in den besseren oder gebildeteren Familien Nordamerika's zu, so sieht sich das Treiben auf den Straßen ganz anders an und man glaubt sich in nur zu vielen Beziehungen in den vierten Juli versetzt. Alle Wirthshäuser halten nemlich an diesem Tage offene Tafel und für alles, was man daselbst ißt oder trinkt, wird keine Bezahlung angenommen. Natürlich machen von diesem Vorrechte die besseren Gäste nur einen sehr spärlichen Gebrauch und viele Männer der gebildeteren Klasse besuchen an diesem Tage gar kein öffentliches Lokal, eben weil sie „das Umsonstessen- und Trinken“ nicht lieben. Wie steht es dagegen um die vielen tausend Andern, denen kein so feines Gefühl im Busen lebt und die lieber das ganze Jahr hindurch den Geldbeutel nicht zögen? Wahrhaftig diese machen sich das neue Jahr nur allzusehr zu Nutzen und schon in aller Frühe des Morgens kann man ganze Rotten halbgewachsener Buben von acht bis zwölf Jahren sehen, welche in die Wirthshäuser einstürmen, um sich einen Gratisschnapps nebst einer Gratis-Cigarre zu erbitten. Ihnen folgen dann noch größere Schaaren älterer Bursche, um die gleiche Bitte an den Wirth zu stellen und gewöhnlich willfahrt man ihnen auch, so lange sie in den Grenzen der Mäßigkeit bleiben. Bald jedoch sind ihre Sinne umnebelt und nun steigern sich ihre Anforderungen immer höher, d. h. sie begnügen sich nun nicht mehr mit Cigarren und Brandy, sondern sie verlangen im Gegentheil was gut und theuer ist. Ja sie „verlangen“

es nicht blos, sondern sie „nehmen" es ohne Umstände, wie wenn sie an diesem Tage ein Privilegium zum Raube hätten, und wenn sich ein Wirth ihrem rohen Treiben widersetzt, so fügen sie sich vielleicht für den Augenblick seiner Entschlossenheit, kehren aber sicherlich später in hellen Haufen zurück, um einen tüchtigen Skandal anzufangen. Noch ärger treiben es die eigentlichen Loafers und Rowdies und die Rohheit, mit welcher sie am Neujahrstag auftreten, ist förmlich sprüchwörtlich geworden. Den ganzen lieben langen Tag lang ziehen sie von einer Schenk-Bar zur andern und wenn man die vielen Gläser zusammenrechnet, welche sie vom Morgen bis zum Abend leeren, so sollte man meinen, sie seien geradezu ungeeicht. Beim bloßen Trinken, Schreien und Krakehlen aber bleibt's natürlich nicht, sondern Revolverschüsse und Raufhändel spielen wieder eine ebenso große Rolle wie am Unabhängigkeitsfeste. Dazu kommt dann noch, daß der Neujahrstag gewöhnlich dazu benützt wird, um einen mißliebigen Wirth, der früher vielleicht den Fehler beging, nicht borgen zu wollen, recht gründlich abzustrafen; denn man weiß ja, daß man von der Polizei an diesem Tage auch nicht das geringste zu befürchten hat. Möglicher Weise hat der Wirth in der Vorahnung einer solchen Rache sein Lokal geradezu geschlossen und den ganzen Tag keinen Gast eingelassen, allein was nützt ihn diese Vorsicht? Die Rowdies stürmen in großen Haufen herbei; brechen die Thüre auf, eignen sich zu, was vorhanden ist, und schlagen zu guter Letzt alle Gläser und Flaschen nebst Tischen, Stühlen und Spiegeln zu lauter Splittern zusammen. Hie und da allerdings stoßen sie auf kräftigen Widerstand und müssen sich mit blutigen Köpfen zurückziehen, doch das gewöhnliche Ende

vom Liede ist, daß die Wirthschaft vollständig demolirt, wo nicht gar das ganze Haus in Brand gesteckt wird. Derlei Ereignisse wiederholen sich an jedem Neujahrtag zu dutzend Malen und besonders oft sind es deutsche Wirthschaften, auf welche es die Loafers abgesehen haben. Glaubt man doch fast allgemein in Nordamerika, daß man sich gegen diese Nationalität geradezu alles erlauben dürfe und daß man sich sogar noch ein Verdienst erwerbe, wenn man die Dutchmen ihre Inferiorität ein wenig fühlen lasse! Haben übrigens die Herren Rowdies an den Wirthshäusern ihr Müthchen gekühlt, so geht's gewöhnlich hinter gewisse andere öffentliche Häuser, welche sonst Strolchen und Müssiggängern gerade kein Dorn im Auge sind. Wir meinen jene verrufenen Häuser, in denen die Prostitution ihr Wesen treibt und welche daher sonst von den Loafers und Rowdies unter ihre hohe Protection genommen werden. Aber — der Eine oder der Andere von ihnen wurde vielleicht einmal von einer Schönen schnöde abgewiesen oder sah sich wegen Geldlosigkeit an die Luft gesetzt, und nun wird das Haus mit förmlicher Vernichtung bedroht. Nie und nimmer aber fällt es der Polzei an, dem tollen Unfuge zu steuern, und noch viel weniger ist davon die Rede, daß irgend einmal für Zertrümmerung von Spiegeln, Möbeln u. s. w. Schadenersatz geleistet würde. Ja, selbst wenn man einige der Uebelthäter mit Namen kennt, gelingt es doch nur äußerst selten, sie zur Strafe ziehen zu können, denn wer wird sich dazu hergeben, gegen die Rowdies zu zeugen und überdieß, welchem Richter fiele es ein, aus diesem Neujahrsnachtsunfug viel Wesens zu machen? So geht denn kein einziges „happy new year" in einer größeren Stadt Amerikas vorüber, ohne daß dieselben Scenen sich

wiederholt hätten, wie am vierten Juli, und man muß noch froh sein, wenn nur ein Dutzend blutige Raufereien, nur ein halb Dutzend Häuserdemolirungen und nur ein Viertel Dutzend größerer Feuersbrünste vorkamen.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß die beiden Hauptfesttage der Nordamerikaner eigentlich blos zum Nutzen und Vergnügen der Loafers und Rowdies gefeiert werden; ein wenig anders aber verhält es sich mit dem dritten nordamerikanischen Festtage, nemlich mit dem sogenannten Thanksgivingsday. Dieses Wort heißt wörtlich in's Deutsche übersetzt „der Dankabstattungstag," und somit sollte ursprünglich der Thanksgivingsday keinen andern Zweck haben, als unserm Herrgott für die vielen Wohlthaten zu danken, welche er den Menschen das Jahr hindurch erweist. Auch wir Deutsche haben einen solchen Tag und wir feiern ihn durch einen allgemeinen Kirchgang, sowie nach demselben durch einen fröhlichen Tanz und andere Festlichkeiten. Nicht so jedoch der Nordamerikaner. Zwar allerdings ordnet der jeweilige Gouverneur eines Staates, welcher den Thanksgivingsday ausschreibt, immer auch zugleich an, daß eine Buß- und Betstunde damit verbunden sein solle, und die Kirchthüren werden auch in der That allenthalben geöffnet, um die Gläubigen zum Anhören der Predigt einzulassen. Allein wo bleibt der feierliche Kirchgang, wo bleibt ferner die festliche Kleidung der Besuchenden und wo bleibt endlich die weibliche Welt, die bei uns die Kirchen hauptsächlich füllt? Selbst die wenigen Amerikaner, welche sich einstellen, betrachten die Sache „als ein Geschäft" und machen dieselbe deßhalb so kurz als möglich ab, so daß man den Thanksgivingsday von einem andern Tag eigentlich gar nicht unterscheiden kann. Auch wird weder

auf dem Felde noch in den Fabriken aufgehört zu arbeiten und die ganze Geschichte geht so zu sagen den gemeinen Mann gar nichts an. Ja sogar der Vermöglichere und Höhergestellte würde den Tag gänzlich unbemerkt an sich vorübergehen lassen, wenn nur Ein Ding nicht wäre, nemlich die Sitte des Truthahnessens. Aber — „Truthahn, Turkey" — welchen Hochgenuß verbindet nicht ein Nordamerikaner mit diesem Worte! An gewöhnlichen Tagen schmeckt ein solcher Vogel nicht viel besser, als irgend ein anderes Stück Fleisch auch; allein am Thanksgivingsday — wahrhaftig, an diesem Tage wäre eine der „besseren" Familien in den Vereinigten Staaten vollkommen unglücklich, wenn sie keinen Truthahn zwischen die Zähne bekäme. So verlangt es einmal der gute Ton und gegen diesen darf man einmal nicht ankämpfen! Wenn nun aber die „besseren" Bürger Turkey's verspeisen, werden dann die „andern" zurückbleiben wollen oder wird nicht vielmehr Jedermann ohne Unterschied des Standes, der Bildung und des Vermögens darauf Anspruch machen, ebenfalls zu den „besseren" zu gehören? Auf diese Art ist es gekommen, daß am Ende „alle" Amerikaner, selbst diejenigen, welche sich sonst um den Thanksgivingsday mit keiner Silbe bekümmern, jetzt die Feier dieses Tages mitmachen, d. h. daß sie Abends nach gethaner Arbeit mit ihrer Familie einen Truthahn verzehren. Ja — wenn man ehrlich sein will, so muß man gestehen, daß das ganze Fest sozusagen in gar nichts besteht, als „in einer allgemeinen Turkey's-Verpeiserei!" Sicherlich eine sehr „materielle" Auffassung der Bedeutung jenes Tages, allein was kann man von einem „praktischen" Amerikaner mehr verlangen?

Als vierter Festtag figurirt bei den Nordamerikanern

Washingtons Geburtstag, welcher bekanntlich auf den zweiundzwanzigsten Februar fällt, indem Georg Washington an diesem Tage im Jahr 1732 auf einer Pflanzung in der Grafschaft Westmoreland im Staate Virginien geboren wurde, und sicherlich wird es keinen Menschen auf der Welt geben, der es nicht billig und recht findet, daß die Amerikaner den Geburtstag dieses Helden hoch in Ehren halten. Ohne Ihn wären ja die nordamerikanischen Freistaaten nie zur Unabhängigkeit gelangt und Er, der erste Präsident derselben, war ja das Muster eines republikanischen Staatsvorstandes! Allein auf welche Weise legen die Herren Yankees ihre Pietät gegen den „Befreier", wie man ihn in der Union gewöhnlich zu nennen pflegt, an den Tag? Ei nun, der gewöhnliche Bürger nebst der großen Masse des Volkes denkt nicht daran, dem zweiundzwanzigsten Februar eine besondere Weihe zu geben, sondern alle Läden sind offen, alle Fabriken sind in Thätigkeit und in Stadt und Land wird auf die gewohnte Weise gearbeitet. Nur allein die sogenannten „besseren" Bürger, d. h. die Reichen und Vornehmen vereinigen sich mit den Stadtbeamten und Staats-Behörden zu toastenreichen Zweckessen und von den Rathhäusern sowie von den größeren Hotels herab weht das sternenbesäete Banner; den Abend aber benützen die Loafers und Rowdies, welche bekanntlich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, bei der sie hoffen können, ihr Unwesen ungestraft zu treiben, zu allgemeiner Betrunkenheit und Schlägerei. So wird es wenigstens in den großen Städten gehalten, auf dem Lande jedoch begnügt man sich meistentheils damit, daß die Lehrer in den Schulen eine kurze Festrede zum Andenken Washington's halten und dann den Kindern für diesen Tag Vakanz geben.

Noch weniger als allgemiener Landesfesttag kann der sogenannte Valentinstag gelten, denn es feiern ihn nur die Söhne und Töchter der wohlhabendsten Familien, und zwar nur derjenigen, welche darauf Anspruch machen, von ächt englischem Blute abzustammen. In England nemlich ist es seit unvordenklichen Zeiten Sitte, daß an dem Tage des heiligen Valentin, welcher als der Patron der Liebenden gilt, die jungen Leute beiderlei Geschlechts einander kleine Präsente übersenden, begleitet von sinnigen Gedichten ohne Namensunterschrift, damit derjenige oder diejenige, welche den Brief erhält, ihren Witz anstrenge, den Absender oder die Absenderin zu errathen. Aus solchen gegenseitigen Aufmerksamkeiten entsteht dann oft und viel eine Art Verhältniß, welches sich nicht selten bis zum Liebesverhältniß steigert und manche Ehe verdankt ihren Ursprung einer Valentinszusendung. Man könnte daher den besagten Tag auch den „Vielliebchenstag" nennen und zwar um so mehr, als an ihm — seine Feier fällt auf den vierzehnten Februar — die Vögel in Altengland anfangen sich zu paaren; allein leider ist die St. Valentinsfeier in neuester Zeit etwas ausgeartet und man schreibt sich gegenseitig nicht blos zarte Liebesbriefchen, sondern man schickt sich noch viel öfter spöttisch-satirische Episteln zu, um sich unter dem Deckmantel der Anonymität für einen erhaltenen Korb oder auch für eine nur vermeintliche Zurücksetzung zu rächen. Ja in neuester Zeit ist man sogar auf den Gedanken gekommen, den Zorn oder die Verachtung, welche ein Fräulein einen Herrn oder ein Herr eine Dame fühlen lassen will „bildlich" auszudrücken, d. h. man hat die sogenannten „Valentinsbilder" erfunden, welche eigentlich nichts anderes sind, als porträtirte Geisselungen des

Lasters der Eitelkeit, der Hoffahrt u. s. w. u. s. w. und speculative Buchhändler bieten derlei Bilderbogen, unter denen zum Ueberfluß immer auch noch passende persiflirende Verse stehen, zu Tausenden und aber Tausenden feil. Somit ist man sogar der Mühe, die satyrisirende Rache-Epistel selbst zu verfassen, überhoben, indem man sie um wenige Groschen bereits fix und fertig kaufen kann! Unter solchen Umständen wird man es natürlich finden, daß am St. Valentinstage Millionen von „Valentins-briefen" gewechselt werden, entweder um Jemanden ein Andenken seiner verborgenen Liebe zu übersenden oder aber um einer andern Person seine Verachtung zu beweisen oder endlich um sich untereinander mit Spöttereien zu necken, und die Briefträger Englands verfluchen den Tag als denjenigen, der ihnen im ganzen Jahre am meisten zu schaffen macht. Allein nicht bloß die Briefträger Alt-Englands thun dieß, sondern auch die Briefträger Neu-Englands, denn in den sogenannten atlantischen Staaten Amerika's, d. h. in den Staaten, in welchen die Yankee's den Hauptbestandtheil der Einwohnerschaft bilden, ist die Sitte sich gegenseitig anonyme „Valentines" zuzusenden, unter den jungen Leute beiderlei Geschlechts eine ganz allgemeine geworden. Ja die amerikanischen Ladies insbesondere sind ganz versessen darauf, ihre sämmtliche männliche Bekannte mit derlei anonymen Zuschriften zu überschwemmen, und würden sich vollkommen unglücklich fühlen, wenn man ihnen die Gelegenheit nähme, auf diese wohlfeile Art unerkannt Wespenstiche austheilen zu können; in's eigentliche Volk jedoch ist die Sitte nicht eingedrungen und viele Leute in Amerika

wissen nicht einmal, daß es nur überhaupt einen Sanct Valentinstag gibt.

Auf diese Art hält man es über'm Wasser drüben mit den Festtagen und mancher unserer Leser wird daher sicherlich froh sein, daß er, statt in der vielgepriesenen Union, im lieben guten alten Deutschland lebt, wo man doch noch ein Gemüth hat für Ostern, Pfingsten und den Christtag.

27.

Der Nigger in der Freiheit
oder
die schwarze Prostitution.

Wie die schwarzen Sclaven in Nordamerika gehalten werden und welches mehr oder minder annehmliche Leben sie daselbst führen, haben wir dem Leser längst genau auseinandergesetzt; allein es gibt in jenem Lande auch eine Menge von Negern oder Negerabkömmlingen — zusammen beinahe eine halbe Million —, welche keine Sclaven, sondern vielmehr frei gegebene Neger sind, und es fragt sich nun, welche Stellung diese im Eldorado der Republikaner einnehmen. Verwundert sieht uns nun vielleicht der Leser an, indem er denkt, jeder freie Mensch habe naturgemäß ganz die gleichen Rechte, wie sein freier Nachbar, und somit müßten auch, da es auf die Hautfarbe lediglich nicht ankommt, die freien Schwarzen in Amerika ganz dieselbe Stellung einnehmen, wie die übrigen freien Bürger. So wird es nemlich bei uns in unserem eigenen Vaterlande gehalten, wie denn überhaupt in Europa jeder Freigeborene „ein wirklich Freier" ist; allein in Nordamerika gilt ein ganz anderer Maßstab und bei einem Neger bedeutet das Wort „Freiheit" keineswegs dasselbe, wie bei einem Weißen.

So kommt es vor, daß in einzelnen Staaten, wie z. B. in Illinois und Indiana, nicht blos keine schwarzen „Sclaven", sondern auch keine schwarzen „Freie" geduldet werden, oder mit andern Worten daß man jeden, dessen Hautfarbe seine Abstammung aus schwarzem Geblüt verräth, ohne Weiteres über die Grenzen weist. Dort verfährt man also gegen die freien Nigger, gerade wie man früher in manchen Gegenden Europas gegen die Juden verfuhr, ja sogar noch viel strenger, denn wenn man den Juden auch das Bürgerrecht verweigerte, so ließ man sie doch Handel treiben, und gab ihnen das Existenzrecht, während in Illinois und Indiana ein Nigger sich gar nicht blicken lassen darf. In den übrigen nördlichen Staaten der Union, in welchen die Sclaverei gesetzlich abgeschafft ist, verfährt man allerdings nicht mit dieser Rigorosität, sondern man gewährt vielmehr den freien Negern vollkommen ungenirte Aufenthaltserlaubniß; allein — stehen sie deßwegen der weißen Bevölkerung irgendwie gleich? Nehmen wir z. B. die Staaten Newyork, New-Jersey und Pennsylvanien an, in welchen zusammen etwa hundertfünfzigtausend Abkömmlinge von emancipirten Schwarzen wohnen; oder nehmen wir die Neuengland-Staaten Connecticut, Massachussets, New-Hampshire, Vermont und Rhode Island, welche kaum vierzigtausend freie Neger beherbergen; oder nehmen wir endlich die westlichen Staaten Ohio, Michigan, Wisconsin, Jowa, Minnesota, Oregon und Californien, welche eine noch geringere Anzahl von Bürgern dieser Race aufweisen — können sich auch nur in einem einzigen dieser Staaten die freien Farbigen rühmen, als wirkliche Brüder in die große Staatsgemeinde aufgenommen zu sein? Du lieber Himmel, gerade so wenig, als

der Kuli oder Paria im südöstlichen Asien von sich sagen darf, er werde als veritabler Mensch angesehen und behandelt! Dem Auslande gegenüber nimmt freilich der Yankee den Mund außerordentlich voll und brüstet sich mit vielen hochtönenden Phrasen, daß in seiner Heimath die platonische Republik eine Wirklichkeit geworden sei, aber wenn wir diese Wirklichkeit in ihrer nackten Wahrheit betrachten, dann werden wir über die sogenannte „Gleichberechtigung aller Menschen ohne Unterschied ihrer Geburt, ihrer Religion, ihrer Sprache und ihrer Farbe," deren sich die freien Staaten der Union rühmen, ein ganz anderes Urtheil fällen.

Der erste große Unterschied zwischen Weiß und Schwarz wird schon in der „Erziehung" gemacht. Bekanntlich nemlich halten die freien Staaten in der Union sehr viel auf gute Schulen und damit die Eltern ja nicht abgehalten werden, ihren Kindern das nöthige Wissen zukommen zu lassen, errichtete man (was wir nicht unterlassen wollen, rühmenswerth hervorzuheben) in nicht wenigen Städten und Ortschaften auf öffentliche Kosten Freischulen, in welchen die Kinder nicht blos den Unterricht, sondern sogar die Schulbücher gratis bekommen. Man that dieß, weil man wohl weiß, daß das Gedeihen eines Staates von dem Culturzustande seiner Bevölkerung abhängt und daß diejenigen Länder, deren Einwohner sämmtlich wenigstens lesen und schreiben können, im Handel und Wandel, insbesondere aber auch in der Wohlhabenheit ganz anders dastehen, als jene traurigen Reiche, deren Unterthanen durch ihre gröbliche Unwissenheit zu fast thierischer Rohheit herabsinken. Wenn nun aber die Staatsbehörden im nördlichen Theile der Union von solch löblichen Grund-

sätzen beseelt sind, so sollte man doch wohl voraussetzen dürfen, daß man „allen“ Kindern im Lande „auf gleiche Weise“ die Gelegenheit des Schulbesuchs darbieten werde; allein — wie ist's mit den Niggerkindern? Die Freischulen, welche die Kinder der weißen Bevölkerung besuchen, sind ihnen geradezu verboten, und wenn ein farbiger Vater es wagen sollte, sein Söhnlein oder Töchterlein nach einer solchen Anstalt zu bringen, so würde man ihn mit sammt seinen Sprößlingen nicht blos verächtlich abweisen, sondern man ließe ihm vielmehr in den meisten Fällen eine noch weit härtere Züchtigung zukommen. Möglicherweise differirt solch' ein sogenanntes farbiges Kind durch seine Hautfarbe so wenig mehr von den weißen Kindern, daß ein Europäer den Unterschied kaum herauszufinden vermöchte (denn bekanntlich nähert sich bereits der „Tercerone“ oder der Abkömmling einer Mulattin, die mit einem Weißen zusammenlebt — die Mulatten selbst sind Mischlinge von Weißen und Vollblutnegerinnen — in seiner Physiognomie dem Europäer sehr bedeutend, und sogar sein Haar fühlt sich nicht mehr wollicht an, während seine Hautfarbe lichtbraun oder auch gelblichweiß wird, die „Quarteronen“ aber, d. h. die Mischlinge von Weißen und Terceronen, sowie vollends gar die „Quinteronen“ oder die Mischlinge von Weißen und Quarteronen sehen dem Sprößlinge der europäischen Race dem ersten Anblick nach in jeglicher Beziehung gleich); allein was thut dieß? Der Yankee merkts dem jungen Wesen an der Farbe seiner Nägel und an dem Geruche seiner Haut an, daß es wenn auch in fünfter oder sechster Linie von einem Nigger abstammt, und das unglückliche Geschöpf wird sofort unbarmherzig aus der weißen Freischule fortgewiesen. Warum

denn aber? Ei nun, die andern weißen Kinder würden sich nach der Idee der eingeborenen Amerikaner für „verunreinigt“ halten, wenn sie neben dem Sprößling eines Farbigen auf der Schulbank sitzen müßten! Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die meisten Niggerkinder gar keinen Unterricht bekommen, sondern vielmehr in der größten Unwissenheit aufwachsen, und es haben es deßhalb auch unter der freien farbigen Bevölkerung der Union nur sehr Wenige zum Lesen und Schreiben gebracht, während höher gebildete Nigger vollkommene Seltenheiten sind. Allerdings hat man in neuester Zeit, wenigstens in den größeren Städten des Nordens, wie z. B. in Philadelphia, Newyork, Boston u. s. w., eigene „Niggerschulen“ errichtet, in welchen die Kinder der Farbigen einen ebenso vollkommen freien Unterricht in den Elementarfächern bekommen, wie die Kinder der Weißen in den Freischulen, und es gibt nicht wenige fromm gewordene ältere Ladies, welche viele Stunden des Tages in solchen Anstalten zubringen, um sich den schwarzen Zöglingen zu widmen; allein wie gering ist die Anzahl dieser Niggerschulen gegenüber der Niggerbevölkerung, und überdieß wo dächte man in einer kleinen Stadt, in welcher blos zehn oder zwölf farbige Personen leben, daran, einen Schulmeister für deren Kinder zu besolden? Nein wahrhaftig, so weit geht die Humanität in Nordamerika nicht, und zwar um so weniger, als es eine bekannte Thatsache ist, daß farbige Knaben und Mädchen ebenso schwer als ungern etwas lernen. Zu Possen aller Art sind dieselben stets aufgelegt und sie lassen sich auch mit leichter Mühe wie Pudel abrichten, während sie zugleich körperlich wohl gedeihen und nicht selten sogar eine riesenhafte Stärke erlangen, der Verstand

dagegen will sich nicht entwickeln und mit dem Begreifen — selbst nur des Schreibens und Lesens — gehts äußerst langsam. Was Wunder also, wenn der Nordamerikaer kein Geld für Niggerschulen ausgeben will?

Steht es nun so um die Erziehung der freien Farbigen in den freien Staaten der Union, so wird man sich wohl denken können, welch niedrige Stellung dieselben, wenn sie erst erwachsen sind, in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, und man darf wohl sagen, daß ihre Existenz eigentlich blos eine geduldete ist. Es herrscht nemlich eine förmliche Racenantipathie gegen sie vor, und selbst der geringste Weiße würde sich schämen, der wirkliche Kamerade eines Niggers zu werden! Vor Gott, sagt man, sind alle Menschen gleich, aber wo findet man in der ganzen Union auch nur eine einzige Kirche, in welcher die Farbigen das Recht hätten neben den Weißen zu sitzen, um das Wort Gottes mit anzuhören? Oder wo gibt es in Amerika einen Kirchhof, auf welchem man einen Niggerleichnam neben den todten Körper eines Weißen begraben würde? Nein wahrhaftig, einen solchen Schimpf kann keine Familie über sich ergehen lassen und man gibt daher lieber das Geld aus, den Niggern eigene Kirchen und Kirchhöfe zu errichten! In den Theatern duldet man die freien Farbigen in der Regel natürlich auch nicht, obwohl dort sonst Jedermann zugelassen wird, der sein Billet lösen kann, und wenn je der Inhaber eines Schauspielhauses sich dazu herbeiläßt, auch Niggergeld anzunehmen, so weist er den farbigen Menschen einen abgesonderten Platz ganz oben in der Höhe an, damit die weißen Herren und Damen ja nicht „vom Niggergeruche" belästigt werden. Ebensowenig erlaubt man ihnen die

„gewöhnlichen" Eisenbahnwägen zu benützen, sondern sie müssen, wenn sie nicht ohne Weiteres hinausgeworfen werden wollen, sich damit begnügen, außerhalb der Waggons auf der Plattform zu stehen oder in einem Gepäckwagen Unterkunft zu finden. Ohnehin aber duldet man sie nie und nimmer in den besseren Salons der Wirthshäuser und selbst die berühmte Verfasserin des Onkel Tom, welche doch so rührend über die Nigger geschrieben hat, daß man glauben könnte, ihr ganzes Wesen schwärme für die Gleichberechtigung dieser unterdrückten Race, würde vor Entsetzen in die Höhe schnellen, wenn eine farbige Dame neben ihr den Thee einnehmen wollte. Noch schlimmer steht es mit dem geschlechtlichen Verhältnisse zwischen Niggern und Weißen, denn wenn auch die letzteren nur zu gerne dazu geneigt sind, mit farbigen Weibern Umgang zu pflegen, so wird doch nie der Abkömmling eines Anglosachsen dazu gebracht werden können, einer Niggerin die Hand am Altare zu reichen, und eben so wenig könnte eine Weiße sich entschließen, selbst wenn sie noch so arm wäre, einem Farbigen sich antrauen zu lassen. Ja sogar „das Gesetz" handelt parteiisch gegen die Nigger, denn es spricht ihnen fast überall in der Union das Wahlrecht ab und selbst der freieste aller freien Staaten, nemlich der Staat Newyork, dessen Institutionen, wie man sagt, der ganzen Welt als Beispiel vorleuchten könnten, erlaubt nur denjenigen Farbigen, welche einen gewissen Grundbesitz aufzuweisen vermögen, ihre Stimme an der Wahlurne abzugeben, während dagegen jeder volljährige Weiße, er mag Etwas haben, oder Nichts, unbedingt wahlberechtigt ist. Kurz die Neger werden in jeglicher Beziehung gleich Aussätzigen behandelt und wenn man sie auch „frei" heißt,

so haben sie doch nicht die Rechte der „wirklich Freien", sondern sie sind und bleiben die tief verachteten „Gentlemen of color", d. h. die „farbigen Edelherren", wie sie der Yankee spottweise nennt.

Wenn nun aber die Stellung der freien Farbigen schon in den nördlichen Staaten, wo doch, wie man sagt, die Freiheit zu Hause ist, als eine solch erbärmliche erscheint, mit wie viel größerem Vorurtheile wird man erst in den sogenannten Sclavenstaaten auf sie herabsehen! Zwar allerdings kann man nicht in Abrede ziehen, daß es auch dort Menschen gibt, welche dem ganzen Niggerinstitute abhold sind, allein die weitaus größte Mehrheit der dort lebenden Weißen hegt die vollste Ueberzeugung, daß die schwarze Race nicht so recht eigentlich zum Menschenthum gehöre, sondern vielmehr ein Uebergangsgeschlecht sei, das in der Mitte zwischen Affen und Menschen stehe. Wie wäre es nun aber bei einer solchen Ansicht möglich, einem Neger, selbst wenn er ein Freigeborener ist, die gleichen Rechte einzuräumen, welche der Weiße in Anspruch nehmen darf? Dazu allerdings verstehen sich in ihrer Großmuth hie und da die Humaneren unter den Pflanzern, daß sie dem einen oder dem andern ihrer Sclaven die Freiheit schenken, oder auch, daß sie ihnen Gelegenheit geben, sich dieselbe durch Fleiß und Arbeit selbst zu verdienen; allein dahin könnte man selbst den hochgebildesten Mann der südlichen Staaten nicht bringen, daß er die schwarz oder farbig geborenen Menschen nicht zu einem »genus inferior«, d. h. zu einer niedrigeren Menschenrace, als die weiße Race ist, rechnen würde! Eben deßhalb läßt man zwar die farbigen Menschen, deren es etwa dreimalhunderttausend in den Sclavenstaaten geben mag, was man sagt,

„vegetiren und existiren“, d. h. sie dürfen sich ihren Lebensunterhalt durch die Arbeit ihrer Hände oder durch irgend ein Geschäft erwerben; sie dürfen auch essen und trinken nach Belieben, und überdieß dürfen sie nach ihrer Art fröhlich und lustig sein, so viel sie wollen; dagegen aber sollen sie es sich nicht einfallen lassen, sich auf die gleiche Stufe mit den Weißen zu stellen; sie sollen nie daran denken, freie Bürger des Staates zu sein, die das Recht haben, an den Wahlen der Gemeinde- und Regierungsbehörden Theil zu nehmen oder gar selbst gewählt zu werden; sie sollen sich nie vermessen, in ein Wirthshaus zu treten, in welchem Weiße verkehren, in einen Omnibus, oder Eisenbahnwagen zu steigen, in welchem Weiße fahren; in eine Versammlung oder Gesellschaft zu gehen, welche von Weißen abgehalten wird, sondern sie sollen tief unterthänigst im Gefühle ihrer Unwürdigkeit den Weißen respektiren und froh sein, daß man sie überhaupt nur im Lande „duldet“. Von diesem Gesichtspunkt aus behandelt man in allen Sclavenstaaten der Union der freien Farbigen und wir könnten dafür der Belege eine Menge anführen. Statt alles dessen aber genügt vielleicht dem Leser die Erzählung eines Abenteuers, welches ein deutscher Reisender an sich selbst erlebte, denn aus demselben läßt sich der handgreifliche Schluß ziehen, welche Stellung die farbigen Menschen im Süden der Union einnehmen. Der besagte Reisende war ein Baron, der die Welt schon nach allen Richtungen durchstreift hatte; allein zu seinem Unglück gehörte er nicht der rein germanischen Race an, sondern sein Großvater hatte vielmehr in fernen Landen eine reiche Mulattin geheirathet und mit dieser einen Sohn gezeugt, dessen einziger Sprößling zu sein unser

Held sich rühmen konnte. Durch die besagte reiche Heirath war übrigens das Glück der Familie so zu sagen erst begründet worden, denn als der Großvater, ursprünglich ein schlichter Handwerker, nach langer Abwesenheit mit seinem immensen Vermögen ins Vaterland zurückkehrte, kaufte er sich einige Rittergüter und wurde sofort „seiner Verdienste halber“ in den Adelstand erhoben. Der neugebackene Baron ließ natürlich seinem Sohne eine „standesgemäße“ Erziehung geben, leider jedoch reichte aller Reichthum nicht hin, um demselben auch die braune Hautfarbe sowie die niggerartigen Gesichtszüge, welche er von seiner Mutter ererbt hatte, zu nehmen, und Jedermann sah es ihm also an, daß er nicht der reinen kaukasischen Race angehöre. Ja sogar auf den Enkel erbte sich noch Verschiedenes von der Mulatten-Physiognomie der Mutter fort und obwohl man ihn in Deutschland dieses sein Colorit nicht fühlen ließ — im Gegentheil die Frauenzimmer fanden ihn gerade deßwegen interessant —, so sollte ihm die großmütterliche Erbschaft in Amerika um so übler bekommen. Zwar allerdings in den nördlichen Staaten der Union begegnete ihm, da er als reicher Mann reiste, nichts besonder Unangenehmes, allein kaum hatte er den Süden betreten, so wollte ihm die Art und Weise, wie man ihn dort ansah, sobald er ein Dampfboot oder einen Eisenbahnwagen bestieg, durchaus nicht gefallen. Einige Tage hindurch ging es übrigens noch ziemlich leidlich ab, denn er hielt sich von der übrigen Reisegesellschaft so viel möglich fern und überdieß verrieth sein ganzes Benehmen den gebildeten Ausländer, gegen welche Amerikaner stets artig zu sein pflegen. So kam er unbehelligt bis nach Nashville im Staate Tennessee, wo er sich einige Tage aufhielt,

um dann mit der Eisenbahn nach Memphis am Missi-
ssippi weiter zu reisen; allein kaum hatte er sich eines
schönen Morgens in dem ziemlich überfüllten Eisenbahn-
wagen neben einer Dame niedergelassen, als diese einen
verächtlichen Blick auf ihn werfend mit Blitzeseile auf-
stand, um sich einen andern Sitz zu wählen und zugleich
dem Conducteur einen Wink zu geben. Der Conducteur
wechselte einige leise Worte mit ihr, trat dann ohne
weiteres auf den Reisenden zu, und forderte ihn laut auf,
alsobald den Wagen zu verlassen. Voll tiefen Unwillens
zog der Baron sein Billet hervor, zum Beweise, daß er
ein Recht habe, hier zu sitzen und fragte dann heftig, was
diese Unverschämtheit bedeuten solle; doch der Conducteur
ließ sich nicht im Geringsten irre machen, sondern erklärte
mit noch lauterer Stimme, daß er Gewalt brauchen werde,
wenn der „Gentleman of color“ nicht augenblicklich sich
in den Wagen verfüge, welcher für Menschen seines
Gleichen bestimmt sei. Der Reisende wandte sich an seine
nächsten Nachbarn, um ihnen zu erklären, wer er sei;
allein diese hörten nicht auf ihn, sondern kehrten ihm viel-
mehr geradezu den Rücken, während die entfernter Sitzen-
den theils laut lachten, theils den Conducteur aufforderten,
zu thun, was seines Amtes sei. Kurz und gut, von
Scham übergossen mußte der junge Mann aufstehen und
von den rohen Spässen der sämmtlichen Mitreisenden be-
gleitet sich dahin weisen lassen, wohin auf einer südlichen
Eisenbahn die freien Farbigen oder die „Gentlemen of
color“ gehören. Natürlich übrigens verließ er schon auf
der nächsten Station den Zug, um wieder nach dem Nor-
den zurückzureisen, denn er sah wohl ein, daß er, wenn
er seine Tour durch den Süden weiter fortsetze, ferneren

Demüthigungen ähnlicher Art unmöglich werde entgehen können, und solches wollte er natürlich vermeiden. Verwundert fragt nun aber vielleicht der Leser, wohin denn der besagte Reisende, weil er als „Gentleman of color“ angesehen wurde, eigentlich gewiesen worden sei; allein die Antwort lautet ganz einfach: „in den Niggerstall.“ Man muß nemlich wissen, daß auf jedem Bahnzug der südlichen Eisenbahnen unmittelbar hinter dem Kohlenwagen ein einem viereckigen Kasten gleichender Gepäckwagen angehängt wird, in welchem man einige hölzerne Bänkchen angebracht hat, und daß in diesen Kasten, der meistentheils nicht einmal Fenster besitzt, alle farbigen Leute, welche mitreisen wollen, eingepfercht werden, gerade wie man eine Heerde Schafe in einen Stall sperrt, wobei man jedoch nie unterläßt, den armen Teufeln, die auf diese Art von der übrigen menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind, den nemlichen Fahrpreis abzunehmen, welchen die andern Reisenden für ihre bequemen gepolsterten Sitze in den herrlichst herausgeputzten Waggons bezahlen müssen. Diesen trostlosen Wagen nun heißt man den „Niggerstall“, und im ganzen Süden der Union gilt es als selbstverständlich, daß der freie Farbige, sei er nun ein wirklicher Nigger oder ein Mulatte, Tercerone, Quarterone, Quinterone u. s. w. nirgends anders fahren darf, als in dem besagten Kasten, die Farbigen selbst aber sind so sehr an ein solches Verfahren gewöhnt, daß sie sich gar nicht darüber beklagen, sondern vielmehr „von freien Stücken“ in den Kasten springen. Doch — liegt nicht eben hierin schon des Beweises genug, welche Stellung die freien Nigger im Süden der Union einnehmen? Wahrhaftig in den nördlichen Staaten ist der emancipirte Schwarze ein hinlänglich tief

verachteter Mensch, aber im Süden gilt er nicht einmal mehr als Mensch, sondern vielmehr als eine Art von Thier, das mit dem Menschen nichts gemein hat, als die Körperform und die Sprache!

Wenn nun aber die freien Farbigen in der Union eine solch verächtliche Stellung einnehmen, so wird man billig die Frage aufwerfen dürfen, auf welche Weise sie denn dann ihre Existenz zu fristen vermögen. Da sie nemlich mit den Weißen nie concurriren dürfen, sondern vielmehr überall vor ihnen zurückstehen müssen, so sollte man glauben, es wäre eine pure Unmöglichkeit für sie, auch nur den nöthigen Lebensbedarf zu erwerben. Doch hierin irrt man sich vollkommen, denn die freien Nigger leben beinahe alle so fröhlich und guter Dinge, daß man jedenfalls keinen Mangel bei ihnen voraussetzen darf. Nur freilich sind die Geschäfte, welche sie ergreifen müssen, nicht immer die einladendsten und noch weniger die ehrbarsten, sondern sie müssen sich im Gegentheil zu manchen Dingen bequemen, vor welchen Menschen, die Achtung vor sich selbst haben, zurückschrecken. Am besten sind noch die Männer daran, besonders wenn sie eine kräftige robuste Natur haben. In diesem Falle nemlich finden sie überall in den größeren Städten als Lastträger ein Unterkommen und besonders in den Seehäfen wird es ihnen leicht, so viel oder mehr zu verdienen, als sie brauchen, weil man sie beim Aus- und Einladen der Schiffe, bei den Docks u. s. w. stets mit Vortheil verwenden kann. Nicht selten thun sie auch Matrosendienste, wenn nemlich die weißen Matrosen unscrupulös genug sind, sie neben sich zu dulden, und noch öfter fungiren sie auf den Schiffen als Kochkünstler. Ja man darf sagen, daß beinahe jedes

Kauffahrtei- und Auswandererschiff, sowie jeder kleine „Banker“, d. h. jedes Küstenschiff, das auf den Stockfischfang u. s. w. ausgeht, einen Mulatten oder Nigger zum Koche hat. Nur auf denjenigen Schiffen, welche in den Süden hinabfahren, läßt sich kein Farbiger für die Küche anwerben, einfach deßwegen, weil er fürchtet, man möchte ihn dort als Sclaven verkaufen. Noch öfter verdingen sie sich als Bediente und Knechte, und in Privathäusern, in Gasthöfen, in kaufmännischen Handlungen u. s. w. findet man stets eine Menge schwarzer Diener; die Portiersstellen aber gehören ihnen ohnehin in allen größeren Städten sowohl des Südens als des Nordens an. Aufs Land hinaus wollen sie jedoch nicht, und ein Bauer dürfte einem Nigger einen großen Lohn bieten, wenn er sich dazu hergeben sollte, sein Ackerknecht zu werden. Dagegen fungiren sie bei jedem Scheibenschießen, das eine der vielen hundert Milizkompagnien abhält, als sogenannte „Gabenträger“, d. h. sie tragen die Gaben, welche herausgeschossen werden, statt eines Lasteseles hintendrein, und eben so oft gebraucht man sie auch dazu, die große Trommel eines Musikkorps zu schleppen. Noch eigenthümlicher ist, daß das Geschäft des Weißputzens oder Gypsens in allen Städten der Union ihnen als eine Art Privilegium anheimgefallen ist, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Fremden, wenn er die schwarzen Gesellen mit dieser Arbeit beschäftigt sieht. In neuester Zeit jedoch concurriren einzelne eingewanderte Deutsche auf diesem Felde der Thätigkeit mit den freien Farbigen und es dürfte nicht mehr lange anstehen, bis die letzteren vollkommen verdrängt sind, d. h. es wird ihnen mit der Weißputzerei oder Tüncherei gerade so ergehen, wie es ihnen auch mit

der Rasiererei ergangen ist. Früher nemlich waren die sämmtlichen Rasierstuben aller Städte der Union in den Händen der Nigger, allein als die deutsche Einwanderung mit jedem Jahre mehr zunahm, warfen sich unsere Landsleute auf dieses Geschäft und nunmehr darf man darauf rechnen, daß unter hundert Bartscheerern in den Vereinigten Staaten immer neunundneunzig die deutsche Zunge sprechen. Noch schlimmer ergeht es den farbigen Herren, wenn sie ein anderes Handwerk ergreifen, denn sie bringen es darin selten so weit, daß sie einem Abkömmling der angelsächsischen oder germanischen Race die Stange halten könnten; in Wahrheit aber kommt es auch nur äußerst selten vor, daß ein Farbiger den kühnen Gedanken faßt, sich als Schmied, Schreiner oder Wagner durchs Leben zu bringen. Ueberhaupt lieben sie „selbstständige" Geschäfte durchaus nicht, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, daß sie nicht dazu passen, da das Rechnen und Nachdenken keineswegs ihre starke Seite ist; als Handlanger dagegen, oder überhaupt als Bedienstete, denen man vorschreibt, was sie zu thun haben, stellen sie immer ihren Mann. Hieraus sieht man nun zur Genüge, daß es ihnen keineswegs an Gelegenheit fehlt, sich ehrlich und redlich durch die Welt zu bringen, wenn sie nur irgend wollen; leider jedoch dürfen wir nicht verschweigen, daß Viele, ja sogar sehr Viele von ihnen die ihnen gebotene Gelegenheit zur Arbeit nicht benützen, sondern es vielmehr in ihrer Trägheit vorziehen, „auf Unkosten Anderer" zu leben. Betteln allerdings ist nicht gerade ihre Sache, wohl aber der Diebstahl, und wenn man die einzelnen Polizeiberichte durchgeht, so wird man zu seinem Erstaunen inne, daß die Sippschaft der Gauner und Räuber, ja so=

gar die der Einbrecher und Raubmörder sich vielfach aus der Klasse der freien Farbigen rekrutirt. Besonders häufig findet man dieß in den größeren Städten des Südens und die Allerschlimmsten sind nicht die Vollblutnigger, sondern die Mulatten und Terceronen, d. h. die Mischlinge von Weißen und Schwarzen, so daß es fast scheint, als ob in ihnen alle schlimmen Eigenschaften sowohl der weißen als der schwarzen Race vereinigt wären. Diese Bursche leben fast alle von der Hand ins Maul und jede ständige Beschäftigung ist ihnen ein Gräuel. Ueberdem verbinden sie mit der größten Geistesarmuth die gröbste Sinnlichkeit und da sie noch nebenbei in moralischer und religiöser Beziehung in der rohesten Unwissenheit leben, weil vom Schulunterricht im Süden natürlich keine Rede ist, so versteht es sich fast von selbst, daß sie die schlechtesten Sitten annehmen, die es in der Welt gibt. Kurz im Süden gehören die freien Farbigen zum großen Theile unter die tiefstgesunkensten aller Menschen und eine nicht geringe Portion der vielen schlimmen Thaten, die in den dortigen größeren Städten verübt werden, liegt auf ihrem Gewissen; in den nördlichen Staaten dagegen bringen sie sich zur größeren Hälfte als ehrliche Menschen fort, obwohl natürlich ihre Stellung stets eine äußerst niedrige und gedrückte bleibt.

Wie verhält es sich nun aber mit der weiblichen Section der freien Farbigen? Werden sich vielleicht die freien Niggerinnen, Mulattinnen, Terceroninnen u. s. w. auf eine würdigere Weise durchs Leben arbeiten, als ihre Väter, Brüder und Vettern? Die Antwort hierauf würden wir uns gerne ersparen, wenn wir uns dieß als getreue Berichterstatter erlauben dürften; allein wie sollte der Leser Land und Leute in Amerika genau kennen lernen,

wenn wir ihm das Leben und Treiben der freien farbigen Damen verschwiegen? Nur sei es uns gestattet, mit kurzen Worten darüber hinwegzugehen, da der Pfuhl des Lasters, in welchem diese Weiber versunken sind, ein allzuempörender ist, als daß man sich nicht angetrieben fühlte, ihm so schnell als möglich den Rücken zu kehren. Es ist nemlich eine bekannte Thatsache, daß in der nordamerikanischen Union zum mindesten drei Viertheile der freien weiblichen Farbigen der Prostitution anheimgefallen sind und zwar der gemeinsten, niedrigsten und empörendsten Sorte von Prostitution. In den nördlichen Staaten gibt es allerdings einzelne freie Niggerfamilien, in welchen die Eltern ihre Töchter zu einem ehrbaren soliden Leben erziehen, und es kommt dann nicht selten vor, daß solche Mädchen später ebenso rein und keusch in den Stand der Ehe treten, als die Töchter der Weißen; für gewöhnlich jedoch sind die Eltern pecuniär keineswegs so gestellt, daß sie ihre Kinder zu Hause behalten könnten, und somit werden die Buben vom Vater als Handlanger mitgenommen, den Mädchen aber bleibt nichts übrig, als irgendwo in einen Dienst zu treten, oder aber, sobald sie mannbar geworden sind, ihre körperlichen Reize zu verkaufen. Im letztern Falle ist natürlich die künftige Lebenslaufbahn unabänderlich vorgezeichnet; allein auch dann, wenn eine junge Niggerin des Lohnes halber sich als Küchen- oder Kammermädchen in eine Familie vermiethet, wird sie nur selten ihrem Schicksale entgehen. Von Natur nemlich ist sie genußsüchtig im höchsten Grade und ihre Begriffe von Religion und Moral verbieten ihr keineswegs den Trieben der Sinnlichkeit zu folgen; umgekehrt aber glauben die weißen Eingeborenen Amerikas vollkommen berechtigt zu

sein, diese untergeordneten Wesen zu Befriedigung ihrer Lust zu gebrauchen, und nur selten wird sich ein Nordamerikaner ein Gewissen daraus machen, von einer Niggerin oder Mulattin, die bei ihm im Dienste steht, alles zu verlangen, was ein Mann von einem Weibe verlangen kann. Ist aber das Mädchen einmal erlegen, dann eilt es auf der Bahn des Lasters im Geschwindschritt vorwärts und an ein Einhalten ist nicht mehr zu denken. Gehts nun übrigens schon im Norden der Union so unsittlich zu, wie viel mehr noch im Süden, wo die Niggerrace, wie wir weiter oben gesehen haben, noch weit weniger Menschenrechte besitzt, als in den freien Staaten! Dort unten huldigt man der Ansicht, daß in den farbigen Mädchen und Weibern unmöglich auch nur ein Funke von Tugend wohnen könne, dieweil sie ja eigentlich keine Seele besitzen, und die Niggerinnen, Mulattinnen oder Quadroninnen, da sie von frühester Jugend an nichts Besseres gelehrt werden, fügen sich ohne Widerrede in ihr Schicksal. Ja es scheint fast, als ob sie von der Ueberzeugung durchdrungen wären, von unserem Herrgott expreß fürs Bordell oder Mätressenthum in die Welt gesetzt worden zu sein, denn sie beeilen sich schon in frühester Jugend, d. h. in einem Alter, in welchem andere Mädchen noch nicht einmal von Liebe träumen, der Becher der Lust im vollsten Maße zu leeren. Kurz die moralische Verdorbenheit der im Süden lebenden freien farbigen „Ladies“, wenn wir sie so nennen dürfen, geht fast über alle Begriffe und ihr ausschweifender Lebenswandel ist es hauptsächlich, der die Städte Neworleans, Mobile, Savannah, Nashville, Little Rock, Natchez, Pensacola u. s. w. u. s. w. in jenen schlimmen Ruf der bodenlosen Liederlichkeit ge-

bracht hat, der ihnen auch heute noch anklebt. Doch wie wird ein solches Leben enden? Welche Folgen müssen nothwendigerweise aus einer so früh begonnenen und mit so viel Uebermaß fortgesetzten Ausschweifung und Liederlichkeit entspringen? Der Leser kann es sich denken, und wir brauchen die Sache also nicht weitläufig auszumalen. Genug, frühzeitiges Alter, Krankheiten aller Art, Elend im reichsten Maße und Verkommenheit an Leib und Seele sind nirgends in der Welt mehr zu Hause, als unter den freien Farbigen der Sclavenstaaten Nordamerikas. Allerdings einige wenige jener verrufenen Damen, die wir so eben geschildert haben, bringen es, obwohl wie natürlich nicht zu Ehre und Ansehen, doch wenigstens zu Wohlhabenheit oder gar Reichthum, wenn ihnen nemlich der Eine oder der Andere ihrer weißen Liebhaber zum Lohne für genossene Freuden sein Vermögen vermacht, und es gibt dann kein hochmüthigeres Geschöpf auf der Welt, als eine solche emporgekommene Mulattin oder Terceronin. Ja sie wird regelmäßig so weit im Hochmuthe gehen, daß sie sich selbst Sclaven und Sclavinnen anschafft, und wenn sie dieß thut, so übersteigt die Grausamkeit, mit der sie ihr lebendiges Eigenthum behandelt, meistentheils selbst die Rohheit des rohesten Sclavenaufsehers. Natürlich, denn die gräßliche geistige Armuth und die ganz und gar vernachlässigte moralische Erziehung können sich unmöglich verleugnen! Zum Glück jedoch sind solche Fälle des Reichthums äußerst selten und für gewöhnlich verkommen die älter gewordenen Lustdirnen in der tiefsten Armuth, gerade wie auch die männlichen freien Farbigen, weil sie ihr ganzes Dasein hindurch nur, was man sagt, in den Tag hinein gelebt haben, im Alter in der Regel in die

traurigste Lage kommen. Allein so zahlreich derlei abschreckende Beispiele sind, so denkt doch die jüngere Generation unter den freien Niggern beinahe nie daran, sich dieselben zur Lehre dienen zu lassen, sondern im Gegentheil gehts unter ihnen stets lustig und fidel oder vielmehr liederlich und ausgelassen her, gerade wie wenn es keine Zukunft gäbe, und auf dem Tanzboden wird alles verjubelt, was nicht für eitlen Tand und Putz schon vorher daraufgegangen ist.

Dieß führt uns zum Schlusse noch auf die Art und Weise, wie die freien Farbigen in der Union, besonders im Süden derselben, äußerlich aufzutreten pflegen, und es überkommt uns unwillkürlich ein Lächeln, wenn wir im Geiste die vielen Nigger und Niggerinnen, denen wir schon begegnet sind, vor uns Revue passiren lassen. Es gibt nemlich kein eitleres und putzsüchtigeres Geschöpf auf der Welt, als ein solches der schwarzen Race angehöriges Wesen, und es ist daher ihr Aufzug, besonders am Sonntag oder wenns auf den Ball geht, fast mehr als spaßhaft. Betrachten wir uns z. B. einen Niggerjüngling, so wird er beinahe regelmäßig, wenn er nemlich nur irgend das Geld dazu auftreiben kann, nach neuestem französischem Schnitt gekleidet einhergehen, d. h. er trägt einen schwarzen Frackrock und ditto schwarze Hosen, dazu eine weiße Weste nebst schneeweißem Hemd mit weit vorstehendem Jabot, ferner einen thurmhohen runden Castorhut, sowie eine weiße Cravatte mit breiter Masche, und schließlich immense himmelanstrebende bocksteife Vatermörder, zwischen denen die großen Rollaugen wie zwei Feuerrädchen herauslugen. Dazu kommen dann noch entweder massiv goldene oder doch wenigstens silberne und vergoldete Ohr=

ringe nebst hellgelben Glacéhandschuhen, während sich die rechte Hand mit einem leichten Spazierstöckchen bewaffnet hat. Das Lorgnon aber darf natürlich ebenfalls nicht fehlen, so wenig als das buntseidene Taschentuch, das aus der linken Rockbrusttasche heraussieht, und nur wenn er so ausgestattet ist, hält er sich für einen vollkommenen Gentleman. Dann jedoch stolzirt er einher, wie ein kalkuttischer Hahn, und spreizt sich auf, als wäre er der nobelste der Nobelmänner! Noch auffallender fast trägt sich eine freie Negerin, wenn sie nemlich auf diese oder jene Manier so viel Geld verdient, daß sie ihrer Putzsucht nichts versagen darf, und oft und viel wetteifern solche Dämchen in Pracht und Luxus mit den reichsten Ladies. Stelle dir nemlich vor, o Leser, du befindest dich in Neworleans oder einer andern südlichen Stadt (ja selbst in Newyork und Philadelphia kann dir dieß begegnen) und erblickest, wie du um eine Ecke biegst, plötzlich vor dir eine Dame in einem rothen oder weißen Spencer mit blauem, faltenreichem, hoch ausgepolstertem, schwerseidenem Oberkleide, in weißem Atlashute mit schwankenden Federn, auf leichten zierlichen Stiefelchen, die bei jedem Schritte seufzend krachen, in der rechten weiß behandschuhten Hand das feinste Mousselintaschentuch, in der linken aber einen elfenbeinernen Fächer, der unter Brüdern seine drei Louisdor's werth ist, dazu sich drehend und wendend, wie eine kokette Pfauhenne, und bei jeder Beugung von den üppigen Formen so viel sehen oder doch ahnen lassend, daß die Sinne aufs höchste dadurch gereizt werden, — stelle dir also ein solches Wesen vor, ist es dann nicht natürlich, daß du im schnellsten Schritte voraneilst, um der holden Schönheit ins liebliche Antlitz zu schauen? Aber siehe da, du hast sie überholt

und wendest dich um, wer steht nun vor dir? Ein roll-augiges Niggergesicht mit platter Nase, niedriger Stirne, schwülstigen Lippen und einem Unterkiefer, wie ihn kein Schwein hervorstehender und rüsselartiger aufweisen kann! Ist das nicht köstlich? Doch nicht immer wirst du auf diese Art enttäuscht, sondern nicht selten blickst du auch in ein Gesicht, so voll und rund, so lieblich und fein, so üppig und lüstern, wie du nicht leicht ein zweites unter der weißen Race finden kannst. Aber dann ists freilich keine Niggerin mehr, d. h. keine Schwarze im wahren Sinne des Wortes, sondern vielmehr ein Mischling von schwarz und weiß in der vierten oder fünften Generation, also eine Quatronin oder Quinteronin. Dann sind die Haare nicht mehr wollig, wie beim Schafe, die Nase ist nicht mehr eingedrückt wie beim Affen, und die Hautfarbe nicht mehr schwarz oder schwarzgrau, wie bei der Ebenholzwaare. Im Gegentheil, das Gesicht erglänzt in mattem durchsichtigem Weiß, d. h. in der Farbe der durchgesiebten Sandelholzasche; die Haare sind seidenartig gelockt und prangen in der üppigsten Fülle; das Auge obwohl schwarz, groß und rund, blickt schmelzend, sanft und schmachtend, so daß auch das kälteste Herz ihm nicht zu widerstehen vermag; die Lippen aber, die rothen schwellenden Lippen mit ihrem süßen Lächeln, nun diese sehen so kußeinladend aus, daß du unwillkürlich die Arme ausbreiten und die Holde an dich ziehen möchtest. Und nun vollends die Körperform, in welcher sich lüsterne Fülle mit der reizendsten schlanken Taille vereinigt hat, — beim Himmel, sollte man nicht meinen, Frau Venus verkörpert vor sich zu haben, oder wenigstens eine Houri aus dem Himmel der Muhammedaner? Allein sieh dir das liebliche Wesen

etwas näher an, so wirst du doch gleich merken, daß es keine Weiße ist, welcher du deine Bewunderung zollst, sondern eine Abkömmlingin des tief verachteten Negerstammes. Ueber ihr Antlitz nemlich ist ein Hauch verbreitet, der gleichsam nur wie ein Schatten unter der durchsichtigen Haut liegt, und dieser Hauch läßt sich nicht verwischen, selbst wenn noch vier Generationen darüber hingehen. Verriethe es dir aber auch die Hautfarbe nicht, wer die Dame ist, so verriethe es dir ihr Gang, ihr Benehmen, ihr Thun und Treiben, denn auch sie ist lustig bis zur Ausgelassenheit, auch sie ist putzsüchtig über alle Maßen, und auch sie steht auf demselben niedrigen sittlichen Boden, wenn nicht auf einem noch niedrigeren, als die eigentliche Niggerin.

Also verhält es sich mit den freien Farbigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika!





28.

Economy,

oder

der durchgeführte Communismus.

Im Jahre 1757 wurde einem Weber und Bauer, Namens Rapp im Dorfe Iptingen beim Kloster Maulbronn im Würtembergischen ein Söhnlein geboren, das in der Taufe den Namen Johann Georg erhielt und vom Vater zu dem nemlichen Lebensberuf erzogen wurde, den er selbst ausübte. Johann Georg Rapp erlernte auch wirklich die Weberei und trieb nebenbei, wie er älter geworden war, das Bauernhandwerk; dagegen aber las er, von innerem Drange getrieben, in den Feierstunden sowie besonders an den Sonntagen, viel in der Bibel und fand dort gar manche Stelle, mit welcher er das protestantische Glaubensbekenntniß, dem er angehörte, nicht in Einklang zu bringen vermeinte. Namentlich wollte ihm der zweiunddreizigste Vers des vierten Kapitels der Apostelgeschichte, allwo es heißt: „die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und eine Seele; und sagte keiner von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein," nicht aus dem Kopfe hinaus, und da nun auch sonst im neuen Testamente vielfach davon die

Rede ist, daß jeder gute Christ seinen Reichthum zu Gunsten der Gemeinde aufopfern sollte, so überzeugte er sich vollkommen von der Nothwendigkeit, alles Sondereigenthum aufzugeben und in Gütergemeinschaft mit den Gleichgesinnten zusammen zu leben. Natürlich übrigens behielt er diese seine Ansicht nicht blos für sich, sondern theilte sie vielmehr auch seinen Nachbarn und Nachbarinnen mit, und da er ein Mann von großem Verstande sowie von noch größerer Beredtsamkeit war, so brachte er es bald so weit, daß fast ganz Iptingen zu seiner Fahne schwur. Ja sogar über das Dorf hinaus drang sein Ruf und im Jahre 1790 konnte er bereits als das Haupt einer größeren Secte gelten. Nun natürlich schrieen die gutlutherischen Geistlichen vom ganzen Oberamt Maulbronn Zetermordio über ihn und verlangten vom Herzog Carl, er sollte den Sectirer mit sammt seinen Anhängern aus dem Lande jagen. Hiezu jedoch konnte sich der besagte Regent nicht entschließen, sondern gewährte vielmehr, als ein aufgeklärter Herr, den Rappisten vollkommene Religionsfreiheit; allein leider starb Herzog Carl schon anno 1793 und die nun folgenden Regenten Carl Eugen, Friedrich Eugen, sowie Friedrich II. erwiesen sich viel nachgiebiger gegen die zelotische Geistlichkeit. Somit wurde das neue Religions-Oberhaupt mit sammt seinen Anhängern auf alle Weise verfolgt, und im Jahre 1803 legte man ihm das Predigen und „Stundenhalten" vollständig nieder; ja man bedrohte ihn sogar mit hartem Gefängniß, wenn er in seiner Sectirerei fortfahre, und verlangte von ihm unbedingte Rückkehr in die orthodox-protestantische Kirche. Was Wunder also, wenn der auf diese Art so überaus hart bedrängte Mann seine Augen nach jenem Lande richtete, in welchem

damals allein vollkommene Denk- und Gewissensfreiheit existirte, nemlich nach den nordamerikanischen Freistaaten? Was Wunder, wenn er noch im selbigen Jahre 1803 mit seinem Sohne Johannes, nachdem er seine sämmtlichen Liegenschaften verkauft, sich nach Baltimore einschiffte, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie das hochgepriesene Land Amerika in der Wirklichkeit aussehe? Was Wunder, wenn seine sämmtlichen Anhänger, denen er versprach, in kurzer Zeit genaue und wahrhafte Nachrichten zukommen zu lassen, sich ebenfalls vorbereiteten, die alte Heimath zu verlassen und über'm Wasser drüben ein neues Vaterland zu suchen?

Aus diesem Grunde und auf diese Weise kam Johann Georg Rapp nach Amerika und nachdem er sich einige Monate daselbst umgesehen, kaufte er in der Grafschaft Buttler im Staate Pennsylvanien an dem Flüßchen Conequenessing, hundert Stunden von der Stadt Harrisburg entfernt in einer zwar fruchtbaren, aber damals noch völlig unbewohnten Gegend um einen geringen Preis ein Areal von sechstausend Acker Landes. Gleich darauf kehrte er nach Deutschland zurück, um seine Anhänger abzuholen, und hatte auch wirklich die Genugthuung, daß sich etliche und vierzig Familien entschlossen, ihr Schicksal an das seinige zu ketten. Noch im Spätherbst 1804 gingen die Auswanderer von Bremen aus unter Segel und schloßen dann am fünfzehnten Februar 1805, nachdem sie glücklich den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten, einen Gesellschaftsvertrag ab, der ganz auf communistische Grundsätze gebaut war. Jeder von ihnen schoß sein ganzes Vermögen in die gemeinschaftliche Kasse ein und zugleich wurde beschlossen, daß von nun an alle Arbeit, alle Nahrung, alles Ein-

kommen Gemeingut sein sollte. Den Johann Georg Rapp wählte man zum geistlichen, seinen Sohn aber zum weltlichen Vorstand und letzterem gab man noch sieben Aelteste bei, welche zu gleicher Zeit die Eigenschaften des obersten Gerichtes und der obersten Verwaltung in sich vereinigten. Nun ging man daran, sich häuslich einzurichten und das Land zu kultiviren, allein die Sache war doch schwieriger, als man es sich vorgestellt hatte, und die kleine Kolonie litt im Anfang vielen und bitteren Mangel. Bald fehlte es an Brod, bald an Kleidung, bald an Geräthschaften, und überdieß erwiesen sich die ersten Wohnungen, die man aus frischgehauenem Holze zusammenzimmerte, als äußerst mangelhaft. Dagegen aber hielten die Ansiedler so fest zusammen und waren zugleich so fleißig, daß nach und nach nicht nur alle Schwierigkeiten überwunden wurden, sondern daß ihr Dörfchen, welchem sie den Namen „Harmonie" (Harmony) gaben, mit der Zeit sogar ein städtisches Ansehen gewann. Sie verlegten sich nemlich nicht blos auf Viehzucht und Ackerbau, sondern sie errichteten auch Webereien, sowie andere Werkstätten, und alle ihre Fabrikate fanden einen reißenden Absatz. Nur Ein Hinderniß stand ihnen zu größerem Gedeihen im Wege, der niedrige Wasserstand des Flüßchens Conequennesing, welcher ihnen nicht erlaubte, so viel Mühlen zu errichten, als sie gern gethan hätten, und als daher im Jahre 1815 ein reicher Engländer ihnen die baare Summe von hunderttausend Dollars für ihr Gesammtanwesen bot, so zögerten sie keinen Augenblick, den vortheilhaften Handel einzugehen. Durften sie ja doch ihr Vieh und Mobiliar, zusammen im Werth von mehr als fünfzigtausend Dollars, mitnehmen, so daß sie also im Ganzen nunmehr ein Vermögen von hundertfünfzigtausend

Dollars besaßen, während ihr erstes Grundkapital kaum den zwanzigsten Theil dieser Summe betragen hatte!

Sie zogen nun in den Staat Indiana in die Grafschaft Posey, unmittelbar an den Wabaschfluß, kauften dort ein Areal von dreißigtausend Acres und gründeten das Städtchen New-Harmony. Hier fehlte es ihnen nicht an der gehörigen Wasserkraft und bald klapperten Mühlwerke in Menge; überdem erwies sich das Land so vortrefflich und fruchtbar, daß sie selbst Weinberge anlegen konnten, während die gewöhnlichen Felderzeugnisse ohnehin in üppigster Fülle gediehen. Ja sogar den Baumwollenbau führten sie ein, sowie die Seidenzucht, und ihr Reichthum stieg also in wenigen Jahren zusehends. Umgekehrt aber fehlte es auch hier nicht an Widerwärtigkeiten und insbesondere litten sie vom sogenannten Sumpffieber, welches viele der kräftigsten unter ihnen dahinraffte, während sie zugleich mit den wilden Thieren des Waldes und der Prairie einen schweren Kampf zu bestehen hatten. Die ganze Umgegend lag nemlich damals noch in tiefer Wildniß begraben und trotzdem sie Tag und Nacht Wache hielten, so konnten sie es doch nicht verhindern, daß die Bären und Wölfe oft große Verwüstungen in ihren Heerden anrichteten. Darum als ihnen im Jahre 1825 der vielbekannte und vielgenannte Socialist Robert Owen die große Summe von einer halben Million Dollars für ihre Niederlassung anbot, um daselbst seine socialistischen Ideen praktisch auszuführen, gingen sie auf den Vorschlag ein und schickten sich an, abermals weiter zu ziehen. Das Experiment Owen's mißglückte vollständig und derselbe mußte schon zwei Jahre darauf, weil sich alle Bande der Ordnung unter seinen Leuten auflösten, sein ganzes Besitzthum preisgeben, die

Rappisten aber wandten sich in's Pennsylvanische und kauften dort an der südöstlichen Grenze der Grafschaft Beaver hart am Ohioflusse eine Fläche von fünfunddreißigtausend Acres Landes an, auf welcher sie sofort ein Städtchen mit Namen Economy anlegten.

Dieß war nun ihre dritte Kolonie und merkwürdiger Weise gedieh dieselbe fast noch mehr als „Harmonie und New-Harmonie," obwohl sie mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und hiedurch zweimal dem völligen Untergange nahe kamen. Die Lage des Ortes allerdings war vortrefflich gewählt, denn das Land erwies sich als ebenso gesund wie fruchtbar und an Wasserkräften zur Errichtung von Fabriken u. s. w. hatten sie geradezu Ueberfluß, während der vorbeifließende schiffbare Ohio ihnen Gelegenheit genug gab, ihre Erzeugnisse abzusetzen. In dieser Beziehung also hatten sie nichts zu klagen und ebenso wenig that die Nachbarschaft dem Gedeihen ihrer Kolonie Abbruch, sondern im Gegentheil erwiesen sich die Herren Amerikaner, namentlich die Bewohner der nächsten Städte (wie besonders die von Pittsburg), außerst freundlich und zuvorkommend gegen sie. Dagegen aber erwuchs ihnen in ihrem eigenen Innern ein Feind, der die communistische Kolonie vollständig aufzulösen drohte und dieser Feind war kein anderer, als eben der Communismus selbst. Noch immer nämlich huldigten sie dem Grundsatze der Gütergemeinschaft, und wer in die Gesellschaft aufgenommen werden wollte, mußte, wenn man ihn nach einem vierwöchigen Noviziat der Aufnahme für würdig erfunden hatte, sein gesammtes Vermögen in den allgemeinen Seckel legen. Noch immer arbeiteten sie gemeinschaftlich zusammen, unter der Aufsicht ihrer Aeltesten, und keiner durfte größere An-

sprüche machen als der andere, selbst wenn das, was er leistete, vielleicht drei- oder viermal so viel werth war, als die Leistungen eines Minderstarken oder Minderbegabten! Natürlich aber wollte dieß mit der Zeit Manchem nicht mehr gefallen und insbesondere meinte der Hofrath Doktor Friedrich Haller, ebenfalls ein Württemberger, der sich als Arzt den Rappianern angeschlossen hatte, daß es ein Unsinn sei, die sämmtlichen Angehörigen der Kolonie über Einen Kamm zu scheeren, indem doch offenbar der Befähigtere und Fleißigere auf größeren Lohn Anspruch habe, als der Faule und Kopflose. Ihm stimmten etwa noch achtzig andere Familienväter bei und zwar gerade die verständigsten und gebildetsten, allein Johann Georg Rapp, der bisher in der Gemeinde sozusagen als unumschränkter Hohepriester und König geherrscht hatte, wollte in keinem Stück nachgeben, und so kam es denn, daß der besagte Doktor Haller nebst seinen achtzig Gleichgesinnten — im Ganzen waren es mit Männern und Kindern etwa vierhundert Köpfe — seinen Austritt aus der Gemeinschaft erklärte. Das war ein böser Schlag für Economy, denn nicht blos gingen durch diesen Austritt die besten Kräfte verloren, sondern man mußte sich auch dazu bequemen, den Scheidenden ihre früheren Einlagen zurückzuzahlen;*) doch bald sollte es noch weit schlimmer kommen.

---

*) Hofrath Doktor Friedrich Haller gründete nach seinem Austritt aus der Rappisten-Kolonie mit seinen Gleichgesinnten das Dörflein Bloomingvalley oder Blumenthal bei Williamsfort im Pennsylvanischen und entsagte von nun an allen communistischen Grundsätzen. Jede Familie seiner Niederlassung hatte vielmehr ihren eigenen Privatbesitz und arbeitete für eigene Rechnung; Haller

Kaum nemlich fing die Gemeinde an, sich in Etwas von dem Verlust der Hallerianer zu erholen, als sich im Jahre 1831 ein Feind in sie einschlich, der auf nichts Geringeres ausging, als das ganze Anwesen zu zertrümmern oder vielmehr den Rapp abzusetzen und sich zum unumschränkten Alleinregenten zu machen. Dieser Feind hieß eigentlich einfach Bernard Müller und war seines Zeichens ein weggeworfener Theologe, allein auf seinen verschiedenen Wanderungen durch die Welt, wo er bald in dieser, bald in jener Form die Menschen zu berücken suchte, genügte ihm dieser simple Name nicht und er bediente sich daher gewöhnlich ganz anderer weit schönklingender Titel. So trat er unter Anderem in Offenbach am Main, wo er den Leuten von einer geistigen Weltmonarchie vorfaselte und sich für berufen erklärte das neue Jerusalem zu gründen, unter dem welschtönenden Namen eines Marchese „Proli“ auf und wieder anderswo beanspruchte er, ein Conté de la Valette zu sein. Weil es ihm nun aber mit seinen Religionsschwindelgeschäften, obwohl er den gottbegeisterten Schwärmer mit viel Geschick spielte, in Deutschland nicht recht glücken wollte, ging er anno 1831 nach Nordamerika in der Hoffnung, dort eher Narren zu finden, die Lust hätten sich betrügen zu lassen, und diese seine Hoffnung täuschte ihn auch nicht. Kaum nehmlich hatte er sich unter dem angenommenen Namen eines Grafen „Maximilian von Leon“ in Pittsburg niedergelassen und den daselbst lebenden Deutschen

---

selbst aber wurde in der neuen Kolonie so hoch verehrt, daß er bis an seinen Tod, der erst vor etwa zehn Jahren erfolgte, zu gleicher Zeit die Stelle des Predigers, Richters, Bürgermeisters und Arztes versah.

von seiner himmlischen Mission Kunde gegeben, so ließen sich ihrer etliche und Zwanzig herbei, Alles zu glauben, was er ihnen vorpredigte. Damit aber war er natürlich nicht zufrieden, sondern er strebte vielmehr nach einem weit größeren, sowie namentlich auch einträglicheren Wirkungskreise, und setzte sich deßhalb sofort mit Rapp, dem Oberhaupte des reichen Economy, in Verbindung. Auch wußte er diesem, der zwar viel Verstand, aber sehr wenig Lebenserfahrung und Weltkenntniß besaß, durch seinen Grafentitel sowie durch die hochtönende Sprache, die er führte, insbesondere jedoch durch das gottbegeisterte Erleuchtetsein, welches er heuchelte, in der That so zu imponiren, daß er eingeladen wurde, nach der Rappistenkolonie zu kommen, um dort durch seine prophetischen Vorträge das Menschenheil befördern zu helfen. Natürlich folgte Graf Leon der Einladung mit größtem Vergnügen und da er nicht blos ein sehr guter Redner, sondern auch ein überaus schöner Mann war, der sich ein gewisses Ansehen zu geben wußte, so gewann er bald einen großen Einfluß auf die Gemeindemitglieder, vor allem auf die Weiber. Diesen suchte er mit jedem Tage zu steigern und zwar theils durch die Behauptung, daß der Geist der alten Propheten über ihn gekommen sei, theils durch geheime Winke, die er über seine nicht sowohl gräfliche als vielmehr fürstliche Abstammung fallen ließ; allein erst als er sich fest genug wußte, trat er etwas kühner auf, den Anfang damit machend, daß er die Gemeinschaft der Güter auch „auf die Gemeinschaft der Weiber" ausgedehnt wissen wollte. „Die freie Ehe muß herrschen," rief er in seiner imponirden pathetischen Weise und — ein großer Theil der Weiber, sowie wenigstens einzelne der Männer, stimmten ihm bei.

Nun merkte Rapp, wie viel Uhr es geschlagen habe, und besprach sich deßhalb mit den älteren und also auch gesetzteren Mitgliedern seiner Gemeinde, auf welche Weise am besten das ihnen durch den Grafen Maximilian von Leon drohende Uebel abzuwenden wäre; allein dieses Uebel hatte schon zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß es noch vollständig auszurotten gewesen wäre. Kurz es kam nun zu öffentlichen Auftritten, d. h. zu Skandalen der unsaubersten Art, und das Ende vom Liede war, daß sich die Gemeinde in zwei Theile spaltete. Die Einen, ihrer etwa fünfhundert, worunter besonders Männer und Frauen gesetzteren Alters, erklärten sich für Rapp und das alte System, die Andern aber, gegen dreihundert, folgtem ihrem neuen Propheten, dem Verkündiger des Gesetzes der freien Ehe; natürlich aber nicht, ohne daß sie sich vorher „ihren Part“ am Reichthum von Economy, im Ganzen hundertundzwanzigtausend Dollars, hätten herausbezahlen lassen. Graf Maximilian wandte sich nun in die Grafschaft Berks im Pennsylvanischen und kaufte dort mit dem ihm anvertrauten Gelde Grundbesitz, um darauf das „Neue Jerusalem“ zu gründen, indem er zugleich alle Gläubigen zu sich rief, damit sie des bevorstehenden Weltuntergangs wegen bei ihm Errettung fänden; allein während die Häuser zu seiner Kolonie errichtet wurden, lebte er auf solch’ ausschweifende und zugleich verschwenderische Weise mit seinen „Freundinnen,“ den Anhängerinnen der freien Ehe, daß den Uebrigen endlich die Augen aufgingen und eine offene Rebellion ausbrach. Somit nahm er von den hundertundzwanzigtausend Dollars, was noch vorhanden war, flüchtete sich nach Natchitoches in Louisiana, lebte dort in dulci jubilo, bis er den letzten Thaler vergeudet hatte, und

stürzte sich dann in den Redriver, um seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen; seine betrogenen Anhänger aber zerstreuten sich zum Theil in der Welt, zum Theil bleiben sie in dem halbfertigen New-Jerusalem, ohne jedoch mehr etwas vom Weltuntergang, von der freien Ehe und vom Communismus wissen zu wollen.

Auf diese Art endete die „Proli-Verschwörung“ gegen den Bestand von Economy, und man wird daraus ersehen haben, daß es beinahe zum Sturz der Kolonie gekommen wäre. Auch konnte sich dieselbe, wie man sich wohl denken kann, von diesem Schlage fast unmöglich mehr erholen, denn die Hälfte ihrer Mitglieder war ausgeschieden und die Zurückgebliebenen gehörten meist der kräftigen Jugend nicht mehr an; allein Rapp wußte doch bald die gewohnte Ruhe und Ordnung, so wie auch den gewohnten Fleiß wieder einzuführen und so gelang es wenigstens, den pekuniären Schaden schon nach kurzer Zeit auszugleichen. Auch suchte er durch neue Gesetze dafür zu sorgen, daß sich weder ein „Proli-“ noch eine „Haller-Scene“ repetiren könnte, indem er zugleich sein eigenes Ansehen als „Oberster Priester und Patriarchalischer Regent„ vollkommen wiederherstellte, und darum durfte er sich auch, als er, ein neunzigjähriger Greis, am 7. August 1847 zum Sterben kam, mit Stolz zurufen: „was noch keinem gelungen, ist mir gelungen, denn ich habe den Communismus praktisch durchgeführt.“ Freilich eine andere Frage ist die, ob das Werk auch Bestand hat oder vielmehr Bestand haben kann, und in dieser Beziehung dürfte die Antwort minder stolz ausfallen. Zwar allerdings brachte selbst der Tod Rapps, obwohl dieser sozusagen das belebende Element seiner Gemeinde

oder vielmehr ihr „Alles und Alles“ gewesen war, keine besondere Störung hervor, sondern man schritt sofort zur Wahl eines neuen Patriarchen, und dieser ein gewisser Becker oder Baker, wie er sich in Amerika schreibt, versieht noch jetzt diese Würde, während die Gemeinde in der gewohnten Weise zu leben fortfährt; allein — wie lange wird dieß noch so gehen? Die andern communistisch-socialistischen Ansiedlungen der Deutschen in Amerika, z. B. die preußische Separistengemeinde Ebenezer in Georgien am Savannahflusse, das württembergische Separatistendorf Zoar im Staate Ohio am Ohiokanale, die Keilsche Kolonie in Bethel in Missouri am Northriver, das klösterliche Anwesen des Konrad Beissel im Ephrata im Pennsylvanischen,*) die „Gesellschaft des Weibes in der Wüste“ (so nannte sich nach der Offenbarung Johannis eine weitere communistisch-religiöse Gemeinde) im Germantown ebenfalls im Pennsylvanischen, und wie sie alle heißen mögen, sind doch sämmtlich entweder bereits zu Grunde gegangen oder doch dem Untergange sehr nahe und die englischen sowie ohnehin die französischen Stiftungen dieser Art können sich keineswegs rühmen, mehr Lebensfähigkeit zu besitzen, — sollte nun das Eine Economy eine Ausnahme machen? Um hierüber in's Klare zu kommen, wird es am besten sein, wenn wir uns in ihm etwas näher umsehen, denn

---

*) Von Ephrata haben wir schon bei Gelegenheit des Aufsatzes über die Städtenamen gesprochen. Anzuführen ist noch, daß sich die „Brüder und Schwestern“ in Ephrata eigene Klosternamen gaben, aber zum Unterschied von den katholischen Mönchen und Nonnen keine „christlichen“ sondern „heidnische,“ wie z. B. Zenobia, Iphigenia u. s. w., oder Onesimus, Herodotus, Spartanicus u. s. w.

sobald wir sein Inneres kennen, wissen wir auch, ob es gesund ist oder nicht.

In materieller Beziehung, um zuerst hievon zu sprechen, könnte Economy nicht besser gestellt sein, als es gestellt ist, denn nicht blos hat es lediglich keine Schulden, sondern es besitzt sogar Kapitalien, und da es nie verbraucht, was es einnimmt, so erhöht sich natürlich sein Reichthum mit jedem Jahre. Diesen Wohlstand verdankt es, wenigstens zum Theil, der Nähe von Pittsburg, welches nur sieben Stunden entfernt liegt und bekanntlich zu einer der größten Manufakturstädte der Welt herangewachsen ist. Hiedurch hob sich nemlich der Werth des Grundbesitzes in der ganzen Umgegend um ein Bedeutendes und eine Farm, die vor zwanzig Jahren noch um fünfhundert Dollars zu haben war, kostet jetzt ebenso viele Tausende. Noch mehr fast trug zur Steigerung dieses Grundbesitzwerthes wenigstens bei Economy der Umstand bei, daß dasselbe von einer Eisenbahn der sogenannten „Ohio- und Pennsylvania-railroad," durchschnitten wird und nebenbei vermittelst des Ohio, an dem es liegt, allen größeren Städten des Westens durch tägliche Dampfschifffahrtsverbindungen nahe gerückt ist, denn es hat hiedurch für alle seine Produkte ohne große Transportkosten einen Markt gefunden. Am meisten übrigens gewann die Rappistenkolonie durch die Thätigkeit und die Ausdauer ihrer Bewohner, so wie durch die Sparsamkeit ihrer Vorsteher. Ueberdieß muß man wissen, daß letztere sowohl in Beziehung auf den Ackerbau als auf die Gewerbe nicht auf die gewöhnliche, hergebrachte, schlendriansmäßige Manier verfuhren, sondern vielmehr in allen Branchen der Arbeit solche Verbesserungen einführten, daß sie bald allgemein als Vorbilder galten, die man zum

Muster nehmen müsse. So ließen sie z. B. Schafe aus Spanien kommen, weil ihnen die einheimische Zucht nicht edel genug war; aus England aber bezogen sie Rindvieh, sowie aus Deutschland Weinreben und Obstbäume. Frankreich lieferte ihnen die Mühlsteine zu ihren Dampfmahlmühlen, Italien die Cocons zu ihren Seidenwebereien und die Schweiz die Gestelle zu ihrem großartigen Bienenhaus. Kurz sie wurden nicht müde, Umschau in der Welt zu halten, damit ihnen ja das Neueste und Beste nicht entgehe, und selbst der Schönheitssinn lebte in ihnen, wie sich sogleich Jeder überzeugen kann, der nach Economy kommt. Nicht blos nemlich sind die sämmtlichen Privatwohnungen, ihrer etwa zweihundert, recht nett und zierlich, meist zwei Stockwerke hoch, erbaut, sondern jedes Haus ist auch von einem wohlkultivirten Garten umgeben, in welchem ganz dieselben Gemüse gezogen werden, an denen wir uns in Deutschland erlaben; die öffentlichen Gebäude aber, wie z. B. das sogenannte Museum mit dem Naturalienkabinet, das Gesellschaftshaus mit seinem großen Saale, und besonders die stattliche Kirche mit ihrem hohen Glockenthurm, auf dem eine „Stunde und Viertelschlagende Uhr" — eine große Seltenheit in Amerika — nicht fehlt, zeichnen sich sogar durch einen reinen architektonischen Styl aus. Ueberdem führt eine Wasserleitung durch alle Straßen des Städtchens und allüberall herrscht eine Reinlichkeit und Ordnung, die dem Auge überaus wohlthut. Kurz in seinen materiellen Verhältnissen dürfte Economy nicht leicht etwas zu wünschen übrig lassen und jedenfalls wird es hierin von keiner andern Kolonie oder Niederlassung von ähnlicher Größe und Ausdehnung übertroffen. Wie steht es nun

aber mit den geistigen und religiösen Verhältnissen? Haben auch diese Lebensfähigkeit?

Gleich im Augenblicke fallen uns eine Menge von Eigenthümlichkeiten auf, die wir in sonstigen christlichen Gemeinden nicht finden. Nach dem Grundsatze des Communismus nemlich soll nicht blos „die Arbeit" gemeinsam sein, sondern auch „das Vergnügen und der Genuß." Soweit kommen die sämmtlichen Gemeindemitglieder viermal in der Woche Abends im großen Saale des Gesellschaftshauses „beim lieben Vater," wie man den Vorstand und Patriarchen nennt, zusammen, gerade wie wenn sie nur Eine Familie bildeten, und der gute Vater hält einen Vortrag über diesen oder jenen Gegenstand, während die Pausen durch Gesang ausgefüllt werden; am Samstag aber ist regelmäßig großes Concert im selben Lokale, wobei übrigens die Musikstücke nicht von „gemietheten" Künstlern, sondern von lauter Angehörigen „der Familie" executirt werden. Die beiden noch übrigen Tage, nemlich der Sonntag und Mittwoch sind dem Gottesdienste gewidmet, und zwar sowohl der Morgen als der Abend: allein es ist kein Gottesdienst wie wir ihn gewohnt sind. Zwar allerdings findet er in der Kirche statt und sein Hauptheil besteht in einer Art von Predigt oder Vorlesung, doch — wo bleibt die Kanzel und der Altar? An ihrer Statt sieht man ein sogenanntes Emporium oder eine hölzerne Erhöhung mit einem Tische, um welchen in bequemen Armsesseln der Vorstand mit den zwei ehrwürdigsten Aeltesten herumsitzen, während die Gemeindemitglieder in einiger Entfernung von ihnen auf Bänken Platz nehmen. Orgel ist auch keine da und obwohl der Kirchengesang, nicht selten von Instrumenten begleitet, nicht fehlt, so staunt man

doch nicht wenig über die Melodien, die gesungen werden, denn diese sind lustigen Wirthshausliedern entnommen, und man glaubt, wenn man die Augen zumacht, so daß man die Kirche nicht sieht, in irgend einer Kneipe unter fidelen Zechbrüdern zu sitzen. Noch sonderbarer dünkt einem Laien die Predigt oder Vorlesung selbst, da sie beinahe regelmäßig in ein Zwiegespräch des Gemeindevorstehers mit den Gemeindemitgliedern umspringt, oder vielmehr weil sie dazu benützt wird, um irgend einem Bruder oder einer Schwester mit Nennung des Namens für diesen oder jenen begangenen Fehler einen kleinen Strafsermon zu halten, gegen welchen die also Gemaßregelten oft und viel repliciren. Natürlich läuft übrigens Alles ganz gemüthlich ab und nachher ist man wieder so gut Freund, wie vorher, denn Friede und Einigkeit gilt als oberster Grundsatz in der Gemeinde. Deßwegen „dutzt" sich aber auch Alles untereinander ohne irgend einen Unterschied, und selbst gegen die Fremden macht man keine Ausnahme, worüber sich die Amerikaner, die so etwas gar nicht gewohnt sind, nicht wenig wundern. Um übrigens auf die religiösen Gebräuche der Rappisten zurückzukommen, so kennt man unsere gewöhnlichen Feiertage in Economy nicht, da Rapp dieselben als papistischen Kram gleich von Anfang an über Bord warf. Dagegen wurden drei besondere Festtage eingeführt, welche alljährlich unter eigenthümlichen Ceremonien begangen werden; nemlich der fünfzehnte Februar als der Stiftungstag der Gemeinde, der Pfingsttag, als der Tag, wo die Rappisten den heiligen Geist empfingen, und das Erntefest im Herbste, an welchem man dem Schöpfer für die empfangenen Wohlthaten dankt. An diesen drei Tagen nun hält man im Gesellschaftssaale große gemeinschaftliche

Festessen, sogenannte Liebesmahle, ab, wobei und zwar in der reichlichsten Fülle dieselben Speisen aufgetragen werden, wie im Schwabenlande an den Hochzeiten, den Taufschmäusen und den Kirchweihen; am Abend aber zieht man auf den Kirchhof — einen wirklich recht schön gelegenen und mit Obstbäumen aller Art bepflanzten Platz, in dessen Mitte sich ein großer terassenförmig angelegter und mit Pappelbäumen eingefaßter Hügel erhebt — hinaus, singt die Lieblingslieder der Gemeinde, hört einen Vortrag des Patriarchen, der den Hügel als Kanzel benützt, an und begibt sich dann, nachdem man sich auf diese Art erbaut, frohvergnügt frühzeitig zu Bette. So wird es in Economy mit der Religion gehalten und sozusagen selbstverständlich ist, daß alle sonst bei Katholiken oder Protestanten üblichen Gebräuche, insbesondere auch die Sakramente, wegfallen, alldieweil nur die Bibel nebst dem Urchristenthum als maßgebend gilt. Dagegen spielt in den religiösen Vorträgen die Offenbarung Johannis und das Weltende nebst dem tausendjährigen Reiche eine Hauptrolle, und das ganze religiöse Bestreben der Rappisten geht dahin, sich vorzubereiten, um Christum zu empfangen. „Die menschliche Natur muß abgelegt werden, damit man die geistige anziehen könne," ist der leitende Gedanke ihres ganzen Thun und Treibens, und um den Leib zu tödten, muß man sich natürlich manche Genüsse versagen, an welchen sich die übrigen Menschenkinder erfreuen. Hierher gehört z. B. das Tabakrauchen, Tabakkauen und Tabakschnupfen, denn es verunreinigt den Körper, und man findet deßhalb in ganz Economy weder eine Pfeife, noch eine Schnupftabaksdose. Ja sogar das „Pflanzen" des Tabaks ist schon verpönt, dieweil man nichts dazu beitragen soll, daß andere

Menschen Gelegenheit finden, zu sündigen! Kurz es ist ein eigenthümliches Völklein, das Völklein der Rappisten in Economy; allein in allen den bisher angeführten religiösen Sonderbarkeiten läge doch noch nichts, was mit Nothwendigkeit den Untergang oder die Auflösung der Gemeinde zur Folge hätte. Dagegen aber — wie verhält es sich mit einem andern Religionsgebrarch, auf den wir nun zu sprechen kommen, nemlich mit dem Grundsatze der Ehelosigkeit? Im Anfang d. h. in den ersten Jahren nach der Stiftung der Sekte war das Heirathen durchaus erlaubt, und Rapp selbst hatte nicht blos eine Frau, sondern auch Kinder und Enkel. Natürlich übrigens durfte nie eine „Andersgläubige" heimgeführt werden, weil hiedurch nur Störung und Aergerniß entstanden sein würde, und Rapp behielt sich daher „das Erlaubnißgeben" zu einer Hochzeit vor, d. h. er machte das Eingehen einer jeden Ehe von seiner Einwilligung abhängig. Wie nun aber der berüchtigte Bernhard Müller oder Proli mit seiner freien „Liebe und Ehe" die Gemeinde beinahe gesprengt hätte, fing Rapp an, über die Ehe etwas genauer nachzudenken und fand nun aus, daß man das Heirathen ganz und gar lassen müsse, „dieweil man im Himmel nicht freit." Letztere Worte stehen in der Bibel geschrieben und folglich läßt sich daran auch nicht zweifeln. Ueberdieß wenn es der Endzweck unserer irdischen Pilgerlaufbahn ist, uns auf den Himmel „fertig" zu machen, thun wir da nicht wohl daran, schon hier Alles abzulegen, was in den Himmel nicht paßt, und wird es uns Gott also nicht, als ein besonderes Verdienst anrechnen, wenn wir dem ehelichen Leben entsagen? Auf diese und andere ähnliche Weise kalkulirte Rapp, und da er, wie schon gesagt, eine große Beredtsamkeit

besaß, so gelang es ihm nicht unschwer, auch den übrigen Gemeindemitgliedern die Ueberzeugung beizubringen, daß nicht nur für die Zukunft keine Ehe mehr unter ihnen abgeschlossen werden dürfe, sondern daß auch die bestehenden Ehebündnisse sofort aufzulösen seien. Somit ahmte man das Beispiel der „Shakers oder Zitterer“ nach und — die Folgen konnten natürlich nicht ausbleiben. Nicht nur nemlich hörte, wie sich von selbst versteht, aller und jeder Nachwuchs auf, sondern es traten auch von dieser Zeit an eben des Cölibatgesetzes wegen nur noch wenige neue Mitglieder ein. Wenn aber welche kamen und sich zum Eintritt anmeldeten, so waren es meist elende verkommene Menschen, die sich auf andere Manier nicht mehr zu helfen wußten und die man daher unbedingt abweisen mußte. In Folge dessen sank die Zahl der Rappisten, die zu ihrer höchsten Blüthezeit über tausend Seelen stark gewesen waren, auf etwa zweihundert und zwanzig Mitglieder herab und von all' den Häusern, die noch stehen — einen Theil derselben brach man ab, da man sie ja nicht benützen konnte — sind höchstens fünfzig bewohnt. Ja es läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit berechnen, bis wann die ganze Kolonie ausgestorben sein wird, denn die meisten jener Zweihundertundzwanzig sind Greise oder Greisinnen und nur sehr wenige stehen zwischen Fünfzig und Sechzig! Demgemäß geht Economy demselben Schicksal entgegen, dem noch alle communistisch-religiösen Etablissements erlegen sind, d. h. es hört auf und sein Vermögen fällt dem Staate anheim, wenn nicht die Letztüberlebenden andere Verfügungen treffen. Warum aber? Einfach, weil der Communismus in seinen Consequenzen ein Unding und

die Ehelosigkeit nebst dem Cölibatgesetz eine Naturwidrigkeit ist!

Schließlich muß ich noch einer andern Sonderbarkeit der Rappisten erwähnen, nemlich ihrer Art und Weise sich zu kleiden. In dieser Beziehung richteten sie sich durchaus nicht nach der Sitte des Landes, in welchem sie leben — in Amerika trägt sich alle Welt französisch und der ganze Unterschied besteht nicht sowohl im Schnitte, als in der mehr oder minder größeren Feinheit und Reichheit des Stoffes —, sondern sie behielten vielmehr ihre schwäbische Bauerntracht bei, d. h. die Männer tragen (selbst jetzt noch) Lederhosen und Jacken oder Wämser von blauem Tuche, während die Weiber in kurze Röcke, die kaum über die Knie herabgehen, in weiße Strümpfe mit Zwickeln, so wie in „Kittel mit Leibchen" gekleidet sind. Ueberdieß sitzt ihnen auf dem Kopfe eine schwarze Haube, den Hals umschließt ein Granatenmuster und über den Rücken hängen lange mit Bändern durchflochtene Zöpfe herab. Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die Amerikaner, welche die Neugierde oder ein Geschäft nach Economy führt, vor Staunen sich kaum zu fassen wissen? Doch genug! In fünfzehn Jahren ist Economy in andern Händen und dann existirt wieder eine Narrheit weniger in der Welt.



